Predigten von

H.H. Prälat Prof. Dr. Georg May

2013

Herausgegeben von Wolfgang E. Bastian

www.glaubenswahrheit.org

Inhaltsverzeichnis

Die offenbare Herrlichkeit Gottes (Epiphanie, 06.01.2013) *4*
Das Beispiel der Urchristenheit (13.01.2013) *7*
Ein heiliger Martyrerbischof (20.01.2013) *11*

Das Leiden Jesu Christi

(1) Unser Herr am Ölberg (27.01.2013) 14
(2) Judas Iskariot (03.02.2013) 17
(3) Der religiöse Prozess Jesu (10.02.2013) 21
(4) Der politische Prozess (17.02.2013) 26
(5) Jesus vor Herodes (24.02.2013) 31
(6) Jesus vor Pilatus (03.03.2013) 34
(7) Pilatus fällt das Todesurteil (10.03.2013) 38
(8) Jesus stirbt am Kreuze (17.03.2013) 42

Der Herr ist wahrhaft auferstanden (Ostersonntag, 31.03.2013) *46*
Unsere Auferstehung von den Toten (Ostermontag, 01.04.2013) *50*
Das Damaskuserlebnis (07.04.2013) *53*
Wege zu Gott (14.04.2013) *56*
Gottes Offenbarung (21.04.2013) *60*
Halte fest, was du hast! (28.04.2013) *63*
Die Heilige Schrift – Wort Gottes in Menschengestalt (05.05.2013) *67*
Die Erhöhung unseres Herrn (Christi Himmelfahrt, 09.05.2013) *70*
Der Glaube (12.05.2013) *73*
Das Wirken des Heiligen Geistes (Pfingstsonntag, 19.05.2013) *77*
Löschet den Geist nicht aus! (Pfingstmontag, 20.05.2013) *82*
Der dreieinige Gott nach der Lehre des Apostels Paulus (Dreifaltigkeitssonntag, 26.05.2013) *85*
Jesu Verheißung der Eucharistie (Fronleichnam, 30.05.2013) *88*
Glaube als Übergabe des Menschen an Gott und als Fürwahrhalten (02.06.2013) *90*
Man kann sich den Himmel verdienen (09.06.2013) *94*
Wert und Bedeutung des Leibes (16.06.2013) *97*
Die Tugend der Mäßigkeit (23.06.2013) *101*

Das fünfte Gebot

(1) Du sollst nicht töten (30.06.2013) 104
(2) Der Selbstmord (07.07.2013) 107
(3) Todesstrafe, Notwehr und Krieg (14.07.2013) 110

Das sechste Gebot

(1) Mann und Frau nach Gottes Ordnung (21.07.2013) 113
(2) Die Tugend der Keuschheit (28.07.2013) 116
(3) Die Ehe nach Gottes Willen (04.08.2013) 120
(4) Eheliche Pflichten (11.08.2013) 123
Die in die himmlische Herrlichkeit aufgenommene Gottesmutter (Mariä Himmelfahrt, 15.08.13)..127
(5) Verfehlungen gegen die Normen des geschlechtlichen Lebens (18.08.2013) 129

Das achte Gebot

(1) Ehre, Ehrung, Ehrenschutz, Ehrverletzung (25.08.2013) 133
(2) Die Ehre des Nächsten (01.09.2013) 136

Der Glaube

(1) Vernunft und Glaube (06.10.2013) 140
(2) Gott als Inhalt und Beweggrund des Glaubens (13.10.2013) 143
(3) Eigenschaften und Früchte des Glaubens (20.10.2013) 146
(4) Der Glaube und das Heil (27.10.2013) 150
Gnade und freier Wille (Allerheiligen, 01.11.2013) *154*
(5) Das Bekenntnis des Glaubens (03.11.2013) 157
(6) Das Werte der Glaubensverbreitung (10.11.2013) 161
(7) Sünden gegen den Glauben (17.11.2013) 166
(8) Gefahren für den Glauben (24.11.2013) 171

Gottes Nähe (01.12.2013) *175*
Johannes, der Vorläufer des Herrn (08.12.2013) *178*
Rufer in der Wüste (15.12.2013) *181*
Geschichte und Mythos (22.12.2013) *185*
Jesus wahrer Mensch und wahrer Gott (25.12.2013) *188*
Die Kirche als Organ der Endzeit (26.12.2013) *191*
Treu im neuen Jahr (01.01.2014) *193*

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die offenbare Herrlichkeit Gottes

06.01.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Epiphanie, der Erscheinung des Herrn Versammelte!

Jahrtausende, Jahrhunderttausende haben die Menschen Gott gesucht. Sie wollten ihn erkennen. Sie wollten seine Wirklichkeit und seine Eigenschaften erforschen. Sie wollten ihn geneigt stimmen durch Opfergaben und Gebete, und sie wollten ihn versöhnen, wiederum durch Opfer, indem sie das Beste, was sie hatten, hingaben, manchmal ihre eigenen Söhne und Töchter. Wir wissen von Menschenopfern, welche die Heiden dargebracht haben, um die Götter zu versöhnen. Sie suchten Gott in der Natur, in den gewaltigen Erscheinungen wie Erdbeben, Gewittern, Überschwemmungen. Sie suchten Gott in der Geschichte. Sie fragten: was bedeutet es, dass wir einen Sieg erringen? Und was hat es zu besagen, dass wir eine Niederlage erleiden? Was will Gott uns damit sagen? Die Menschen suchten Gott auch im Gewissen. Sie wussten, dass eine Stimme in ihnen spricht, die sie tadelt, wenn sie Böses tun, und die sie lobt, wenn sie recht gehandelt haben. Man kann nur mit Ehrfurcht vor dem Suchen der heidnischen Menschen nach Gott stehen. Gott hat sich nicht unbezeugt gelassen. Die Menschen vor Christus und außerhalb der öffentlichen Offenbarung in Israel waren nicht von Gott verlassen. Gott bot ihnen, jedem Einzelnen, seine Gnade an. Und wir dürfen vermuten, dass manche, vielleicht viele, diese Gnade angenommen haben, indem sie ihrem Gewissen gefolgt sind. Deswegen erinnert das Zweite Vatikanische Konzil an die Kirche von Abel, dem Gerechten, an. Es gab eine Kirche vor der Kirche, eine unsichtbare Kirche vor der sichtbaren, und zu ihr gehörten alle Gerechten vor dem Erscheinen des Herrn. Die Menschen der Vorzeit haben etwas geahnt von der Macht und der Größe Gottes. Seine Wirklichkeit erschien ihnen so überragend, dass alle Völker, mit einer Ausnahme, einen Viel-Gott-Glauben hatten. Sie meinten, das Numinose, also das Göttliche, lasse sich nicht in einer einzigen Person, in einer einzigen Wirklichkeit zusammenfassen. Man müsse es zerlegen in viele Götter. Und die Athener, die besonders fromm sein wollten, bauten einen Altar dem ‚Unbekannten Gott'. Sie wollten keinen von den Göttern vergessen haben.

Von den Einwirkungen der göttlichen Gnade auf den einzelnen Menschen, auch in der Zeit vor Christus, verschieden ist die amtliche Offenbarung. Gott hat sich ein Volk auserwählt, dem er eine öffentliche Kundmachung zugehen ließ. Es war das Volk der Juden. Das Heil kommt von den Juden, ob man will oder nicht. Mannigfach und auf vielfältige Weise hat Gott einst zu den Vätern geredet in den Propheten. Sie, diese gotterweckten Männer und Frauen, waren die Werkzeuge, deren sich Gott bediente, um seine Offenbarung zu den Menschen gelangen zu lassen. Sie hielten den Ein-Gott-Glauben in Israel aufrecht, obwohl die Juden immer wieder zu den Göttern der Umgebung neigten. Sie nährten die Erwartung auf den Erlöser. Der hervorragendste unter den Propheten ist der große Isaias. Von ihm haben wir heute in der Epistel gehört: „Auf, werde Licht, Jerusalem, denn es kommt dein Licht, und die Herrlichkeit des Herrn erstrahlt über dir!" Die Religionsgeschichte lehrt uns: Jahrtausende, Hunderttausende von Jahren, haben die Menschen Gott gesucht. Aber einmal ist das Suchen und das Sehnen der Menschen zu Ende. Es kommt zu einem Ziel, wenn Gott sich aufmacht, zu den Menschen zu kommen. Das Unerhörte ist geschehen: Der Unsichtbare wird sichtbar. Der unendlich Ferne wird nahe. Der Unbegreifliche kann erfasst werden. Gott wurde ein Mensch, damit er den Menschen so nahe kommen könnte wie nur möglich. Und von ihm schreibt ein Augenzeuge, Johannes: „Was da war von Anfang an, was wir gehört, was wir gesehen, was wir mit unseren Händen betastet haben, das Wort des Lebens, es ist sichtbar geworden, das ewige Leben, das beim Vater war, das

wir gesehen und gehört haben, das verkünden wir euch nun." Das ist die Sprache des Augenzeugen. Das ist die Sprache des Apostels, der im Abendmahlsaal an der Seite des Herrn geruht hat. Für die abendländische Christenheit liegt das Schwergewicht der Menschwerdung auf Weihnachten. Wir feiern den 25. Dezember, den Tag des Sol Invictus, der unbesiegten Sonne, die jetzt wieder länger zu scheinen beginnt. Wir feiern diesen Tag, weil er ein historisches Datum ist. An diesem Tage kam das Licht der Welt zur Erde. Die morgenländische Christenheit feiert auch diesen Tag, aber sie verbindet ihn mit der Epiphanie, mit dem Erscheinen des Herrn, mit dem Sichtbarwerden seiner großen Herrlichkeit. Gottes Herrlichkeit ist sichtbar geworden, und die Kirche zeigt uns diese Sichtbarkeit in drei Bildern. Erstens in dem Erscheinen der Magier, zweitens in der Taufe des Herrn im Jordan und drittens bei dem Wunderwirken auf der Hochzeit zu Kana.

Die Herrlichkeit Gottes hatte sich einst auf dem Tempel niedergelassen, auf der Bundeslade, und nur mit Erschütterung betraten die Priester einmal im Jahre das Allerheiligste. Jetzt aber hat sich die Herrlichkeit Gottes niedergelassen auf dem Menschen Jesus von Nazareth. „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen", sagt Johannes, „die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater." Die erste Weise, wie sich Gott offenbart, wie seine Herrlichkeit erscheint, ist die Anbetung der Weisen. Ein Stern verkündet die Geburt des neuen Königs, nicht nur von Juda, sondern der ganzen Welt. Wer ist geboren? Der die Welt der Sterne geschaffen hat und der ihren Lauf lenkt. Der ist geboren, von dem Johannes sagt: „Durch ihn ist alles geworden, und nichts was geworden ist, ist ohne ihn geworden." So wird es weitergehen im Leben dieses Kindes. Die Natur bezeugt, dass ihr Schöpfer gekommen ist. Die Himmel erkannten diesen Gott, indem sie einen Stern sandten. Das Meer erkannte ihn, indem es seinen Füßen als tragfähig sich erwies. Die Erde erkannte ihn, denn sie bebte, als er starb. Die Sonne erkannte ihn, denn sie verbarg sich, als das Leben am Kreuze verblich. Die Felsen erkannten ihn, denn sie zersprangen bei seinem Tode. Ja sogar die Unterwelt erkannte ihn, denn sie gab ihre Toten heraus. Aber nicht nur die Natur verkündet die Herrlichkeit des Sohnes Gottes. Auch die Menschen stimmen in den Lobpreis ein. Gelehrte des Ostens folgen der Führung des Sternes. Der ist geboren, der in die Herzen hineingreift und sie anregt, sich auf den Weg zu ihm zu machen. Nicht nur schlichte Hirten, auch studierte Männer finden den Weg zum Heiland. Der Stern hat sie geführt, aber dass sie dem Stern folgen, das ist darauf zurückzuführen, dass ihr Herz innerlich berührt wurde, in dem Stern das Zeichen des großen Gottes zu erkennen. Die Weisen fallen nieder und beten an. Der ist geboren, der einen Namen trägt, der über allen Namen ist. Der ist geboren, in dessen Namen sich alle Knie beugen müssen, im Himmel, auf der Erde und unter der Erde. Der ist geboren, von dem gilt: Es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, in dem sie selig werden können. Wahrhaftig, das Erscheinen der Magier offenbarte seine Herrlichkeit.

Das zweite Ereignis ist die Taufe Jesu im Jordan. Auch sie offenbart seine Herrlichkeit, denn er ließ sich taufen, obwohl er die Bußtaufe nicht nötig hatte, er, der Sündlose. Er ließ sich taufen, um jede Gerechtigkeit zu erfüllen, um den Menschen zu zeigen: Man muss gegen Gott bedingungslosen Gehorsam beweisen, auch wenn man der Sohn Gottes ist, ja gerade, wenn man der Sohn Gottes ist. Getauft wurden viele. Aber nur bei einem öffnete sich der Himmel und stieg der Geist Gottes wie eine Taube auf ihn herab. Es ertönte eine Stimme: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe." Das heißt: Der himmlische Vater bekennt sich zu seinem Sohn. Das ist Offenbarung seiner Herrlichkeit. Getauft wurden viele, aber nur zu einem sagt Johannes der Täufer: „Nach mir kommt einer, dem die Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin. Er tauft mit Heiligem Geist und mit Feuer."

Das dritte Ereignis, dessen wir heute gedenken, ist die Hochzeit zu Kana. Hochzeiten im alten Israel waren feierliche Geschehnisse. Die ganze Verwandtschaft kam, oft Hunderte von Menschen. Auch diesmal werden Viele zugegen gewesen sein, sonst wäre ja der Wein nicht ausgegangen. Sie haben zu viel getrunken, die Gäste. Und deswegen ist Maria voll Sorge. „Sie haben keinen Wein mehr!" Wie soll es da weitergehen? Wie soll denn da die Freude anhalten? Sie sagt es ihm, weil sie weiß, er allein kann Abhilfe schaffen. Und er tut es. Er tut das, was sonst niemand tun kann, außer Gott. Er verwandelt Wasser in Wein. Er zeigt seine Macht über die Natur, denn er ist der Herr der Natur. So machte Jesus den Anfang seiner Wunder, offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn. Diesem Wunder werden viele andere folgen, denn seine Wunderkraft erschöpft sich nicht. Dem

Aussätzigen, der ihm sagt: „Wenn du willst, kannst du mich rein machen“, antwortet er: „Ich will, sei rein!“ Und als das Meer tobt und ein Seebeben entsteht und der Sturm heult, da sagt er: „Schweig!“ „Verstumme!“ Und das Seebeben legt sich, und der Sturm fällt zusammen. Meine lieben Freunde! Wunder sind Tatsachen. Wunder und Naturgesetz widersprechen sich nicht, sind vielmehr beide Geschöpfe des allmächtigen Gottes. Wunder sind eine Kundgebung der Macht Gottes. Diese Kundgebung besteht nicht darin, wie man immer wieder polemisch sagt, dass Naturgesetze durchbrochen werden. Die Naturgesetze werden gar nicht durchbrochen, sondern zu ihnen kommt eine neue Kraft hinzu, das ist ja gerade das Wunder, dass die am natürlichen Vorgang beteiligten Kräfte nicht ausreichen, um das Geschehnis zu bewirken, sondern dass eine neue Kraft sich bemerkbar macht. Die Naturgesetze bleiben in Kraft, aber eine neue Kraft kommt hinzu. Mit Gottes Macht greift eine übernatürliche Macht in den Geschehensverlauf hinein und überlagert ihn. Lassen Sie sich nicht irremachen, meine lieben Freunde. Wir sind weder wundersüchtig noch wunderflüchtig. Wir sind wundergläubig, weil wir an den glauben, der gesprochen hat: „Es werde Licht!“ Und es ward Licht.

Diese Ereignisse sind der Kommentar zu dem, was Johannes im Prolog seines Evangeliums schreibt: „Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“ Ich weiß nicht, ob Sie jemals, meine lieben Freunde, die Weihnachtserzählungen der schwedischen Dichterin Selma Lagerlöf gelesen haben. Sie sind lesenswert. In einer dieser Geschichten sagt die Großmutter zu ihrer Enkelin: „Dies aber sollst du dir merken, denn es ist so wahr, wie ich dich sehe und du mich siehst. Es kommt nicht auf Lichter und Lampen an, und es liegt nicht an Mond und Sonne, sondern was not ist, das ist, dass wir Augen haben, Gottes Herrlichkeit zu sehen.“ Was not ist, dass wir Augen haben, Gottes Herrlichkeit zu sehen. Die Epiphanie, das ist das griechische Wort für Erscheinung, die Epiphanie des Herrn ist der umfassende Ausdruck für die göttlichen Geheimnisse auf unserer Erde. Die ganze Schöpfung preist seinen Namen. „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ heißt es im 18. Psalm. Alle Offenbarung ist Epiphanie. Das Leben Jesu und die Existenz der Kirche, so verhüllt ihr Glanz sein mag, das ist Epiphanie des großen Gottes. Christus in seiner Geburt, in seinem Wirken, in seinem Sterben, auch in seinem Wiederkommen, ist die Offenbarung Gottes. Und er will, dass auch seine Kirche an dieser Epiphanie Teil hat, dass durch seine Kirche etwas von seiner Macht und Größe, von seiner Liebe und seiner Güte offenbar wird. Ach, meine lieben Freunde, dass doch auch in unserem Leben wenigsten ein schwacher Lichtschein von der Herrlichkeit Gottes sichtbar werden möchte.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Beispiel der Urchristenheit

13.01.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir begehen heute das Fest der Heiligen Familie. Damit ist die Familie in Nazareth gemeint, also Maria und Josef und der Jesusknabe. Aber ich will unsere Überlegungen nicht auf diese Heilige Familie richten, sondern auf die Familien, wie sie in der urchristlichen Zeit sich darstellen, nach den Zeugnissen, die wir haben. Und solche Zeugnisse liegen uns vor, unwiderlegliche, unbestrittene Zeugnisse.

Wenn wir in ein Haus einer urchristlichen Familie, also etwa im zweiten Jahrhundert gehen, dann fällt uns nichts besonderes auf. Es ist ein Haus wie andere Häuser auch, aber ein Unterschied ist vorhanden. Während in den Häusern der Heiden Götterstatuen stehen, als Stier, als Adler oder auch als Mensch dargestellt, fehlen diese Götterstatuen bei den Christen. Solche Bilder stellen sie nicht auf. Was sehr früh uns bezeugt ist an Statuen, das ist der Gute Hirt mit dem Lamm auf den Schultern. Die Christen wussten, dass sie durch den Empfang der Taufe neue Menschen geworden sind, geschaffen in Gerechtigkeit und Heiligkeit. Und sie wussten auch, dass sie verpflichtet sind, als neue Menschen zu leben. Sie erinnerten sich an die Mahnung des Apostels, sie sollten Gotteskinder sein ohne Schuld und Fehl, inmitten eines bösen und verkehrten Geschlechtes, in dem sie leuchten wie Sterne im Weltall. Keine Kleinigkeit, in der Finsternis des Heidentums zu leuchten wie Himmelslichter. Der Heide gibt für seine Götter nicht ein Stück seines Mantels, der Christ opfert für seinen Glauben das Leben. Woher dieser Unterschied? Wo liegt die Quelle der Kraft? Die Christen lebten aus der Erinnerung an die Taufe. Die Karsamstagsnacht war ihnen unvergesslich. Sie wurden in dieser Nacht in Christus eingeführt durch die Taufe. Dreimal wurden sie untergetaucht und aus der Taufe stand der neue Mensch auf, geschaffen in Gerechtigkeit und Heiligkeit. Der Mensch der Sünde war begraben, der Mensch der Heiligkeit kam aus der Taufe hervor. Jetzt war der Christ ein Glied Christi, jetzt war er ein Bruder Christi, jetzt war er ein Blutsbruder Christi geworden, jetzt war Gott im Himmel sein Vater geworden. Diesem Geschehnis musste er in seinem Leben gerecht werden. Nun musste er aber auch würdig leben seiner Berufung. „Wer aus Gott geboren ist, tut keine Sünde“, schreibt der Apostel Johannes in seinem ersten Briefe. Der Glaube des jungen Christentums war Tat und Leben. Wir wissen vom Bruder des Papstes Pius I., aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts, dass die meisten Christen der Römischen Gemeinde ihre Taufunschuld bis zum Ende des irdischen Lebens bewahrt haben, und das in dem römischen Babel! Besonders rühmenswert in einer Welt der Leidenschaft und des Lasters war das Verhalten der Christen gegenüber der Geschlechtlichkeit. Sie erinnerten sich an die Mahnung des Apostels: „Bringt eure Leiber als ein lebendiges, Gott wohlgefälliges Opfer dar.“ Und so haben schon frühzeitig viele Männer und Frauen auf die Ehe und auf jede geschlechtliche Betätigung verzichtet und sich als jungfräuliche Menschen Gott dargeboten. Dieses hohe Ideal stand von Anfang an in unserer Kirche fest, und seit dem dritten Jahrhundert kennen wir die gottgeweihten Jungfrauen. Die Christen achteten streng auf voreheliche Keuschheit, auf Einehe und eheliche Treue. In einem christlichen Hause gab es keine geschiedene Ehe. Mann und Frau waren einander in treuer Liebe verbunden. Sie wussten, dass sie ein Abbild der Vermählung Christi mit der Kirche sein sollen, wie es im Epheser-Brief geschrieben steht. Tertullian, der christliche Schriftsteller, schreibt in seinem Buch an seine Frau: „Wie sollten wir das Glück jener Ehen schildern, welche die Kirche stiftet, das Opfer befestigt, der Segen besiegelt und Gottvater bestätigt? Welch schönes Zweigespann sind zwei Christen, welche eine Hoffnung, eine Lebensweise, einen Dienst haben. Sie beten gemeinsam, sie fasten gemeinsam, sie

belehren, ermahnen, ertragen sich gegenseitig. Zusammen sind sie in der Kirche und am Tische des Herrn. Zusammen durchleben sie Bedrängnis, Verfolgungen und glückliche Tage.“ So schreibt Tertullian in seinem veröffentlichten Buch an seine Frau. Nur eine unauflösliche Ehe kennen die Christen. Die Heiden machten es ihnen anders vor. Ehescheidung ist an der Tagesordnung. Es gab damals stadtbekannte Damen der Gesellschaft, die ihre Lebensjahre nicht nach den bürgerlichen Jahren berechneten, sondern nach der Zahl der Ehemänner, die sie gehabt haben. Die christlichen Eheleute beobachten das Gebot des Herrn. Was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen. Auch nach dem Tode eines Gatten gingen sie nur ungern eine zweite Ehe ein. Die zweite Ehe erschien ihnen als etwas Minderes und war deswegen verpönt. Ehebruch gehörte zu den Kapitalsünden wie Mord oder Glaubensabfall, konnte nur nach einer langen, harten Kirchenbuße und nur einmal im Leben vergeben werden. Die Kinder wurden angenommen, wie Gott sie schickte. Kinderscheu war in den christlichen Familien unbekannt, um so verwunderlicher in einer genußsüchtigen satten Zeit, die gegen das Kind eingestellt war. Wir wissen, dass zum Beispiel Kaiser Augustus strenge Gesetze erließ gegen diejenigen, die absichtlich kinderlos bleiben. Sie wurden höher besteuert. Aber seine Maßnahmen richteten kaum etwas aus. Die Christen waren kinderfroh, obwohl sie wussten, du erziehst deine Kinder vielleicht für die Raubtiere, dass sie den Löwen, den Tigern vorgeworfen werden. Aber bei allen Bedenken sagten sie sich: „Der Herr ist mein Hirt', was wird mir mangeln?“ Alles Bangen war verflogen. Die Heiden kannten die Aussetzung der Kinder. Sie waren vertraut mit der Abtreibung. Nichts dergleichen bei den Christen. Die Kinder werden angenommen und erzogen, werden zu Christen gemacht, werden fromm in den Glauben eingeführt. Jungfrauen und Jungmänner bewahren ihre Unversehrtheit vor der Ehe. Der heidnische Arzt Galenus schreibt von der geschlechtlichen Reinheit und Unversehrtheit der Christen.

Die christliche Familie betete. Man hatte bestimmte Gebetszeiten: die neunte Stunde, die zwölfte Stunde, die fünfzehnte Stunde des Tages. Dazu kamen natürlich das Morgen-, das Tisch- und das Abendgebet, Gebet vor der Arbeit, Gebet vor dem Bade. Was wurde gebetet? Nun ja, hauptsächlich die in der Heiligen Schrift enthaltenen Gebete: Hymnen, Loblieder, wenig Bittgebete, meistens Lob- und Dankgebete. Die Christen machten häufig das Kreuzzeichen, zur Abwehr der Dämonen und zur Erinnerung an das Leiden Christi. Seit der Taufe gehörte der Christ Christus an. Und Christus lud sie ein, jeden Sonntag zum Gottesdienst. Um 150 gab es in Rom bereits vierundzwanzig Kirchen. Sie waren gewöhnlich so gebaut wie das Haus eines vornehmen Römers. In einem Atrium mit Säulenhalle. Dort versammelte man sich oder auch auf den Friedhöfen. Da gab es Begräbniskirchen, und diese waren besonders sicher. Bis zum Jahre 250 hat die Polizei solche Kirchen niemals nach Christen abgesucht. In den Grabstätten gab es Gottesdienststätten, Katakomben. Auch da fand man sich ein zum Gedächtnis der Verstorbenen. Der sonntägliche Gottesdienstbesuch war für die Christen eine Selbstverständlichkeit. Als sie vor Gericht geführt wurden, da haben sie dem Richter erklärt: „Wir können nicht ohne den Gottesdienst sein!“ Und wie verläuft der Gottesdienst? Wir haben eine ziemlich einläßliche Beschreibung bei dem Kirchenschriftsteller Justinus, um 150. Er beschreibt uns den Gottesdienst, nämlich: „Zunächst werden die Aufzeichnungen der Propheten und der Apostel verlesen. Dann hält der Vorsteher eine Anrede, wo er die Christen ermahnt, auf die gehörten Weisungen durch ein heiliges Leben zu antworten. Dann stehen wir alle auf und schicken Gebete zum Himmel. Wenn die Gebete zu Ende sind, wird Wein, Wasser und Brot aufgestellt. Der Vorsteher sendet Gebete und Danksagungen empor. Das Volk stimmt mit „Amen“ zu. Und dann geschieht die Ausspendung und der gemeinsame Genuss dessen, was konsekriert worden ist. Denen, die nicht zugegen sind, wird es durch einen Diakon zugesandt.“ Das ist die Beschreibung, die Justinus vom Gottesdienst gibt - unsere Messe! Mehr konnte er nicht sagen, denn die Geheimnisse der Eucharistie waren eine Geheimlehre. Man wollte sie nicht dem Spott der Heiden preisgeben.

Die christliche Familie tat Gutes. Sie war hervorragend in der Mildtätigkeit. Viele Almosen wurden gegeben, den eigenen Armen, Kranken, Gefangenen, den geplagten Mitchristen in der Welt. Wenn irgendwo eine Verfolgung war, wurde sofort eine Kollekte veranstaltet, und der Erlös wurde den Christen zugesandt, ob sie nun in Kleinasien oder in Spanien die Verfolgung ertragen mussten. Wer nichts hatte, fastete und gab das, was er damit erspart hatte, zur Sammlung. „Ist ein Armer unter ihnen“, schreibt der Schriftsteller Aristides, „ist ein Armer unter ihnen, und sie haben selbst keinen

Überschuss, so fasten sie zwei oder drei Tage und geben das Ersparte dem Armen.“ Tertullian, der ja immer auch scharf gesprochen hat, schreibt in einem seiner Bücher: „Wir sind Brüder, auch wenn es sich um das Vermögen handelt, wo bei euch“, bei den Heiden, „die Brüderlichkeit ja aufhört. Wir, die wir nach Geist und Herz verbunden sind, tragen kein Bedenken, unsere Habe mitzuteilen.“ Die Liebe schloss keinen aus, nicht den Juden, nicht den Heiden. Aus dem Glauben heraus waren die Christen mildtätig über alle Maßen.

Außerhalb des Hauses, also in der Öffentlichkeit, unterschieden sie sich wenig von den Heiden. In dem einen oder anderen Gewerbe, das mit dem Götterkult zusammenhing, waren die Christen nicht vertreten. Also: sie waren keine Maler und Bildhauer, keine Schauspieler und Schulmeister, keine Wettkämpfer und Gladiatoren, keine Tempelhüter und Wahrsager. Diese Berufe waren verpönt, und wer getauft werden wollte, musste ihn aufgeben. Sonst waren die Christen überall vertreten. Sie waren Arbeiter, sie waren Kaufleute, Handwerker, Schiffer, Bauern, Soldaten. Jawohl - gerade unter den Soldaten finden wir viele Christen. Um 1900, meine lieben Freunde, fand man in unserer Nähe, in der Saalburg, eine Flöte, die Flöte eines Soldaten, eine brauchbare Flöte. Und auf dieser Flöte stand geschrieben: „Annius, ein Soldat der berühmten 22. Legion, gläubig in Christus“. Weit von der Heimat entfernt, im kalten germanischen Norden, wohnte der christusgläubige Soldat. Was in ihm lebte, das konnte er nicht in die Welt schreien, aber er schreibt es auf seine Signalpfeife. Er flüstert es einem vertrauten Kameraden beim Lagerfeuer zu. Er bleibt, was er ist, und er wirbt, wo er kann. Christen sind weniger Beamte, denn Beamte standen immer in Gefahr, an der öffentlichen Opferfeier teilnehmen zu müssen. Viele Freie waren unter den Christen, aber noch mehr Sklaven. Auch viele aus den unteren Klassen der Bevölkerung. Leicht verständlich, denn die Christen machten keine Unterschiede unter den Menschen. Vor Christus waren alle gleich, und das zog die Sklaven und die Handarbeiter an. Die Gleichheit der Menschen vor Gott und die gleiche Teilhabe an Christus war es, was sie ansprach und was sie zum Christentum führte. Es gab auch Gelehrte, es gab weltbekannte Professoren, die sich zum Christentum bekehrten, aber nicht viele. Im Stadtgetriebe fehlten die Christen nirgends. Sie wohnten den öffentlichen Gerichtssitzungen bei. Sie handelten auf dem Markte. Sie benutzten die Bäder. Sie erfreuten sich an den Jahrmärkten. Sie standen mit beiden Beinen auf der Erde, aber es gab eine Grenze. Sie besuchten kein Theater. Warum nicht? Weil die unsittlichen Darstellungen ihnen ein Gräuel waren. Sie gingen nicht in die Arena. Sie wollten nicht erleben, wie Menschen sich gegenseitig niedermetzeln. Sie erschienen auch nicht bei den öffentlichen Mahlzeiten, denn dort wurde das Fleisch von geopferten Tieren verzehrt.

Die Christen waren gewissenhafte Staatsbürger. Sie erinnerten sich, dass Paulus ihnen geschrieben hatte: „Seid untertan jeglicher Obrigkeit!“ Also - sie beobachten die Gesetze, sie beteten für den Kaiser, sie zahlten ihre Steuern, sie waren tapfere Soldaten. Tertullian rief den Heiden zu: „Von den Eurigen sind stets die Kerker gefüllt“ - von den Heiden – „aber keinen Christen findet ihr dort! Und wenn doch, dann nur, weil er ein Christ ist.“ In einem gehorchten die Christen nicht, nämlich wenn es um den Kirchenaustritt ging, um die Verleugnung des Glaubens. Da waren sie entschlossen, lieber ihr Leben zu lassen als Verrat an Christus zu üben. Die Christen gaben sich auch nicht ungehemmt der Welt hin, dem Gebrauch der Welt, dem Genuss der Welt. Sie hatten in den Ohren und im Herzen, was Paulus den Philippern geschrieben hat: „Unsere Heimat ist im Himmel!“ Sie erinnerten sich auch an die Mahnung: „Die mit der Welt verkehren, sollen sich so verhalten, als verkehrten sie nicht, denn die Gestalt dieser Welt vergeht.“ Die Christen waren überzeugt von der Vergänglichkeit des Irdischen und von dem Weg in die ewige Heimat. Ihr Streben ging dahin, dass sie mit Christus vereinigt werden, vielleicht durch seine Parusie, in jedem Falle aber durch den Tod. Die bei den Heiden vielfach übliche Leichenverbrennung lehnten die Christen ab. Sie hielten sich an die altehrwürdige und edle Sitte der Erdbestattung. Sie schmückten ihre Gräber mit Bildern und Symbolen, die die Hoffnung auf das selige Leben im Jenseits ausdrückten.

Worin, meine lieben Freunde, lag die Kraft der christlichen Familie im zweiten Jahrhundert? Sie lag in der Christusverbundenheit. Diese Verbundenheit gab ihnen die Kraft zu musterhaftem Familienleben, zum herrlichen Gemeindeleben, zur tapferen Stellungnahme der Außenwelt gegenüber, zur sieghaften Selbstmeisterung, zur selbstlosen Hilfsbereitschaft, zum mutigen Bekenntnis, zum heldenhaften Martyrium. Die Christen des zweiten Jahrhunderts können uns Lehrmeister sein.

Als in Holland das Christentum in Blüte stand, also etwa bis zum Jahre 1950, als das Christentum dort vorbildlich war für ganz Europa, inniger Glaube, feste Verbindung mit der Kirche, Sittenreinheit, da gab es in Holland fast nur kinderreiche Familien. Dann brach der Glaube zusammen, dann brach die Disziplin zusammen, und dann hörte der Kindersegen auf. Ein Protestant triumphierte: „Die biologische Gegenreformation in Holland ist beendet." Jawohl, sie war beendet! In Christus, mit Christus und durch Christus leben, das war das Signum der Urchristen des zweiten Jahrhunderts. Möchten wir nicht, meine lieben Freunde, möchten wir nicht versuchen, ihrer wert zu werden?

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Ein heiliger Martyrerbischof

20.01.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Kirche ist auf dem Fundament der Apostel aufgebaut. Die Apostel sind gestorben, aber sie haben Nachfolger hinterlassen. Wir nennen sie Bischöfe. Im Jahre 110 schreibt der hl. Ignatius von Antiochien, dass überall in der Kirche die Gemeinden durch Bischöfe geleitet werden. Einen dieser Bischöfe wollen wir heute einmal näher betrachten. Es ist der Bischof Cyprian von Karthago. Karthago war damals eine große Stadt, ihre Ruinen liegen heute in der Nähe von Tunis. Cyprian war kein Schwarzafrikaner. Er war ein Römer, der mit italischen Kolonisten nach Afrika gekommen war. Er stammte aus einem wohlhabenden Hause. Seine Eltern ließen ihn zum Juristen ausbilden. Er war ein gesuchter Rechtsanwalt, ein bedeutender Redner. Die Menschen drängten sich um ihn. Er war Heide, und der Götterhimmel stand über ihm, aber er imponierte ihm nicht. Er war unzufrieden mit dieser Religion, passte sich freilich äußerlich den Formen an. Er streute Weihrauch, er verehrte den Zeus, den obersten der Götter. Er genoss auch die Freuden des heidnischen Lebens und ließ sich von Lastern mitreißen. Aber er war innerlich unzufrieden. Er suchte - und er fand. Er lernte einen alten Christen kennen, Caecilianus. Dieser Christ wurde sein Lehrer. Er war Vater einer kinderreichen Familie, und Cyprian lernte das Leben einer christlichen Familie kennen: die feine, gebildete Frau, die wohlerzogenen Kinder, die ihrem Gott dienten, aber sich von den gefährlichen weltlichen Vergnügungen fernhielten. Sie gingen nicht ins Theater, sie betraten nicht die Arena, sie lebten das schwere, harte Leben einer christlichen Familie. Und dieser Christ Caecilianus gewann Cyprian für den Glauben. Er nahm zum Dank dafür den Namen Caecilius an, nach seinem geistlichen Lehrer Caecilianus. Im Jahre 246 empfing er die Taufe. In seiner Erstlingsschrift „Ad Donatum“ jubelt er das Glück, das er gefunden hat, in die Welt hinaus:

„O seliger Friede der Seele, nun ist die Vergangenheit für mich tot.
Christus lebt in mir, nur für ihn will ich leben.“

Die Gemeinde in Karthago freute sich über die Bekehrung des angesehenen Rechtsanwaltes. Sie sah ihn gern in ihrer Mitte. Er war ein Vorbild der religiösen Gewissenhaftigkeit. Er war ein Vater der Armen. Es kam das Jahr 248 heran. Es war Bischofswahl. Das Volk verlangte stürmisch Cyprian zum Bischof. Er mochte sich sträuben, wie er wollte. Die Menschen gaben nicht nach, und so wurde er Bischof von Karthago. Das war der rechte Bischof für die rechte Zeit. Eine Musterdiözese hatte Cyprian nicht übernommen. Die vergangenen vierzig Jahre waren eine Zeit relativer Ruhe für die Christen, abgesehen von der kurzen Verfolgung unter Maximinus Thrax. In dieser relativ ruhigen Zeit waren viele Menschen zum Christentum geströmt, auch Vornehme, auch Beamte. Die Kirche nahm zu an Umfang und konnte ihre Organisation ausbauen. Aber dem äußeren Wachstum entsprach nicht das innere. Der lange Friede wirkte vielfach erschlaffend. Manche Kleriker und Laien gerieten in Weltsinn und Lauigkeit. Cyprian begann die Reformarbeit beim Klerus: „Der Klerus hat sich von allen nichtgeistlichen Tätigkeiten fernzuhalten.“ So verordnete er. „Die im jungfräulichen Stande leben, müssen alles Gefährliche und Bedenkliche meiden.“ Aber damit nicht genug.

Um seine Familie zu prüfen, sandte Gott, wie Cyprian bemerkte, eine neue Verfolgung. Sie war von kurzer Dauer, aber sie war heftig, gefährlich und systematisch durchgeführt. Von 250 bis 251. Der Kaiser, der sie durchführte, Decius, war ein tüchtiger Herrscher. Warum inszenierte er eine der grausamsten Christenverfolgungen der Alten Zeit? Das Römische Reich fiel auseinander. Der Kaiser woll-

te es zusammenhalten, und als Vorbedingung sah er die religiöse Einheit an. Sie konnte nach seiner Meinung nur im Heidentum geschehen. Das Christentum musste verschwinden. Diejenigen, die sich fernhielten vom Kult, diejenigen, die die Umzüge nicht mitmachten, diejenigen, die die Staatsreligion ablehnten, mussten liquidiert werden. Und so inszenierte er eine grausame Verfolgung. Er wurde wegen seiner Verfolgungswut als der „große Drache" angesehen. Der Kaiser hatte wahrscheinlich gar keine Gewissensbedenken bei seinen Maßnahmen. Er war überzeugt, dass er aus Staatsnotwendigkeit, aus Staatsräson, um mit Frau Merkel zu sprechen, dass er aus Staatsräson diese Maßnahmen traf. Das erste Edikt erging Ende 249 oder Anfang 250: „Alle Untertanen, ob Frauen oder Männer, ob Kinder, ob Sklave oder Freie, müssen dem Kaiser, dem göttlichen Geiste des Kaisers, ein Opfer darbringen. Wer nicht bereit ist zu opfern, ist einzukerkern, in Ketten zu legen, zu foltern. Bleibt er verstockt, ist sein Vermögen einzuziehen und derselbe dem Tode zu überliefern." Als einer der ersten fiel der Papst in Rom, Fabian. Und zwar, ein merkwürdiges Zusammentreffen: am heutigen Tage, am 20. Januar 250, wurde Fabian als Märtyrer des Glaubens hingerichtet. Kaum war das Edikt des Kaisers in Karthago bekannt geworden, da zog der Pöbel durch die Straßen: „Cyprianus ad leones", Cyprian vor die Löwen. Der Tag des Opfers brach an. Da lachten die Heiden, und da schämten sich die Christen, denn zahlreiche Christen drängten sich zu opfern. Manche mussten für später bestellt werden, weil sie an dem Tage nicht dran kamen. Andere gaben den Beamten, die mit der Opferdarbringung betraut waren, Geld, damit sie ihnen die Bescheinigung ausstellten, dass sie geopfert hätten, obwohl sie nicht geopfert hatten. Und dann die Entlastungsversuche: Ich kann doch nicht mein Vermögen verlieren, ich kann doch nicht meinen Stand aufgeben. Ich bleibe im Inneren, was ich bin. Ich verliere sonst meinen Posten, ich verliere meinen Verdienst. So waren die Entschuldigungen. In Großstädten wie Rom, Smyrna, Karthago, Alexandrien gab es einen massenhaften Abfall. Selbst einige Bischöfe wurden dem Glauben untreu. Doch darüber darf man nicht vergessen, dass das gläubige Christentum lebte. Die Gefängnisse waren mit Christen überfüllt. Die Henker zerfleischten sie mit Geißeln, zerschlugen sie mit Knüppeln, verrenkten sie auf der Folterbank, zerrissen sie mit der Kralle, versengten sie mit Feuer. Das alles wissen wir aus der Schrift des Cyprian „De lapsis". Ich habe sie vorgestern noch einmal gelesen. Aber sie blieben treu bis zum Tode. Das ergreifende Schicksal des Numidicus erschütterte alle. Erst wurde seine Frau verbrannt, dann wurde er dem Feuertode überliefert, aber als er wie tot aufgelesen wurde, stellte man fest, dass er gar nicht tot war. Seine Tochter war in rührender Sorge um ihren Vater bemüht.

Wo blieb der Bischof in diesem Orkan des Hasses? Als der Opfertermin herankam, bestürmten Laien und Priester den Cyprian: „Verbirg dich an einem unbekannten Ort, hier kennt dich jedes Kind. Was haben wir von deinem Tode? Die Herde ist dann verlassen. Du musst die Herde aus der Ferne trösten und kräftigen und zusammenhalten. Sonst ist alles verloren." Cyprian schwankte lange hin und her. Er schaute nach bei dem Kirchenschriftsteller Tertullian. Er hatte zuerst das Ausweichen erlaubt, aber dann verboten. Er schlug nach im Matthäusevangelium. Und was las er da? „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, dann zieht in die andere." So hat er sich bereitgefunden, in ein Versteck auszuweichen. 15 Monate hat er darin verharrt. Aber er war nicht untätig. Viele Briefe gingen hin und her. Er schlichtete Streitfälle. Er ermutigte, er tröstete. Dass er nicht entdeckt wurde, schreiben manche Historiker der Tatsache zu, dass er einflussreiche Freunde unter den Heiden hatte, die ihre schützende Hand über ihn hielten. Der Christ braucht sich nicht zum Martyrium zu drängen. Er muss es bestehen, wenn es gefordert wird, aber er braucht sich nicht dazu zu drängen.

Im Frühjahr 251 ließ die Verfolgung nach. Der Kaiser war durch einen Einfall der Goten in Moesien festgehalten, und als er im Kampfe fiel, wahrscheinlich im Juni 251, da trat völliger Friede ein. Die Kirche Karthagos blutete aus vielen Wunden. Die Gemeinde war kleiner geworden. Nun wollten manche, vielleicht viele, die geopfert hatten, zurück zur Kirche, und sie steckten sich hinter Bekenner, die also in der Verfolgung standgehalten hatten. Und diese Bekenner stellten ihnen Fürbittbriefe aus. Wir kennen das ja aus der Zeit nach 1945, als die vielen Nazis uns angingen um „Persilscheine", d. h. um Nachweise, dass sie in der Nazizeit nichts Böses angerichtet hatten. Ich selber habe für eine meiner Lehrerinnen einen solchen Schein ausgestellt. Also sie suchten sich hinter die Bekenner zu stecken, um wieder in die Gemeinde aufgenommen zu werden. Cyprian beharrte auf Buße, auf strenger Buße: Ausschluss von der Eucharistie, bis sie diese Buße abgeleistet hatten. Da grollten manche: Er

hört nicht einmal auf die Bekenner. Da wurden sie unwillig und stellten einen Gegenbischof auf. Cyprian gab nicht nach. Er wusste, dass die Reinheit der Kirche verlangte, dass Schuld gebüßt wird, dass Buße geleistet wird. Und er zeigte die Gefährlichkeit der Trennung von der Kirche auf. In der Schrift „De catholicae ecclesiae unitate". Auch sie habe ich am Freitag noch einmal gelesen. Cyprian bestand darauf, dass Buße geleistet wird, und hat auf diese Weise die Gemeinde von Schwächlingen gereinigt bzw. sie wieder zur Stärke geführt. Es kamen neue Stürme. In den Jahren 253 bis 254 kam eine riesige Pestseuche, eine Pestepidemie über das Römische Reich. Sie erreichte auch Karthago. Sie raffte massenhaft die Menschen dahin. Alle Bande der Ordnung lösten sich auf. Bei den Heiden brach wieder das Raubtier durch, die krasse Selbstsucht. Um das eigene Leben zu retten, ließ man erbarmungslos die nächsten Verwandten im Elend umkommen. Da trat Cyprian mit seinen Klerikern und seinen Gläubigen auf den Plan. Er stellte Mittel und Pfleger bereit, und diese dienten den Pestkranken, ohne zu fragen, ob sie Christen oder Heiden waren. So rächten sich die vielgelästerten Christen an den Heiden, mit dem Bischof an der Spitze.

Der nächste Kaiser, Valerianus, hatte die decische Verfolgung mitgemacht, hatte also Erfahrung, wie man Verfolgungen organisiert. Und er knüpfte mit neuen christenfeindlichen Maßnahmen an Decius an. Ein zweiter Sturm kam. Cyprian sah ihn voraus. Ursprünglich war Valerian keineswegs christentumsfeindlich. Er hatte sogar Christen gefördert und auf hohe Posten gestellt. Über Nacht war das anders geworden. Warum? Die Perser und die Goten pochten an die Pforten des Reiches. Er wollte das Reich zusammenhalten gegen diese äußeren Feinde und meinte, das müsse geschehen, indem er das Christentum auslöschte. Im August 257 erließ er sein erstes Dekret: Bischöfe, Priester und Diakone müssen opfern, sonst werden sie verbannt. Der Besuch der Zoemeterien und gottesdienstliche Versammlungen sind unter Todesstrafe verboten. Das Edikt verbannte Cyprian aus Karthago, aber weiter geschah ihm vorläufig nichts. Dann kam ein zweites Edikt, im Sommer 258. Und das war schärfer. Bischöfe, Priester und Diakone sind zu enthaupten. Die Laienchristen verlieren Vermögen und Würde. Cyprian wusste, dass seine letzte Stunde gekommen war. Dieses Mal entwich er nicht, obwohl ihn die Seinigen anflehten. Seine Arbeit war getan. Die Kirche Karthagos war wieder Kirche Christi. Keiner ist im valerianischen Sturm untreu geworden. Am 13. September 258 verhaftete ihn die Polizei. Zwei Beamte holten ihn in seinem Garten ab, unter Bedeckung brachten sie ihn im Wagen zum Prokonsul. Ein kurzes Verhör. Cyprian verweigert das Opfer. Das Todesurteil wird gesprochen: Hinrichtung mit dem Schwert, sofort zu vollstrecken. Der stadtbekannte Bischof wird zum nahen Richtplatz geführt. Eine zahllose Menge von Christen und Heiden füllt den Platz. Cyprian richtet seine Augen zum Himmel und betet: „Dank dir Gott für diese Stunde!" Dank dir Gott für diese Stunde! Dann legt er seine Oberkleider ab, macht den Hals frei, gibt dem Henker 25 Goldstücke. Und dann wird er hingerichtet. Die Gläubigen haben Leinentücher ausgebreitet, um sein Blut aufzufangen. Bis in die Nacht hinein ziehen Heiden und Christen an dem hingerichteten Christenbischof vorbei. Sein Grab wird zu einer Wallfahrtsstätte, bis ins 7. Jahrhundert, als die Mohammedaner kamen. Bis dahin war das Grab Cyprians eine berühmte Wallfahrtsstätte, wozu die Christen aus aller Welt eilten.

Woher mag es kommen, meine lieben Freunde, dass die Kirchenverfolgung immer zuerst die Bischöfe und die Priester trifft? So war es in der alten Zeit, so ist es auch heute. Das alte Rezept wird befolgt: Schlage den Hirten, und die Herde wird sich zerstreuen. Aber das ist nicht der tiefste Grund. Die Verfolgung der Bischöfe und Priester fließt aus einer anderen Quelle, aus dem Priesterhass. Woher der Priesterhass? Im Leben Jesu finden wir die Erklärung. Die Juden, hassverzerrt mit ihren Gesichtern und die Fäuste drohend erhoben, schreien Christus an: „Wir steinigen dich, weil du, da du ein Mensch bist, dich selbst zum Gott machst!" Die Juden ertragen nicht, dass Jesus mehr sein will als sie selbst. Und darum ruhen sie nicht, bis er am Kreuze verblutet. Bischöfe und Priester sind Christi Beauftragte. In seinem Namen und in seiner Autorität verkünden sie die Wahrheit und das Gesetz Gottes. Das ertragen die Feinde der Kirche nicht, sie wollen sie zum Schweigen bringen. Darum verleumden, verfolgen, ermorden sie die Priester und Bischöfe. Dem Hasse setzen wir, meine lieben Freunde, die Liebe entgegen. Dem glühenden Hasse die glühende Liebe. Je höher der Hass steigt, um so höher steigt unsere Liebe. Und der Hass schließt auch das Band der Gläubigen um Priester und Bischöfe fester denn je.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Leiden Jesu Christi (1)

(Unser Herr am Ölberg)

27.01.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am Gründonnerstagabend wurde das Paschamahl gehalten, und es musste bis Mitternacht beendet sein. Also vor Mitternacht noch begab sich der Herr mit seinen Jüngern in den Ölgarten, der ihm vertraut war. Auf dem Wege dorthin gab Jesus seinen Jüngern die schwere Erschütterung ihres Glaubens zu verstehen, die sie bald erreichen sollte. „Ihr werdet alle zu Fall kommen." Es wird sich also an den Jüngern das Wort des Propheten Zacharias erfüllen: „Ich werde den Hirten schlagen und die Herde wird sich zerstreuen." In der Stunde, in der die Feinde an ihn Hand anlegen, werden die Jünger die Flucht ergreifen, wie eine Schafherde, wenn ihnen der Hirt genommen wird. Aber nicht in der Flucht liegt das eigentliche Zu-Fall-Kommen, sondern in der Erschütterung ihres Glaubens an die Messianität Jesu. Sie haben ihn bisher als den Wundertäter, als den machtvollen Prediger erlebt, der dem Meere gebot und die Aussätzigen heilte, und jetzt werden sie ihn erleben als den, der zittert und zagt vor dem bevorstehenden schweren Schicksal. Niemals hat sich der Messias so menschlich gezeigt wie am Ölberg. Petrus ist voller Entrüstung. „Wenn auch alle zu Fall kommen, ich doch nicht!" Er meint, seiner Treue gegen den Herrn sicher zu sein, sodass er die so bestimmte Voraussage des Herrn abweist. Er merkt gar nicht, dass er damit in die Vermessenheit hineingerät und in den Unglauben, denn was der Herr sagt, das wird auch eintreffen. Und deswegen muss er sich sagen lassen, dass gerade er in dieser Nacht zu Fall kommen wird. „Noch ehe der Hahn zweimal kräht, wirst du mich dreimal verleugnen." Durch dieses Wort wird Petrus erst recht zum Widerspruch gereizt. „Selbst wenn ich sterben müsste, ich werde dich nicht verraten!" Er ist nicht der einzige, der so spricht. Auch die anderen denken so. Und wir kennen uns selbst und wissen, was von unseren Vorsätzen und unseren Versprechungen zu halten ist. Wenn auch alle dich verleugnen, ich doch nicht. Selbst wenn ich sterben müsste, ich werde dich nicht verleugnen.

Der Herr geht in den Garten hinein, acht Jünger lässt er am Eingang zurück, drei nimmt er mit sich, die er bei sich haben will. Es sind dieselben, die mit ihm auf dem Berge der Verklärung waren. Aber wie sie damals nicht gerade eine rühmliche Rolle gespielt haben, so noch weniger im Ölgarten. Die Stunde des längst vorhergesagten Leidens ist gekommen. Und diese Stunde ist die Ursache einer schweren inneren Erschütterung Jesu. Seine menschliche Natur bäumt sich auf gegen das vom Vater bestimmte Schicksal. Die Seelenangst in ihm bewegt ihn, den Jüngern zu gestehen: „Meine Seele ist betrübt bis zum Tode", d. h. er ist so traurig, dass er sterben könnte. Das ist Todesangst! Was sind die Gründe? Die Evangelisten sprechen nicht davon. Wir können sie nur vermuten. Vieleicht, dass der Herr an die grauenhafte und schmerzliche Behandlung dachte, die ihm die Schergen antun würden. Vielleicht, dass er die Sündenlast des Menschengeschlechtes spürte, die auf ihn gelegt wurde. Vielleicht, dass er an den Verrat des Judas, an die Flucht der Apostel, an die Verleugnung des Petrus, an die Verhärtung des Judenvolkes dachte. Der Schmerzensschrei, der sich aus seinem Herzen entwindet, ist nicht nur Klageruf, sondern auch Ausdruck der Liebe. Er spricht eine Bitte aus an die Jünger: „Bleibet hier und wachet!" O, wie menschlich, meine lieben Freunde. Wir wissen ja auch, wenn wir leiden, greifen wir gern nach der Hand des Freundes, dass wir nicht allein sein mögen. Das Wissen um die Nähe der Jünger ist für den Herrn ein gewisser Trost, und deswegen sollen sie wachen. In seinem

Leidenskampf sollen sie als Wachende ein Trost für ihn sein. Zugleich sind sie Zeugen für seinen Leidenskampf, denn Sie müssen wissen, es wurde damals laut gebetet. Und die Jünger waren ja nur einen Steinwurf weit entfernt, wie Lukas schreibt, konnten also das Gebet des Herrn hören, solange sie nicht eingeschlafen waren.

Es sind drei Gebetsgänge, die der Herr am Ölberg zurücklegt. „Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch vorüber, aber nicht wie ich will, sondern wie du willst." Diese Klage beweist die Echtheit und die Tiefe seines Leidens. ‚Kelch' ist im Alten Testament immer ein Bild für den Zorn Gottes. Gott gibt den Menschen den ‚Kelch' zu trinken, wenn er über sie zürnt, über ihre Sünde zürnt. Aber - kann er denn zürnen über den sündlosen Sohn Gottes? Gewiss nicht, und wenn jetzt vom Leidenskelch für ihn die Rede ist, dann ist damit gesagt, dass er stellvertretende Sühne für die Sünden leistet. Jesus weiß, dass er nicht eigentlich einem menschlichen Attentat zum Opfer fällt, sondern, dass der himmlische Vater ihm den Kelch zum Leiden reicht. Es bittet um die Hinwegnahme. Aber sein Wille bleibt dem Willen des Vaters untergeordnet: „Gehorsam bis zum Tode." Einmal hat er den Jüngern gesagt: „Meine Speise ist es, den Willen des Vaters im Himmel zu erfüllen." Diese Speise muss er jetzt zu sich nehmen. Eine volle Stunde hat der Herr gebetet. Der Aufruhr in seinem Inneren treibt ihn zu den Jüngern zurück. Er findet sie schlafend. Sie sind keine wachenden Tröster. Und so spricht er zu Petrus: „Simon, du schläfst? Konntest du nicht eine Stunde mit mir wachen?" Ich denke oft, meine lieben Freunde, wenn ich am Gründonnerstagabend in der Kapelle unten Anbetung halte, wo sind denn die Budenheimer Katholiken? Können sie nicht eine Stunde mit dem Herrn wachen? „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet." Die Mahnung zum Wachen und Beten klingt zwar allgemeingültig, aber sie ist auch auf die besondere Situation der Jünger anzuwenden, denn sie sind in Gefahr, an Jesus irre zu werden, das ist die Versuchung. Die Wucht des Leidens legt sich jetzt auf sie; ihr Wille ist zwar gut, aber ihre menschliche Natur ist schwach. Während die Seelennot Jesu andauert und er um die Hinwegnahme des Leidenskelches fleht, geraten sie wieder in Schlaf. Als Jesus das zweite Mal kommt, sind sie beschämt und wissen nicht, was sie zur Entschuldigung sagen sollen. Aber das Gebet Jesu zum zweiten Male hat einen anderen Wortlaut. Jetzt heißt es: „Vater, wenn es nicht möglich ist, dass ich den Kelch trinke, dann geschehe dein Wille!" Jetzt hat er den Leidenswillen gefunden.

Es war einmal ein junger Mann, und er sollte sterben, aber er wollte nicht sterben. Ein Priester besuchte ihn und sagte zu ihm: „Wir sollen zusammen beten. Ich bete vor und Sie beten nach." „Ja", sagte der Kranke, „das wollen wir tun." „Vater unser im Himmel", „Vater unser im Himmel", „geheiligt werde dein Name", „geheiligt werde dein Name", „dein Reich komme", „dein Reich komme", „mein Wille geschehe". Da stutzte er. Dann brach es aus ihm heraus: „Nein", sagte er, „nein, so darf es nicht heißen, es muß heißen: dein Wille geschehe!" Da hatte er ihn gefunden, den Leidenswillen.

Beim dritten Gebetsgang wird der Herr ermutigt, nicht durch Menschen, sondern durch einen Engel, wie der Evangelist Lukas berichtet. Ein Engel erschien und tröstete ihn und stärkte ihn. Engel haben seine Geburt vorhergesagt. Engel dienten ihm, als er die Versuchungen bestanden hatte. Ein Engel stärkte ihn in seinem Leidenskampfe am Ölberg. Wodurch hat er ihn gestärkt? Wir wissen es nicht. Die Evangelisten schweigen darüber. Aber wir können Vermutungen anstellen. Vielleicht, dass er dem Herrn die segensreichen Wirkungen seines Leidens voraussagte, dass er ihn darauf hinwies, welche Kraft auf die Menschen ausgehen würde, wenn er durchhält in diesem Leiden. Das vermag uns ja auch bei unseren Leiden Kraft zu spenden, wenn wir daran denken, dass das Leid einen Sinn hat, dass wir damit etwas bewirken. Es wird auch allein vom Evangelisten Lukas berichtet, dass es wie Blutstropfen aus seinem Körper quoll. Blutschweiß. Schweiß ist verständlich, denn die Angst treibt ihn heraus. Aber Blutschweiß ist physiologisch schwer zu erklären. Ich maße mir nicht an, hier den Mediziner zu spielen, aber wir beten doch im Rosenkranz, „der für uns Blut geschwitzt hat".

Beim dritten Mal kommt der Herr zurück und sagt: „So schlaft denn weiter und ruht, es ist genug. Die Stunde ist gekommen. Seht, der Menschensohn wird in die Hände der Sünder überliefert." Jetzt ist Jesus vollkommen gefasst. Jetzt blickt er ohne Zagen dem unmittelbar bevorstehenden Augenblick der Verhaftung entgegen. Nicht willenlos übergibt er sich seinem Schicksal, sondern mit freiem Willen erfüllt er den Willen des Vaters. Hinter dem Unseligen, der ihn verraten wird, steht ein anderer, dessen Ratschluss erfüllt werden muss. Die Stunde ist gekommen. Es ist die Stunde Gottes. Wir erinnern uns,

wie er bei der Hochzeit von Kana sagt: „Die Stunde ist noch nicht gekommen." Jetzt ist die Stunde da, die entscheidende Stunde.

Wir können fragen, wie ist der Seelenkampf Jesu möglich? Die Antwort lautet: Weil er ein vollkommener Mensch war. Weil er menschlich empfunden hat, und ein Mensch ist eben auch der Angst ausgeliefert. Er wollte auch die Angst auf sich nehmen, um das menschliche Schicksal aufzuarbeiten. Welche Ursachen mögen in ihm die Seelenpein und die Todesangst bewirkt haben? Nun ja, ich sagte schon: Die bevorstehende Misshandlung, der grausame Tod, der Verrat eines Jüngers, die Flucht der Apostel, die Last der Sündenschuld, die er auf sich nahm. Wenn wir also fragen, warum hat der himmlische Vater Angst und Bedrängnis, Seelennot und Todesfurcht über seinen Sohn kommen lassen?, so müssen wir sagen: er wollte, dass Jesus uns in allem gleich würde. Zum Menschen gehören Beklemmung, Bangen, Entsetzen. Darum musste das alles über ihn kommen. Der himmlische Vater wollte, dass Christus uns erlöse von der Sünde und vom ewigen Tode. Die Erlösung vollzog Jesus in seinem ganzen Leben. Auch durch seine Beschneidung, auch durch seine Lehre, auch durch seine Wunder, aber auch und vor allem durch sein Leiden und Sterben. Die Pein des Ölbergs ist ein Teil, ein gewichtiger Teil, der erlöserischen Wirksamkeit Jesu.

Der Seelenkampf ist jetzt vorbei. Der Herr weiß, die Stunde ist gekommen, und er geht ihr entgegen, und deswegen spricht er zu den Jüngern: „Steht auf, wir wollen gehen!" Und zwar dem Verräter entgegengehen, nicht fortgehen von ihm. „Steht auf, wir wollen gehen!" Das ist ein Wort der Kraft. Der Gottesknecht ist entschlossen, den Willen des Vaters zu erfüllen. Er ist entschlossen, sich dem Verräter auszuliefern. Er ist entschlossen, den Preis für die Entsühnung des Menschengeschlechtes zu bezahlen. „Steht auf, wir wollen gehen!" Das ist aber auch ein Wort des Trostes, meine lieben Freunde. Wir wollen miteinander gehen, heißt das, ihr und ich. Und das ist eine Verheißung für die Zukunft. Der Herr wird mit seinen Jüngern gehen, nach Syrien, nach Arabien. Er wird mit ihnen gehen nach Rom, zum Himalaya, in die Arktis. Wir wollen gehen, wir wollen zusammen gehen! Der Herr wird mit ihnen gehen, auch in Verleumdung und Verfolgung. Er wird bei ihnen sein, wenn sie zur Gestapo vorgeladen werden und wenn die Presse über sie herfällt. „Steht auf, wir wollen gehen!" Katholische Kirche, jetzt sehe ich dein Geheimnis. Du bist eine unansehnliche Schar. Du bist eine kleine Herde. In dir gibt es Abfall und Versäumnisse. In dir gibt es Ärgernis und Schuld. Aber der Herr hat zu dir gesagt: „Wir wollen gehen. Wir wollen miteinander gehen, ich und ihr."

Darum, meine lieben Freunde, wollen wir der Kirche sagen: „Katholische Kirche, wir wollen dir treu bleiben. Wir wollen dich nicht verlassen. Wir wollen deine Schmach und deine Erniedrigung teilen. Der Weg, den du gehst, wird über Ölberge führen." Aber wir gehen nicht allein. Der Herr geht mit uns. „Steht auf, wir wollen gehen!"

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Leiden Jesu Christi (2)

(Judas Iskariot)

03.02.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Jünger schliefen, wie wir am vergangenen Sonntag gehört haben, aber nicht alle. Einer schlief nicht. Es war Judas Ischariot. Wer war dieser Judas? Er stammte als einziger der Apostel nicht aus Galiläa. Er stammte aus Judäa. Kariot liegt nämlich südlich von Hebron. Aber Jesus hatte ihn erwählt. Jesus schenkte ihm Vertrauen. Er hatte die Kasse. Er verstand etwas von Geld. Als Jesus die Eucharistie-Rede hielt, da gab er kund, dass er Judas durchschaute. „Unter euch sind einige, die nicht glauben." Johannes fügt hinzu: „Jesus wusste von Anfang an, wer die sind, die nicht glauben, und wer der ist, der ihn verraten wird." Man kann fragen, warum hat er ihn dann berufen? Warum hat er ihn nicht entfernt? Weil Jesus wusste, Judas hat im göttlichen Heilsplan eine unverzichtbare Stelle. Beim letzten Abendmahle sprach Jesus: „Ich weiß, wen ich erwählt habe, aber es muss die Schrift erfüllt werden. Der mein Brot ist, hat gegen mich seine Ferse erhoben." Und er fuhr fort: „Ich habe sie behütet und keinen von ihnen verloren, außer dem Sohn des Verderbens." Warum, aus welchem Grunde und aus welchen Motiven hat Judas Jesus verraten? Die Evangelien geben uns keine Auskunft. Judas muss schon längere Zeit vor der Verhaftung Jesu innerlich mit ihm zerfallen gewesen sein. Als die Frau Jesus salbte, kostbares Salböl ausgoss, da murrte er. Er ertrug nicht die schrankenlose Hingabe, die sich in dieser Handlung der Frau ausdrückte. „Warum hat man die Salbe nicht verkauft, für 300 Denare, und den Armen gegeben?" Johannes fügt hinzu: „Das sagte er nicht deswegen, weil ihm an den Armen lag, sondern weil er die Kasse hatte und weglegte, was er einnahm." Er war ein Dieb. „Kleptaes" heißt es im griechischen Text. Aber bei der Auslieferung Jesu war das Geldmotiv nicht entscheidend. Er hat den Verräterlohn nicht gefordert, er wurde ihm angeboten, er hat ihn lediglich angenommen. Was hat ihn dann bewogen, Jesus auszuliefern? Es könnten politische Stimmungen und Verstimmungen gewesen sein. Judas war sicher ein geschworener Feind der römischen Fremdherrschaft. Seit 6 n. Chr. war ja Judäa eine römische Provinz geworden. Soeben hatte er den triumphalen Einzug Jesu in Jerusalem erlebt. Und daran mag er große nationale Hoffnungen geknüpft haben. „Jetzt geht's los! Jetzt beginnt der Aufstand gegen Rom!" Aber diese Hoffnungen erfüllten sich nicht. Jesus kam auf einem Esel! Und das ist kein Reittier für eine Schlacht. Das ist ein Tier der häuslichen und landwirtschaftlichen Arbeit. Da wurde er an Jesus irre. Er wird sich gefragt haben: „Kann das der Messias sein, der so auftritt? Nein, das ist unmöglich, das kann er nicht sein! Er steht der nationalen Wiedergeburt des jüdischen Volkes im Wege. Er muss aus dem Wege geräumt werden." So könnte es gewesen sein. Wir wissen es nicht. Die eigentliche Krise setzte dann ein, als er den Steckbrief las, den die jüdische Obrigkeit gegen Jesus erlassen hatte. Da fuhr der Satan in ihn.

Die Evangelisten sehen die letzte Lösung des schauerlichen Geheimnisses außerhalb der Seele des Judas. Sie finden die Lösung im Ratschluss Gottes. Als Jesus und seine Jünger beim letzten gemeinsamen Mahl versammelt waren, sagte Jesus: „Einer von euch, der mit mir isst, wird mich verraten! Der Menschensohn geht zwar dahin, wie es von ihm geschrieben steht, aber wehe über jenen Menschen, durch den der Menschensohn verraten wird. Diesem Menschen wäre es besser, er wäre nicht geboren." Johannes, der vertrauteste Jünger Jesu, fragte ihn: „Herr, wer ist es, der dich verraten wird?" Jesus antwortete: „Der ist es, dem ich den Bissen eintauche und gebe!" Und Jesus tauchte einen Bissen

in die Schüssel und übergab ihn dem Sohne Simons, Judas aus Kariot. Und dann sagte er zu ihm: „Was du tun willst, tue bald!“ Jesus wusste, was er vorhatte. Judas entwich aus dem Abendmahlsaal. „Es war Nacht“, schreibt Johannes, der Evangelist. Es war Nacht! Nicht nur, weil die Sonne untergegangen war, sondern weil jetzt endgültig Judas sich an die Finsternis des Satans ausgeliefert hatte. Es war Nacht.

Was hat Judas verraten? Er verriet den nicht allen bekannten nächtlichen Aufenthaltsort Jesu. Sie müssen sich vorstellen, dass damals viele Tausende, vielleicht Zehntausende von Pilgern in Jerusalem waren, zum Osterfest. Und unter diesen konnte sich Jesus leicht verbergen. Judas aber wusste, wo er sich aufhielt, nämlich im Garten Gethsemane. Warum ordnete die jüdische Obrigkeit die Verhaftung Jesu an? Sie kannte seine große Popularität beim Volke. Sie war besorgt. Sie fürchtete das Dahinschwinden ihres Einflusses auf die Bevölkerung. Und sie gab auch vor zu fürchten, dass die Römer, wenn ein Aufstand erfolgt, den letzten Rest jüdischer Selbständigkeit vernichten könnten. Deswegen ordnete die jüdische Obrigkeit die Verhaftung Jesu an.

Judas verließ den Abendmahlsaal. Er hatte jetzt noch zwei Stunden Zeit. Er traf die letzten Vorbereitungen mit den Behörden. Er ging dem Zug, der auf den Ölberg seine Schritte richtete, voran. Er war der Führer und Leiter der Schar. „Einer von den Zwölfen“, wie die Evangelisten sagen. Wer waren die Männer, die Jesus gefangen nahmen? Nun, es waren die Bewaffneten, die dem Hohen Rat zur Verfügung standen. Es waren zwei verschiedene Sicherheitskräfte. Erstens eine Polizeitruppe und zweitens die Tempelwache. Deswegen ist die Rede, „sie waren ausgezogen mit Schwertern und Knüppeln“. Sie waren bewaffnet. Warum? Man wusste nicht, ob nicht die Jünger Jesu Widerstand leisten würden. Die Jünger konnten zu unüberlegten Handlungen kommen, und außerdem war Jesus schon früheren Verhaftungsversuchen entgangen, deswegen die Bewaffnung. Judas hatte ein bestimmtes Kennzeichen des Verrates mit den jüdischen Behörden ausgemacht. „Den ich küssen werde, der ist es!“ Es war ja Nacht, es war dunkel, und obwohl die Truppe auch Fackeln hatten, musste Jesus unter der Schar seiner Anhänger erst ausgemacht werden. Deswegen: „Den ich küssen werde, der ist es!“ Und so geschah es: „Sei gegrüßt, Meister.“ Er umarmte und küsste ihn. Er war ein vollendeter Heuchler. Er wollte vielleicht auch jetzt noch vor Jesus verbergen, was er getan hatte. Aber Jesus durchschaute ihn. „Freund“, so sagt er, „Freund, mit einem Kuss verrätst du den Menschensohn!“

Der Name Judas, meine lieben Freunde, ist seit dem Verrat des Apostels zu einem Namen der Schande geworden. Er ist die Verkörperung des Verrats. Wer immer ein Mitglied des Kreises, dem er einmal aus Überzeugung zugehört hat, den Feinden ausliefert, tritt in die Nachfolge des Judas ein. Das geschieht in der Welt, und das geschieht in der Kirche.

Von 1521 bis 1553 lebte der Herzog Moritz von Sachsen. Er war ein rücksichtsloser und gewalttätiger Politiker, ein verschlagener Mann, der die Katholiken in seinem Lande auszurotten entschlossen war. Aber um des Nutzens willen schloss er sich eine Zeitlang dem katholischen Kaiser Karl V. an. Er kämpfte mit ihm im Schmalkaldischen Krieg und wollte seinen Lohn haben, den er auch bekam. Er wurde Kurfürst. Das Kurfürstentum wurde auf ihn übertragen. Gleich darauf zettelte er eine Verschwörung gegen den Kaiser an. Der Kaiser musste fliehen, bis nach Innsbruck. Moritz verriet Kaiser und Reich. Er lieferte die Städte Metz, Toul und Verdun den Franzosen aus, ging mit ihnen ein Bündnis ein gegen das Reich, und seitdem ist er der „Judas von Meißen“.

Am 27. April 1972 brachte die CDU-Fraktion im Bundestag ein konstruktives Mißtrauensvotum gegen Bundeskanzler Willy Brandt ein und stellte als Gegenkandidaten Rainer Barzel, einen katholischen Ostpreußen, auf. Die CDU war sicher, die Abstimmung zu gewinnen, denn sie hatte die Mehrheit. Als aber die Stimmen ausgezählt wurden, stellte man fest, dass eine Stimme fehlte. Woher dieses Fehlen? Der Abgeordnete Steiner war von der SPD für zehntausend Mark gekauft worden. Ein Judas in den Reihen der CDU-Fraktion!

Wie viele Judasse hat die Kirche in ihrer zweitausendjährigen Geschichte erlebt! Die inneren Feinde sind immer gefährlicher als die äußeren, denn sie kennen die Schwachstellen der kirchlichen Organisation, sie kennen auch die Schwächen der einzelnen Personen. Der Apostel Johannes wusste genau um diese Gefahren. Er sprach von den „Antichristen“ seiner Zeit. „Von uns gingen sie aus, doch sie waren nicht von uns, denn wären sie von uns gewesen, dann wären sie bei uns geblieben.“

Ein typischer Fall des Verrates ist der Kaiser Julian. In der Mitte des vierten Jahrhunderts. Er war in seiner Jugend Christ geworden, hatte die Taufe empfangen. Er las vor bei den öffentlichen Gottesdiensten. Als er Kaiser geworden war, fiel er ins Heidentum zurück. Er wurde immer gereizter gegen das Christentum. Er entfernte die Christen aus den höheren Stellen, begünstigte den Abfall zum Heidentum, öffnete die Tempel wieder und schrieb sogar ein Buch: „Gegen den Galiläer". Er ist in die Geschichte eingegangen als „Julian der Abtrünnige".

Wenn wir einige Jahrhunderte weitergehen, stossen wir auf einen jungen Bergmannssohn. Er besuchte die Schule, die höhere Schule, die Universität. Er ging ins Kloster. Er legte Gelübde ab. Er empfing die Priesterweihe. Er wurde Professor an der Universität und Distriktvikar über elf Klöster. Aber er verließ seinen Orden, er zertrat seine Gelübde, er verwarf das Priestertum, er begann einen gehässigen Krieg gegen die Kirche, der er so viel verdankte. Das ist die traurige Geschichte vom Abfall und Verrat des Martin Luther. Der Protestantismus bereitet sich auf die Feier des 500-jährigen Jubiläums seines Abfalls vor. Ich kann mit dem schweizerischen Kardinal Koch nur sagen: „Da gibt es für uns nichts zu feiern!"

Und wie sieht es heute in unserer Kirche aus? In wie vielen bischöflichen Behörden sitzen gutbezahlte Personen, die Mitteilungen und Nachrichten an Zeitungen und Magazine liefern, die der Kirche schaden? Wer ist es, der den Limburger Bischof fortwährend durch gezielte Informationen in schlechtes Licht setzt?

Judas ist nicht glücklich geworden mit seinem Verrat. Als er sah, dass Jesus verurteilt war, brachte er die dreißig Silberlinge den Hohepriestern zurück und sagte: „Ich habe Sünde getan, ich habe unschuldiges Blut verraten." Sie sagten kaltlächelnd: „Da sieh' du zu!" Judas hatte Reue über seine Tat, aber seine Reue war nicht mit Hoffnung verbunden. Sie war nicht mit Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit verknüpft, und deswegen verfiel er der Verzweiflung. Er warf das Geld in den Tempel und erhängte sich. Judas, der Sohn des Verderbens, hat ein schreckliches Ende gehabt.

Die Truppe, die Jesus gefangennahm, machte sich jetzt daran, ihn zu binden. „Wen sucht ihr?" fragt Jesus. Warum fragt er das? Die Juden sollten gezwungen werden, offen zu bekennen, dass sie den Messias suchten, und sollten gleichzeitig die Macht des Verratenen kennenlernen. „Ich bin es!" Da wichen sie zurück. Es gibt Erklärer, die dieses Zurückweichen als legendär ansehen. Ich nicht! Seine göttliche Majestät, seine Hoheit, sein entschlossener Wille war eben so eindrucksvoll, dass die Menschen, die ihn gefangennehmen wollten, davon betroffen waren. „Wen sucht ihr?" „Jesus von Nazareth!" „Ich habe es euch gesagt, dass ich es bin. Wenn ihr mich sucht, dann lasst diese gehen." Also auch in dieser Stunde hat Jesus noch einen Blick für das leibliche und geistige Wohl der zu ihm Gehörigen, seiner Apostel. Das Verhaftungskommando hatte offenbar auch nur den Befehl, Jesus festzunehmen, nicht seine Jünger. Wie wenig die jüdische Obrigkeit an den Jüngern Jesu interessiert war, das zeigte sich, als Petrus im Hof des Hohenpriesters erkannt wurde. Man nahm ihn nicht fest. Er konnte hinausgehen und blieb in Freiheit. Aber Petrus ist bewaffnet. Er hat ein Schwert, und so schlägt er drein mit dem Schwerte. Jesus wehrt es ihm. „Lass es genug sein, stecke dein Schwert in die Scheide. Wer das Schwert ergreift, wird auch durch das Schwert umkommen!" Das heißt: Gewaltanwendung hat nach dem Gesetz der Wiedervergeltung den Tod durch das Schwert zur Folge. In diesem Falle ist die Waffe auch völlig sinnlos und ist der Gebrauch des Schwertes ganz aussichtslos. Was will einer gegen eine große Menge, die bewaffnet ist, ausrichten? Und Jesus braucht keine Verteidigung. Er will keine Verteidigung. „Meinst du nicht", sagt er, „dass mir der Vater zwölf Legionen Engel schicken könnte, wenn ich ihn darum bäte?" Die Legion ist die größte militärische Einheit im Römischen Reich, etwa 6000 Mann, dazu 300 Reiter. Dann wendet er sich an die Gegner. „Wie gegen einen Räuber seid ihr ausgezogen, mit Schwertern und Knüppeln, um mich zu fangen. Tag für Tag saß ich im Tempel und lehrte, und ihr habt mich nicht ergriffen. Doch die Schriften müssen erfüllt werden." Und nach dem Evangelisten Lukas sagte er noch ein anderes Wort. „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis!" Ja, das ist die Stunde der Verräter und der Henker. Das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis! Alle Jünger flohen. Keiner blieb bei dem Herrn. Warum flohen sie? Weil sie fürchteten, mitverhaftet zu werden. Petrus hatte ja Grund dazu, weil er das Schwert gezogen und einen Diener des Hohepriesters verletzt hatte. Aber die anderen? Der Verrat, meine lieben Freunde, ist die schlimmste Wunde, die dem Herrn und seiner Kirche geschlagen wird. Aber dahinter kommt gleich

die zweitschlimmste. Und das ist die Feigheit. Mut ist eine der seltensten Eigenschaften der Menschen. Mut wird zumal von den führenden Männern der Kirche verlangt, und es hat solche gegeben. Von Athanasius angefangen bis zu den preußischen Bischöfen, die in der Kulturkampfzeit ins Gefängnis gingen. Aber es gab auch zu allen Zeiten feige Oberhirten. Als der entsprungene Augustinereremit Martin Luther die entlaufene Nonne Katharina Bora heiratete, überreichte der deutsche Primas, der Erzbischof von Mainz, Albrecht, ihm ein Hochzeitsgeschenk von 20 Gulden! Warum? Er hatte Angst vor dem Agitator. Er fürchtete, dass er ihn in seinen Schriften bloßstellen könnte, und er hatte Grund, das zu fürchten.

Meine lieben Freunde. Ich habe seit 50 Jahren die Gefährdungen unserer Kirche aufgewiesen. Ich habe gemahnt und gewarnt. Mehrere deutsche Bischöfe haben mir unter vier Augen gesagt: „Sie haben Recht!“ Aber in der Öffentlichkeit haben sie geschwiegen. Die Menschenfurcht hat Macht über die Menschen. Der Herr spricht von den Mietlingen, die fliehen, wenn sie den Wolf kommen sehen. Sie fliehen, weil ihnen an den Schafen nichts liegt. Papst Paul VI. sprach von den Priestern, die aus unserem Abendmahlsaal fliehen, d. h. ihren heiligen Stand und ihre heilige Sendung preisgeben.

Fliehen kann man nicht nur vor Menschen. Fliehen kann man auch vor der Verantwortung. Die Flucht vor der Verantwortung hat vielgestaltige Form. Man weigert sich, ein Amt, eine Aufgabe zu übernehmen, von der man weiß, dass sie Mut erfordert und Kämpfe mit sich bringt. Seit Jahrzehnten ist in einem Teil des Klerus eine Flucht vor der Seelsorge zu beobachten. Sie kehren der täglichen Arbeit im Reiche Gottes den Rücken und suchen sich ein Betätigungsfeld an irgendeinem Schreibtisch, auf einem Verwaltungsposten, im Lehrfach, in Organisationen. Der ordentlichen Seelsorge fehlen die Priester, und an anderen Stellen sitzen sie herum. Es ist eine Flucht vor der Verantwortung, wenn man als Seelsorger in den Ruhestand geht, obwohl man gebraucht wird. Es ist eine Flucht vor der Verantwortung, wenn man in Mehrheitsentscheidungen sich zurückzieht, statt ungedeckt zu handeln. Es ist eine Flucht vor der Verantwortung, wenn man nichtssagende Sätze formuliert, wie es so viele Bischöfe tun, statt das Kind beim Namen zu nennen.

Fliehen kann man auch vor dem Leid. Wir möchten es bequem, angenehm, leicht haben. Wir wollen dem Leid entgehen. Wenn die Gefahr kommt, dann suchen wir eine Nische auf, in der wir uns verbergen können. Nach der Legende verließ Petrus in der Zeit der Verfolgung des Nero Rom. Da kam ihm gegen Morgen eine Gestalt entgegen. Petrus erkannte ihn. Es war der Meister. Er fragte ihn: „Herr, wohin gehst du?“ Ernst kam die Antwort aus dem Munde Jesu: „Ich gehe nach Rom, um mich noch einmal kreuzigen zu lassen!“ Die Gestalt verschwand. Aber Petrus begriff den Sinn der Worte. Er kehrte um und ließ sich in Rom ans Kreuz schlagen. Das ist eine Legende, aber eine tiefe Legende, mit einem großen Wahrheitsgehalt. Nichts fällt so schwer auf unsere Schultern zurück wie ein abgeworfenes Kreuz.

Wenn wir hören, meine lieben Freunde, dass ein vertrauter Jünger Jesu zu seinen Feinden überlief und den Herrn auslieferte, wenn wir hören, dass seine engsten Schüler nicht bereit waren, sich in der Gefahr zu ihm zu bekennen, dann stellt sich uns die Frage: Wie steht es um unsere Verbundenheit mit dem Herrn und Heiland? Was würden wir tun in einer vergleichbaren Situation? Gilt für uns das, was Thomas von Kempen in seinem Buche vor 600 Jahren geschrieben hat: „Jesus hat jetzt viele Jünger, die im himmlischen Reich gern mit ihm herrschen möchten, aber wenige, die sein Kreuz auf Erden tragen wollen. Er hat viele, die seinen Trost begehren, aber wenige, die in der Trübsal bei ihm aushalten wollen. Er hat viele, die mit ihm essen und trinken möchten, aber wenige, die mit ihm fasten wollen. Alle möchten mit ihm Freude haben, aber wenige für ihn leiden. Viele folgen Jesus nach bis zum Brotbrechen im Abendmahlsaal, aber wenige bis zum Trinken aus dem Leidenskelche.“ Ach, meine lieben Freunde, dass wir doch treu erfunden würden im Dienste unseres Heilands!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Leiden Jesu Christi (3)

(Der religiöse Prozess Jesu)

10.02.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir gesehen, wie der Herr gefangengenommen und gefesselt wurde. Man brachte ihn zuerst zu Annas. Annas war ein Hoherpriester, der sein Amt abgegeben hatte. Er war zehn Jahre lang Hoherpriester gewesen. Und er hatte das Glück, wie der Schriftsteller Flavius Josephus schreibt, er hatte das Glück, alle seine fünf Söhne als Hoher Priester zu sehen. Er war eine einflussreiche Persönlichkeit, besaß verwandtschaftliche Beziehungen. Er war ein reicher Mann. Er war ein tatkräftiger Mann. Er war ein schlauer Mann und vor allem, er war der Schwiegervater des amtierenden Hohenpriesters, nämlich des Joseph Kaiphas. Also verwandtschaftliche Beziehung und natürlich auch die Rücksicht auf seine einflussreiche Stellung waren der Grund, weswegen Jesus zuerst zu Annas geführt wurde.

Kaiphas, der amtierende Hoherpriester, brachte es fertig, 19 Jahre das Amt zu behalten. Das hat kein anderer Hoherpriester erreicht. Das deutet auf seine Tüchtigkeit, auf das Ansehen, das er besaß, aber freilich auch auf das Geld, das er für die jährliche Erneuerung bereitstellte. Er war ein Sadduzäer, ein hochmütiger und gewalttätiger Mann. Die Vernehmung Jesu durch Annas ist kein Teil des eigentlichen Prozesses. Diese Vernehmung hat inoffiziellen Charakter. Für diese Vorführung waren nicht rechtliche, sondern private Rücksichten maßgebend. Freilich muss Kaiphas auch damit gerechnet haben, dass es der Schlauheit und der Gerissenheit des Annas gelingen werde, aus Jesus Material für den Prozess herauszupressen.

Der gewesene Hoherpriester Annas befragte Jesus über seine Jünger und über seine Lehre. Warum über seine Jünger? Die römischen und die jüdischen Behörden waren sich über Umfang und Zusammensetzung der Anhängerschaft Jesu nicht im Klaren. Annas wollte herausbekommen, wer und woher seine Anhänger sind, wie viele es seien, aus welchen Kreisen und Gegenden sie sich rekrutierten, denn davon hing ab, welchen Einfluss und welche Macht man Jesus zutrauen konnte. Dieses wiederum war maßgebend für die Maßnahmen, die man gegen Jesus beabsichtigte. Wenn er eine weitreichende, eine zahlreiche, eine eventuell mächtige Anhängerschaft hatte, da musste man vorsichtig sein. Und die Hohenpriester hatten ja gesagt: Nur nicht am Feste, wo die Massen da sind, die eventuell sich zu ihm bekehren oder bekennen könnten. Eine Volkserhebung durfte auf keinen Fall riskiert werden. Die zweite Frage galt der Lehre Jesu. Annas hatte selbstverständlich vom Auftreten Jesu gehört, und er hatte sicher auch etwas vom Inhalt seiner Reden und Unterweisungen vernommen. Aber jetzt wollte er aus Jesu eigenem Mund hören, was für eine religiöse und politische Einstellung er hatte. Er suchte Material, Belastungsmaterial gegen Jesus. Der Heiland machte die Klugheit des Annas zuschande. „Ich habe öffentlich vor aller Welt geredet. Ich habe immer gelehrt in der Synagoge und im Tempel, wo alle Juden zusammenkommen. Im Verborgenen habe ich nicht geredet. Warum fragst Du mich? Frage die, die mich gehört haben, was ich zu ihnen gesprochen. Diese wissen, was ich ihnen gesagt habe.“ Ein solcher freier und furchtloser Ton war im jüdischen Gerichtslokal unerhört. Dem subalternen Verstand eines Gerichtsbüttels musste die Antwort Jesu ehrfurchtslos und beleidigend vorkommen. In augendienerlicher Beflissenheit gab er dem Beschuldigten einen Schlag auf die Wange, wobei er ihn anfuhr: „Antwortest du so dem Hohenpriester?“ Jesus nahm die rohe Beschimpfung hin,

aber nicht, ohne den Täter ruhig und bestimmt auf sein Unrecht hinzuweisen. „Habe ich ungehörig geredet, so weise mir die Ungehörigkeit nach. Habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?“

Annas schickt Jesus nach Beendigung des Verhörs zu Kaiphas, natürlich ohne ein Urteil zu fällen, denn er war ja in diesem Falle eine inoffizielle Persönlichkeit. Die Sitzung fand im Palast des Kaiphas statt, in einem höhergelegenen Saale. Hier versammelte sich der Hohe Rat. Man kann fragen: Konnten die Ratsherren so schnell zusammengerufen werden? Gewiß! Es waren ja einige bei der Verhaftung dabei. Und außerdem: Von den 71 Ratsherren brauchten nur 23 zur Sitzung zu erscheinen, damit die Sitzung vollzählig war. Die Versammlung konnte den Prozess führen, auch wenn zwei Drittel nicht anwesend waren. Die Verhandlung gegen Jesus begann mit der Beweisaufnahme. Das Synedrium, also der Hohe Rat, das Synedrium suchte Zeugnis gegen Jesus, um ihn zu töten. Das stand von vorneherein fest. Man wollte nicht die Wahrheit erforschen, man wollte ihn umbringen! Dass ein Todesurteil gefällt werden sollte, das stand fest, aber man wusste noch nicht, womit es begründet werden könnte. Das jüdische Prozessverfahren kennt keinen Staatsanwalt, keinen Ankläger. Die Anklage wurde von den Zeugen erwartet. Ein Verteidiger war vorgesehen, wurde aber Jesus nicht gestellt. Die Zeugen mussten ihre Aussage einzeln, mündlich in Gegenwart der Richter und des Beschuldigten abgeben. Ihre Aussagen waren wertlos, wenn sie sich auch nur geringfügig widersprachen. Es gab Belastungszeugen und Entlastungszeugen. Die Entlastungszeugen sollten zuerst gehört werden. Im Prozess Jesu trat kein einziger Entlastungszeuge auf. Warum nicht? Entweder ließ man sie nicht zu, oder es wagte keiner vor dem Gerichtshof zu erscheinen, um für Jesus zu sprechen. Dafür aber umso mehr Belastungszeugen. Die Evangelisten berichten nur von einer Aussage, mit der sie Jesus beschuldigten. „Wir haben ihn sagen hören, ich will diesen mit Händen gemachten Tempel abbrechen und in drei Tagen einen anderen aufbauen, der nicht mit Händen gemacht ist.“ Eine ähnliche Äußerung hatte Jesus gemacht. Johannes berichtet uns, wie sie lautete, nämlich: „Brecht diesen Tempel ab, und ich werde ihn in drei Tagen wieder erstehen lassen.“ Und er sagte: „Das meinte Jesus vom Tempel seines Leibes.“ Die Zeugen wollen das Wort Jesu aber ganz anders verstanden wissen, nämlich als Drohung gegen das jüdische Nationalheiligtum. Zerstörung eines Kultgebäudes gehörte in der ganzen Alten Zeit zu den schwersten Delikten. Den Juden musste schon die bloße Androhung eines Attentats gegen den Tempel als eine Äußerung erscheinen, die des Todes würdig war. Aber die Aussagen stimmten nicht überein. Sie waren daher wertlos. Man konnte sie nicht zur Verurteilung Jesu benutzen.

Deswegen schritt jetzt Kaiphas als vorsitzender Richter zur Vernehmung oder besser zum Verhör Jesu. Er sollte zu den vorgebrachten Beschuldigungen Stellung nehmen. Wenn er die Beschuldigungen bestätigt, dann wird der Mangel der Übereinstimmung der Zeugen geheilt. Dann ist ein fester Anhaltspunkt für die Verurteilung gegeben. Aber Jesus schweigt. Das bestürzt den Hohenpriester. „Erwiderst du nichts zu dem, was diese gegen dich bezeugen?“ Er mag so manchen Prozess geführt haben, und da hat er erlebt, wie die Beschuldigten mit vielen Worten ihre Unschuld beteuerten. Einen solchen Angeklagten hat er noch nicht erlebt. Jesus schweigt. Er lehnt es ab, vor diesen offensichtlich böswilligen Richtern über sein Tun und Lassen eine Erklärung abzugeben, die doch nur auf Unverstand und Unglauben stoßen würde. Aber sein beharrliches Schweigen verbaut dem Gerichtshof die Möglichkeit, aus dem Zeugenmaterial doch noch Kapital zu schlagen. Die Gläubigen freilich wissen, dass dieses beharrliche Schweigen des Angeklagten eine Weissagung erfüllt, eine Weissagung des Propheten Isaias. „Er wurde misshandelt, doch er gab sich willig darein. Er tat seinen Mund nicht auf. Wie ein Lamm, das man zu seinem Scherer führt. Wie ein Lamm, das vor seinem Scherer verstummt, tat er seinen Mund nicht auf.“

Kaiphas aber, diese Kraftnatur, Kaiphas will zum Ziele kommen. Er stellt jetzt Jesus eine direkte Frage, und zwar nach seinem messianischen Selbstverständnis. „Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?“ Der Hohepriester sucht jetzt eine Entscheidung zu erzwingen. Für ihn bedeutet die Frage, ob Jesus sich schuldig bekennt oder nicht, denn er ist entschlossen, mit seinem ganzen Gerichtshof die bejahende Antwort als Gotteslästerung einzustufen. Und deswegen leitet er die Frage ein mit der Beschwörung. „Ich beschwöre dich beim lebendigen Gott, dass du uns sagest, ob du der Messias bist!“ Im Falle einer bejahenden Antwort hielt der Gerichtshof Jesus für überführt. Die Richter beabsichtigten die offene und klare Bezeugung der Messiaswürde durch Jesus als Kapitalverbrechen, das mit dem Tode zu ahnden war, zu behandeln. Und diesmal antwortet Jesus: „Ich bin es. Und ihr

werdet den Menschensohn sitzend zur Rechten der Kraft und kommend mit den Wolken des Himmels sehen!“ Jesu Messiaswürde, Jesu Messianität entsprach in keiner Weise den Vorstellungen der Juden. Und dennoch bejaht er die Frage. Aber er ergänzt sie, er ergänzt sie, indem er Bezug nimmt auf zwei messianische Texte des Alten Testamentes: „Sitzend zur Rechten der Kraft“, das ist Anspielung auf den Psalm 110. „Kommend mit den Wolken des Himmels“, das ist Anspielung auf den Propheten Daniel. Die Richter, die jetzt nach seiner Messiaswürde fragen, werden ihn einst als verherrlichten Menschensohn in himmlischer Majestät zur Rechten Gottes sitzen und als Richter kommen sehen. Seine Wiederkunft wird die jeden Widerspruch ausschließende Offenbarung seiner Messiaswürde sein. Damit begegnet er dem Einwand, seine Messiaswürde sei angemaßt. Nein, sie ist nicht angemaßt, sie ist von Gott verliehen. Seine glorreiche Ankunft ist die Legitimation für seine Messiaswürde. Jetzt legt er sie vor, jetzt wirkt er das Zeichen, nach dem sie immer verlangt haben. Jesus hat offen und feierlich sich als den Messias bekannt und damit den Tatbestand erfüllt, den sie als Gotteslästerung zu behandeln entschlossen waren. Da zerriss der Hohepriester seine Kleider und sprach: „Wir brauchen hier keine Zeugen mehr. Ihr habt ja alle die Gotteslästerung gehört!“ Durch das Zerreißen des Gewandes bringt Kaiphas symbolisch zum Ausdruck, dass er Jesu Erklärung als Gotteslästerung betrachtet. Eine Prüfung des Messiasanspruches Jesu findet nicht statt. Man setzt voraus, was zu beweisen wäre. Alle Anwesenden sind Ohrenzeugen des Ausspruches, dessen blasphemischer Charakter feststeht, sodass sich das Zeugnis anderer erübrigt. Worin- noch einmal- worin lag für die Richter die Gotteslästerung? Darin, dass dem Anspruch Jesu, der Messias zu sein, die göttliche Bestätigung zu fehlen schien. Seine Wunder nahmen sie nicht zur Kenntnis. Auf das Ereignis in der Zukunft wollten sie sich nicht einlassen. Der Anspruch, den Jesus vorbrachte, war für sie eine Antastung der göttlichen Majestät. Und so fordert Kaiphas seine Mitrichter auf: „Was dünkt euch, was fällt ihr für ein Urteil?“ Sie sprachen alle, alle einstimmig: „Er ist des Todes schuldig!“ Auf Gotteslästerung stand die Strafe der Steinigung. Das jüdische Strafprozessrecht kannte keinen Instanzenzug. Man konnte also nicht Berufung einlegen. Der Hohe Rat in Jerusalem besaß seit dem Jahre 6 n. Chr. zwar noch das Recht, Todesurteile zu verhängen, nicht aber, sie zu vollstrecken. Um Todesurteile zu vollstrecken, musste Jesus der römischen Besatzungsmacht ausgeliefert werden. Und dort erfolgte die Hinrichtung nach römischer Rechtspraxis, also Kreuzigung.

Ich will noch einmal in vier Fragen zusammenfassen, was vor dem Hohen Rat geschah. Erstens: Hat der Hohe Rat formell ein Todesurteil gefällt? Ja, es hat eine Verurteilung stattgefunden, und es wurde auf die Todesstrafe erkannt. Zweitens: Auf welchen deliktischen Tatbestand gründete sich das Todesurteil? Die einzige Grundlage bildete das als Gotteslästerung aufgefasste messianische Selbstzeugnis Jesu. Drittens: War die Verhandlung vor dem Hohen Rat ein legales Gerichtsverfahren? Darüber sind sich die Erklärer nicht einig. Sie verweisen auf das jüdische Gesetzbuch, die Mischna. Diese Mischna setzte bestimmte Regeln fest, die beim Prozess Jesu nicht eingehalten wurden. Zum Beispiel war es verboten, einen Prozess in der Nacht zu führen. Und es war untersagt, ein Todesurteil zu fällen und am selben Tage zu vollstrecken. Es musste ein Tag vergehen. Die Mischna wurde also nicht in allen Punkten beachtet. Aber, und das ist die andere Seite, die Mischna stammt in der Gestalt, wie wir sie kennen, aus dem zweiten Jahrhundert. Wir wissen nicht, welche Bestimmungen schon zur Zeit Jesu in Kraft waren. Und deswegen gibt es Erklärer, die zu der Ansicht neigen, der Prozess war nach damaliger Rechtslage legal. Allerdings eines kann man den Richtern nicht ersparen: sie traten nicht zusammen, um die Wahrheit zu erforschen, um das Recht zu finden, sondern sie waren entschlossen, Jesus dem Tode zu überliefern. Vierte Frage: Fand nach der Nachtsitzung noch eine Morgensitzung statt? Das könnte man meinen, wenn man das Evangelium nach Markus mit dem nach Lukas vergleicht. „Als es Tag wurde“, sagt Lukas, also in der Morgenfrühe. Aber der Unterschied löst sich sehr leicht auf. Die Nachtsitzung hatte eben mehrere Stunden gedauert und deswegen wurde sie am Morgen erst beendet.

Der als des Todes schuldig befundene Messias muss jetzt den Ausbruch leidenschaftlichen Hasses über sich ergehen lassen. Die einen spucken ihn an, andere verhüllen sein Gesicht. Sie geben ihm Ohrfeigen und sprechen: „Weissage!“ Die Diener bedenken ihn mit Schlägen. Anspucken ist Ausdruck der Verachtung. Misshandlung ist Verhöhnung seines Anspruchs als Messias. Aber damit erfüllt sich an ihm, was der Prophet Isaias über den Gottesknecht lange vorher verkündet hat. „Meinen Rü-

cken bot ich den Schlägen dar, meine Wangen den Raufern, verbarg nicht mein Antlitz vor Schmähung und Speichel."

Meine lieben Freunde: Heute steht nicht mehr Jesus Christus vor Gericht. Nicht deswegen, weil man sich zu ihm bekennt, sondern weil man ihn vergessen hat, weil er der Masse der Zeitgenossen gleichgültig ist. An seiner Stelle steht die Kirche, seine Braut, vor Gericht. Sie ist den Zeitgenossen nicht gleichgültig, denn sie redet ihnen ins Gewissen. Das ertragen sie nicht. Sie wollen die unbequeme Mahnerin zum Schweigen bringen. Disqualifizieren! Und das geschieht auf zweierlei Weise. Man klagt sie an wegen der Verfehlungen von Einzelnen ihrer Glieder. Seit Jahren weicht der Begriff des Missbrauches nicht aus der Presse. Wir sind uns einig: Jeder Fall eines Missbrauches ist einer zuviel. Aber darf man deswegen die Kirche in den Anklagezustand versetzen? Wer verurteilt denn wegen des Judas alle Apostel? Wer klagt den Ärztestand an, wenn Mediziner wegen Abrechnungsbetrug verurteilt werden? Wer verwirft die Universitäten, wenn von ihnen graduierte Personen des Plagiats überführt werden? Die Kirche war so demütig oder so töricht, alle einschlägigen Fehltritte ihrer Kleriker und Laienangestellten seit 1945 auf den Tisch zu legen und sich so zum Angriffsobjekt der Massenmedien zu machen. Wer hat sie dazu gezwungen? Niemand! Wem ist damit gedient? Den Feinden der Kirche! Ich frage: Hat die Ärzteschaft jemals ihre Glieder, die sich seit 1945 an Patientinnen vergangen haben, zusammengestellt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht? Haben die Polizeibehörden je daran gedacht, alle Angehörigen des Polizeidienstes, die sich seit 1945 schuldig gemacht haben, namhaft zu machen? Nein, sie haben es nicht getan, und damit haben sie recht getan! Welchen Sinn hat es, wirklich oder angeblich geschädigte Personen aufzurufen, um eine Entschädigung zu verlangen und zu empfangen, wenn die behaupteten Vergehen Jahrzehnte zurückliegen und die angeblichen Schädiger überhaupt nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden können? Im Sachsenspiegel, im Sachsenspiegel, den ich während meines Studiums kennengelernt habe, im Sachsenspiegel von 1224 steht der Satz: „Enes Mannes Rede ist kenes Mannes Rede, man soll sie hören bede".

Man klagt die Kirche an, weil sie sich an das Gebot Gottes hält. Es ist niemals, unter keinen Umständen und aus keinem Motiv erlaubt, in sich Böses zu tun. Es gibt Handlungen, die unter allen Umständen und aus jedem Motiv verboten sind. Die Kirche steht hier vor der letzten Instanz, nämlich vor Gott, vor der Majestät Gottes. Die Kirche ist kein Geschäftsmann, der mit sich handeln lässt. Die Kirche ist Zeugin der Wahrheit. Und sie vertritt die Wahrheit auch dann, wenn sie Opfer verlangt. Die Gebote Gottes entspringen nicht der Willkür. Sie sind Ausdruck seiner Liebe zu den Menschen. Die Kirche kann nicht von den Geboten lassen, weil sie sie nicht gegeben hat. Man klagt die Kirche wegen ihres Festhaltens an den Geboten der Erbarmungslosigkeit an. Gewiss, meine Freunde, eine vergewaltigte Frau mag erleichtert sein, wenn sie von der ungewollt empfangenen Frucht ihres Leibes befreit wird. Aber das ist eine rein irdische Sicht, die handelt, als ob es Gott nicht gäbe. Wer an Gott glaubt, sieht in der Abtreibung ein schweres Vergehen, einen Verstoß gegen Gottes Heiligkeit, und dieser Verstoß wiegt schwerer als die Pflicht, ein nicht begehrtes Kind auszutragen. Wer ist erbarmungslos? Wer Menschen zu einer Todsünde der Abtreibungverhilft oder wer sie vor einer Todsünde bewahrt? Im letzten Kriege und noch danach wurden in Schlesien Dutzende von katholischen Ordensschwestern von Soldaten der Roten Armee vergewaltigt. Die Ordensschwestern, die ein Kind empfangen hatten, haben alle ohne Ausnahme das Kind ausgetragen.

Was die Masse der Menschen will, das ist klar: Der Nutzen, der irdische, der jetzige, der menschliche Nutzen entscheidet. Eine überirdische Instanz kommt nicht in Frage. Das praktische Bedürfnis des einzelnen, das rechtfertigt die Handlung, das gibt den Ausschlag, was man tun und was man lassen muss. Für jeden Verstoß gegen Gottes Gebot lassen sich Gründe finden, die den Menschen einleuchten. Was jemanden aus Gefahren und Schwierigkeiten befreit, das leuchtet allen ein. Unheilbar Kranke zu töten, ja warum denn nicht? In einer ausweglosen Lage sich selbst umzubringen, warum nicht? Unnütze Esser wegzuschaffen, wenn das Brot nicht mehr reicht für alle, warum nicht? In der Zeit der Christenverfolgung konnte man sich das Leben erkaufen, indem man Weihrauch streute, warum nicht? Die Christen der Urzeit haben anders gedacht.

Vor kurzem, meine lieben Freunde, sagte mir eine Dame in Mainz, die katholische Kirche müsse protestantischer werden, eine katholische Dame! Die katholische Kirche müsse protestantischer werden. Das heißt, sie soll ihre gottgewollte Sittenlehre aufgeben und die billige Moral des Protestantis-

mus übernehmen. Der Protestantismus ist eine Religion, die es den Menschen recht machen will. Die katholische Kirche hat die Religion, die es Gott recht machen will. Das ist der Unterschied! Was der Protestantismus tut, indem er zum Beispiel auch die Abtreibung gestattet, was der Protestantismus tut, das ist die Missachtung Gottes, das ist Verrat am Evangelium. Durch diese Haltung wird man beliebt, da kommt man an bei den Massenmedien. Gegen den Protestantismus haben die Presseorgane nichts einzuwenden. Der Protestantismus ist die Religion der großen Worte. Die katholische Kirche ist die Religion der schweren Taten. Die Moral, die der Protestantismus vertritt, geht den Menschen ein, denn sie ist von Menschen gemacht. Die Sittenlehre, welche die katholische Kirche verkündigt, weckt bei den Menschen Widerstand, denn sie ist von Gott gegeben. Das ist eben der Unterschied zwischen einer Kirche, die unter dem Antrieb des Heiligen Geistes steht und einer anderen Gemeinschaft, die sich vom Zeitgeist lenken läßt. Was die Kirche mit ihrer Verkündigung und mit ihrem Festhalten an der Sittenlehre tut, das ist Gehorsam gegen den gebietenden Gott. Wenn die Kirche deswegen vor Gericht gestellt wird, dann kann sie mit ihrem Heiland und Herrn sagen: „Habe ich Unrecht geredet, dann beweise es mir. Habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Leiden Jesu Christi (4)

(Der politische Prozess)

17.02.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, in dieser Bußzeit das Leiden des Herrn in seinen Einzelheiten vor unseren Augen hinzustellen. Am letzten Sonntag hatten wir gehört, dass die Juden, der Hohe Rat, das Synedrium, unsern Herrn zum Tode verurteilt hatte, wegen Gotteslästerung. Die Gotteslästerung fanden sie darin, dass er sich zu seinem Messiaswesen bekannt hatte. Der Hohe Rat konnte Todesurteile aussprechen, aber er konnte sie nicht vollstrecken. Damit Todesurteile ausgeführt wurden, musste er sich an den obersten Besatzer, den Prokurator Pontius Pilatus, wenden. Dieser musste nicht das Todesurteil des jüdischen Gerichtes bestätigen. Er hatte das Recht, es zu prüfen und es entweder zu bestätigen oder zu verwerfen. Dazu bedurfte es eines neuen Verfahrens. Während des Prozesses vor dem Hohen Rat waren Jesus die Fesseln abgenommen worden. Jetzt wurde er erneut gefesselt, denn er musste ja durch die Stadt geführt werden, zum Richtplatz des Pilatus. Sie hatten Angst, dass er ihnen entkommen könnte. Sie hatten Zweifel, vielleicht auch die Besorgnis, dass seine Anhänger ihn befreien könnten. So haben sie ihn gefesselt durch die Stadt geführt zum Richthaus des Pilatus. Es war morgens früh etwa um sechs Uhr. Die Römer hielten nämlich sehr früh Gericht. Schon nach Sonnenaufgang hielten die römischen Richter Gericht. Das Richthaus des Pilatus könnte an zwei Stellen gelegen haben, nämlich in dem Palast des Herodes oder in der Burg Antonia auf dem Tempelplatz. Der Palast des Herodes lag an der Nordwestecke Jerusalems. Die Burg Antonia, wie gesagt, am Tempelplatz. Der gewöhnliche Wohnort des Prokurators in Jerusalem war der Palast des Herodes. Er war weiträumig, er war groß, auch mit einer Kaserne verbunden, wo die Kohorte Platz finden konnte. Aber die Burg Antonia hatte einen anderen Vorteil. Sie lag am Tempelplatz. Man war den Ereignissen nahe. Man konnte in dieser brisanten Zeit, wo leicht ein Volksaufstand ausbrechen konnte, sofort eingreifen. So können wir annehmen, wir wissen es nicht genau, aber wir können annehmen, dass Pilatus in der Burg Antonia das Prätorium, den Richtplatz, hatte. Jesus wurde am Tor des Prätoriums von den Dienern des Hohen Rates den römischen Soldaten übergeben. Diese führten ihn ins Prätorium hinein. Die Juden blieben vor dem Prätorium stehen. Warum? Weil sie nicht unrein werden wollten. Nach jüdischer Auffassung wurde man unrein, wenn man in das Haus eines Heiden trat. Man wurde auch unrein, wenn man im Heidenland gewesen war. Und deswegen schüttelten die Juden, wenn sie ins Heilige Land zurückkehrten, den Staub von ihren Füssen.

Jetzt bringen sie Jesus zu Pontius Pilatus. Wer war dieser Mann? Er war der 5. Prokurator in Paläs-tina, der Nachfolger des Gratus und hatte sein Amt inne von 26 bis 36 n. Chr., also zehn Jahre. Wahrscheinlich stammte er aus dem Rittergeschlecht der Pontier, deswegen Pontius Pilatus. Er hatte seine hohe Stelle durch die Gönnerschaft eines mächtigen Mannes erreicht, nämlich des Gardepräfekten Sejanus. Dieser Gardepräfekt war ein fanatischer Antisemit. Und er übergab das Amt einem ebenso fanatischen Antisemiten, Pontius Pilatus. Pilatus war ein Feind der Juden. Die jüdischen Nachrichten, die wir von ihm haben, stimmen ganz und gar mit dem überein, was die Evangelisten von ihm berichten. Herodes Agrippa, der König von Galiläa, hat einen Brief an den Kaiser Caligula geschrieben, und in diesem Brief beschreibt er den Pilatus. Was sagt er von ihm? Er sei unbeugsam, rücksichtslos, starrsinnig gewesen. Er wirft ihm Bestechlichkeit, übermütige Gewalttätigkeit, Räubereien, Misshandlun-

gen, Kränkungen, häufige Hinrichtungen ohne Urteilsspruch, unerträgliche, fortgesetzte Grausamkeit vor. Wir wissen von mindestens vier Ereignissen, in denen Pilatus seine Abneigung gegen die Juden kundtat. Einmal ließ er seine Truppen mit Feldzeichen, also mit Bildern und gemalten Kaiserporträts, in die Stadt Jerusalem einrücken. Das war für die Juden ein Graus, sie waren kurz vor dem Aufstand, sie beschwerten sich beim Kaiser, und der Kaiser befahl dem Pilatus, er muss diese Bilder wieder herausnehmen. Ein andermal ließ er vergoldete Schilde im Palast des Herodes aufstellen. Und auch das war den Juden, und vor allem den Söhnen des Herodes, ein Ärgernis. Er wurde vom Kaiser gezwungen, diese Schilde wieder abzutransportieren in die Residenz in Caesarea. Aus dieser Zeit stammt die Feindschaft zwischen Pilatus und Herodes Antipas. Und natürlich auch die Verachtung der Juden. Ein drittes Mal nahm Pilatus Geld aus dem Tempelschatz und baute damit eine Wasserleitung. Das führte zum Aufstand der Juden. Er wurde blutig niedergeschlagen. Und der Barabbas, von dem wir noch hören werden, hat wahrscheinlich an diesem Aufstand teilgenommen. Das vierte Ereignis war eine Metzelei, die Pilatus an den Samaritanern am Berge Garizim beging. Damit war das Mass voll. Die Samaritaner beschwerten sich bei dem Statthalter von Syrien, Vitellius. Dieser zeigte Pilatus an, enthob ihn seines Amtes und schickte ihn nach Rom. Das war kurz vor dem Tode des Kaisers Tiberius. Was mit ihm geworden ist, wissen wir nicht. Möglicherweise hat ihn die Strafe ereilt. Zu diesem Mann also bringen die Juden den Heiland. Er soll ihn richten. Der Prokurator war Einzelrichter. Er hatte zwar Beisitzer, aber diese Beisitzer hatten keine richterlichen Befugnisse. Sie waren nur dazu da, Rat zu geben. Es galt das Prinzip der freien Beweiswürdigung. Der Richter war also nicht an bestimmte Vorgaben gebunden. Als Beweismittel dienten die Aussagen der Zeugen und natürlich auch die Aussage des Angeklagten. Beide wurden aufgerufen. Der Kläger brachte seine Klage vor und danach der Angeklagte seine Verteidigung. Der Richter beriet sich danach mit den Beisitzern und fällte das Urteil. Es wurde sofort ohne Möglichkeit der Revision oder der Berufung vollstreckt. Als Verhandlungssprache diente das Griechische in diesen östlichen Provinzen. Wir können ausgehen davon, dass auch die Verhandlung zwischen Jesus und Pilatus auf griechisch geführt wurde. Viele Galiläer, vielleicht auch Jesus, verstanden griechisch. Wenn Jesus aramäisch gesprochen hat, dann wurde ein Dolmetscher herbeigezogen.

Der Hohe Rat musste nun versuchen, Pilatus von dem Verbrechen Jesu zu überzeugen. Und zwar von einem Verbrechen, das nach römischem Recht den Tod verdiente. Dazu war der Vorwurf der Gotteslästerung nicht geeignet. Gotteslästerung war nach römischem Recht kein todeswürdiges Verbrechen. So musste die Anklage umgestellt werden. Sie wurde umgestellt auf Hochverrat. Auf den Religionsprozess folgte der politische Prozess. Warum aber hat der Hohe Rat dann zuvor ein Todesurteil wegen Gotteslästerung gefällt? Aus zwei Gründen: einmal war es geeignet, den Prokurator unter Druck zu setzen. Sie sagten: Das Verbrechen ist nach unserer Rechtsordnung so geartet, dass er den Tod verdient. Und zum anderen konnte man damit Einfluss auf das Volk nehmen. Bei der Verurteilung nach jüdischem Recht war das Volk geneigter, dem Hohen Rat zu glauben, als wenn eine Verurteilung nur nach römischem Recht erfolgt wäre.

Pilatus gab in diesem Falle zu erkennen, dass er Rücksicht nimmt auf die Gewohnheiten der Juden. Er kam zu ihnen heraus, weil sie nicht hereingehen wollten, um sich nicht unrein zu machen, er kam zu ihnen heraus. Nach den Regeln des römischen Gerichtsverfahrens fragte er nach der Anklage. „Was für eine Anklage bringt ihr vor gegen diesen Menschen?“ Er erwartete, dass sie ein bestimmtes Vergehen nennen. Aber die Juden sagten: „Wenn er kein Verbrecher wäre, hätten wir ihn dir nicht überliefert!“ Man spürt die Gereiztheit. Beide Seiten sind gereizt. Er, weil er ein Judenfeind ist, und die Juden, weil sie ein Gegner der Besatzungsmacht sind. Pilatus drängt sich nicht, den Prozess gegen Jesus zu führen. Daher sagt er: „Nehmt ihr ihn und richtet ihn nach eurem Gesetz!“ Der Prokurator denkt an ein nicht-todeswürdiges Verbrechen, und ein solches konnten die Juden aburteilen. Das konnten sie selbständig richten. Jetzt müssen aber die Ankläger Farbe bekennen. Sie wollen Jesus hinrichten. „Uns ist es nicht gestattet, ihn zu töten!“ Aha, das ist ihre Absicht. Sie wollen, dass er liquidiert wird. Und deswegen muss Pilatus den Prozess führen, so ungern er es tut. Er beginnt mit dem Verhör des Gefangenen. „Bist du der König der Juden?“ Er muss also etwas gehört haben davon. Bei der Einlieferung vermutlich haben die Juden ihm schon gesagt: „Wir bringen dir hier den Mann, der beansprucht, der König der Juden zu sein.“ Für das rein religiöse Verbrechen der Gotteslästerung

konnten sie keinen Todesspruch des Pilatus erwarten. Und deswegen beschuldigen sie ihn, „König", also ein politischer Herrscher zu sein - und den Vorwurf konnte Pilatus nicht gleichgültig übergehen, denn das war Verfassungsumsturz, das war Hochverrat. Eine solche Anklage musste er anhören. Der Hohe Rat beging mit der Umbiegung der Anklage eine bewusste und grobe Täuschung. Der Hohe Rat musste wissen, dass „König der Juden" nach der Auffassung des Pilatus etwas ganz anderes bedeutet als nach der religiösen Auffassung der Juden. Für die Juden war „König der Juden" eine religiöse Angelegenheit. Im Munde Jesu schon gar, er wollte kein politischer Herrscher sein. Aber Pilatus musste aus dieser Anklage heraushören, dass Jesus politische Ziele erstrebte. Wie sollte Jesuds jetzt antworten? „Bist du der König der Juden?" Er konnte nicht mit einem glatten „Ja" antworten, denn ihm lag ja nichts ferner als ein politischer Herrscher zu sein. Er konnte aber auch nicht mit einem bestimmten „Nein" antworten, denn in einem gewissen Sinne verstand er sich als König. Und so gab er eine abwägende Antwort, ein „Ja" mit Vorbehalt: „Du sagst es!" Wenn in der Formel „du sagst es" eine uneingeschränkte Bejahung läge, dann wäre der Prozess fertig gewesen. Dann hätte Pilatus sagen können: Wir wissen es jetzt, er hat ein politisches Königtum angestrebt, er ist zu verurteilen. Aber es lag eben keine uneingeschränkte Bejahung in diesem Worte: „Du sagst es!" Pilatus verlangte weiteres Material, und die Juden brachten es herbei. In drei Punkten ergänzten sie ihre Anklage. Erstens: „Er bringt das ganze Volk in Aufruhr, von Galiläa angefangen bis hierher." Eine glatte Lüge. Von Volksaufwiegelung konnte keine Rede sein. Die religiöse Bewegung, die Jesus entfacht hatte, war keine politische Empörung. Der zweite Vorwurf: „Er hält das Volk ab, Steuern zu zahlen." Steuerstreik! Vom Aufruf zur Steuerverweigerung war Jesus weit entfernt. Er hatte, als man ihm die Steuermünze zeigte, gesagt: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist", also auch die Steuer. Der dritte Vorwurf: „Er behauptet, er sei der Messias-König!" Und damit tritt er in einen Gegensatz zum Kaiser. Sie unterstellen ihm in böswilliger Absicht, ein politischer Thronprätendent zu sein, ein politischer Messias. Jetzt hatten sie endlich das politische Verbrechen, das sie brauchten, um wirksam auf eine Todesstrafe dringen zu können. Pilatus fordert Jesus auf, dazu Stellung zu nehmen. Zu seiner Verwunderung verzichtet Jesus darauf, sich zu den Vorwürfen zu äußern. „Antwortest du nichts? Sieh doch, welche Dinge sie gegen dich vorbringen!" Aber Jesus schweigt. So ein Angeklagter war ihm vermutlich noch nicht vor die Augen gekommen. Es steht fest, dass Pilatus nach dem Verhör Jesu und nach der Anhörung der Anklage nicht an die Schuld Jesu glaubte. Es muss etwas an der Eigenart dieses Mannes gewesen sein, das ihn bestimmte, weiter zu fragen.

Es fand, und das berichtet uns Johannes, es fand dann ein Zwiegespräch im Inneren des Prätoriums statt. Ein Zwiegespräch zwischen Pilatus und Jesus. Die erste Frage, die Pilatus stellte, war, ob er der König der Juden sei. Jesus antwortete: „Sagst du das aus dir selbst - oder haben es dir andere gesagt?" Pilatus wurde unwirsch: „Ja, bin ich denn ein Jude? Natürlich haben es andere mir gesagt!" Die Behauptung stammt von den Juden. Nun hat Jesus Gelegenheit, sein Königtum zu beschreiben. Er gibt eine dreifache Antwort. Er äußert sich über sein Reich, über sein Königtum und über seine Aufgabe als Messias. An erster Stelle sagt Jesus: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, dann würden meine Diener kämpfen. Nun aber ist mein Reich nicht von hier." Er bekennt sich zu seinem Reich. Er hat ein Reich, aber es ist ein Reich, das von aller politischen Prägung weit entfernt ist. Es ist ein himmlisches, es ist ein überirdisches Reich, es ist ein Reich, das mit Waffen und mit Heeresmacht nichts zu tun hat. „Sonst würden meine Diener kämpfen. Wenn ich ein politischer Messias wäre, dann würden sie ihren Oberbefehlshaber nicht im Stich lassen. So aber ist mein Reich nicht von hier." Gegen Ende des 1. Jahrhunderts ließ der römische Kaiser Domitian alle Verwandten Jesu verhaften und verhören. Und er befragte sie nach Jesus und nach Jesu Reich. Die Angehörigen, die Verwandten Jesu sagten, es war niemals nach seiner Absicht ein politisches Reich. Es war ein himmlisches, ein überirdisches Reich. Daraufhin hat der Kaiser Domitian sie freigelassen. Zu einem Reiche gehört ein Herrscher. Pilatus sprach zu ihm: „Du bist also doch ein König?" Jesus antworte: „Ja, ich bin ein König!" An seinem Königtum hält er fest. Daran läßt er nicht rütteln. Weniges im Prozess Jesu ist so klar wie die Bezeugung seiner Königswürde. Deswegen haben ihn ja die Soldaten verspottet als König. Deswegen hat Pilatus die Inschrift angebracht: „König der Juden." Jesus nennt sich König, aber ohne Einschränkung. Er sagt nicht König der Juden. Er ist König des Weltalls. Er ist König aller Reiche. Er ist universaler König, nicht politischer, nicht partikularer. Er weist also

den Anspruch auf ein Königtum in Palästina ab, um dafür das viel ausgedehntere Königtum über die ganze Welt zu beanspruchen. Und dann erklärt er die Art seines Königtums. „Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, dass ich der Wahrheit Zeugnis gebe. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme." Das also ist der Inhalt, das ist der Zweck, das ist die Bedeutung seines Königtums: der Wahrheit Zeugnis zu geben. Durch sein ganzes Leben, durch seine Lehre, durch seine Wunder richtet er dieses Königtum auf, gibt er Zeugnis von diesem Königtum, bezeugt er die Wahrheit seiner Königswürde. Das Königtum Jesu wird dadurch praktisch, sein Herrschaftsanspruch wird dadurch vollzogen, dass er die göttliche Offenbarung verkündet und Gottes Sache zum Siege führt. Alle, die aus der Wahrheit, d. h. die aus Gott sind, die sich durch Gottes Offenbarung bestimmen lassen, alle diese hören auf ihn, sind die Glieder seines Reiches.

Jetzt wissen wir, meine lieben Freunde, wer zu Jesus dem König gehört. Jetzt wissen wir, worauf es ankommt, um zu ihm zu gehören. Man muss auf seine Stimme hören. Für ein solches Königtum hat der Statthalter kein Verständnis. Deswegen die skeptische Frage: „Was ist Wahrheit?" Mit der Wahrheit weiß er nichts anzufangen. Er versteht etwas vom Nutzen, vom Gelde, von der Macht. Davon versteht er etwas. Aber von der Wahrheit hält er nichts. Doch Pilatus hat die Überzeugung gewonnen, der Mann ist ungefährlich. Das ist kein politischer Verbrecher. Er hält ihn für einen harmlosen, im Grunde bedauernswerten Schwärmer, und deswegen erklärt er den Juden: „Ich für meine Person finde keine Schuld an ihm!"

Pilatus fragt, was ist Wahrheit? Wir antworten darauf: Wahrheit wird in einem doppelten Sinne gebraucht. Wenn wir nach der logischen Wahrheit fragen, dann ist Wahrheit die Übereinstimmung einer Erkenntnis mit der Sache. Wenn wir nach der religiösen Wahrheit fragen, dann ist Wahrheit die offenbare Wirklichkeit Gottes. Wo sich Gott offenbart, wo Gott wirklich zugegen ist, da ist Wahrheit. Und diese Wahrheit ist in Jesus. Er sagt ja von sich: „Ich bin der Weg, die Wahrheit" –die Wahrheit- „und das Leben." Der geschichtlich erschienene Christus ist es, der das Evangelium Gottes verkündet und sein Heilswerk vollbringt. Und die Kirche weiß sich von diesem Wahrheitsbringer auf den Weg der Wahrheit gesetzt und auf diesem Wege gehalten. Der Geist der Wahrheit führt sie in alle Wahrheit ein. Wenn wir in dieser Kirche bleiben, meine lieben Freunde, dann allein deswegen, weil sie die Wahrheit weiterträgt. Auf der Stelle würde ich austreten aus dieser Kirche, wenn ich nicht überzeugt wäre, das ist die Kirche der Wahrheit. „Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme." Die Wahrheit ist eine befreiende Macht. Der Herr sagt es ja selber. „Die Wahrheit wird euch frei machen." Wovon? Erstens befreit die Wahrheit vom Irrtum, von irrigen Vorstellungen über Gott, von Bedürfnis- und Furchtgöttern, wie Feuerbach sie angenommen hat. Von Fruchtbarkeits- und Vegetationsgottheiten, wie die Griechen und die orientalischen Völker sie bekannten. Von der Verwechslung des Weltalls mit dem Weltherrscher, wie Hegel und Fichte behauptet haben. Der wahre Gott ist auch anders als die von Menschen erzeugte Vorstellung eines allgemeinen Gesetzes, wie der deutsche Idealismus behauptet hat. Nein, die Wahrheit befreit von falschen Vorstellungen über Gott. Zweitens: Sie befreit von dem Wahn der Selbsterlösung. Auf vielfältige Weise versuchen die Menschen diese Selbsterlösung: durch Abkehr von der Sinnenwelt und Unterdrückung des Lebenswillens – Schopnhauer. Durch Pflichterfüllung und Selbstbeherrschung - die Stoa. Durch Bejahung des kraftvollen Menschentums - Friedrich Nietzsche. Durch Beseitigung der irdischen Nöte mittels wirtschaftlicher Maßnahmen - Karl Marx. Alles das vermag den Menschen nicht von seiner Schuld und von seiner Todesverfallenheit zu erlösen. Die Wahrheit ist es, die die Erlösung bringt, und nur die Wahrheit. Das Dritte: Die Wahrheit befreit von falschen Rezepten für das sittliche Handeln. Von der Ansicht, Tugend und Wissen seien identisch - Sokrates. Von der Meinung, erlaubt sei das, was Lust und Gewinn verspricht – der Eudämonismus. Von der Auffassung, sittlich sei das, was man sich als ein Gesetz für alle vorstellen kann - Immanuel Kant. Sittlich ist, was Gott befiehlt. Nur Gebote, die Gott zum Urheber haben, sind verbindlich und heilsam. Die Wahrheit befreit.

Aber die Äußerung des Pilatus wird von vielen Menschen nachgesprochen. Sie wissen nichts von der Wahrheit, und sie wollen nichts davon wissen. Die Wahrheit ist den meisten Menschen das Gleichgültigste. Was sie interessiert, ist Leben. Das Leben genießen, überleben. Die Masse fragt nicht nach der Wahrheit, sondern wie man am besten durchkommt. Für das Ringen um die Wahrheit und für die Treue zur Wahrheit haben die meisten Menschen kein Verständnis. Sie mögen für die Wahr-

heit nichts aufwenden und schon gar nichts preisgeben. Aber Christus hat vor Pilatus gesagt: „Dazu bin ich geboren und dazu bin ich in die Welt gekommen, dass ich der Wahrheit Zeugnis gebe. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme." Seitdem es Christus als seine Lebensaufgabe erklärt hat, der Wahrheit Zeugnis zu geben, müssen die Menschen die Wahrheit über alles setzen. Seitdem der LOGOS auf Erden erschienen ist, um der Wahrheit Zeugnis zu geben, kann es nie mehr gleichgültig sein, was einer glaubt und was einer für wahr hält. Wer nicht an die Wahrheit glaubt, der hält sich an den Aberglauben, an die Unwahrheit, an den Irrtum. Eine evangelische Kirchengemeinde in Dänemark in Mejdal hat eine Annonce in die Zeitung gesetzt: Sie sucht einen Pfarrer, der an Gott glaubt, denn der vorige hat nicht an Gott geglaubt.

Für die Verkündigung und Bewahrung der Wahrheit ist die Kirche gegründet worden. Sie ist Gottes Organ, um seine Wahrheit zu erhalten und zu verbreiten. Dieser Aufgabe ist die Kirche seit zweitausend Jahren nachgekommen. Diese Aufgabe hat sie erfüllt in guten und schlimmen Zeiten. Für die Wahrheit hat sie gezeugt vor römischen Herrschern und vor Gewalthabern der Neuzeit. Für die Wahrheit hat Benedikt XVI. acht Jahre lang das Kreuz getragen. Für die Wahrheit hat die Kirche Spott und Verfolgung auf sich genommen, und bis zur Stunde wird sie gehasst und bekämpft, weil sie die Wahrheit Gottes vorträgt. Es gibt eigentlich nur einen Grund, um zur Kirche zu kommen und in der Kirche zu bleiben: weil sie der Hort der Wahrheit ist. Wir dürfen stolz sein, meine lieben Freunde, der wahren Kirche anzugehören. Wir dürfen dankbar sein, dass wir in dieser Kirche leben dürfen. Wir sind gewiss: Weil wir aus der Wahrheit sind, hören wir auf die Stimme dessen, der die Wahrheit kündet, unsern Herrn und Heiland Jesus Christus.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Leiden Jesu Christi (5)

(Jesus vor Herodes)

24.02.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Ich finde keine Schuld an ihm." So beendete der Prokurator Pontius Pilatus das Verhör mit Jesus. Pilatus war von seiner Unschuld überzeugt. Was hätte er als gerechter Richter tun müssen? Er hätte ihn freisprechen müssen! Aber er tat es nicht. Und damit beginnt seine Schuld. Wohl suchte er Jesus freizubekommen, dreimal, wie wir noch hören werden. Aber immer nur auf Umwegen. Er hielt es für unangebracht, angesichts der Entschlossenheit der Juden, Jesus zu töten, sie durch bündige Ablehnung der Anklage vor den Kopf zu stoßen. Er wusste, wie unangenehm einem Manne, wie er es war, der jüdische Fanatismus werden konnte. Die Juden hatten Beziehungen nach Rom. Sie konnten den immer misstrauischen Tiberius, den Kaiser, gegen ihn aufbringen. Und er hatte ja eine Menge von Verfehlungen angesammelt. In jedem Falle fehlten ihm die Eigenschaften, die wir von einem Richter erwarten, nämlich innere Freiheit und Unabhängigkeit, Überzeugungstreue, Festigkeit, Unbeugsamkeit. Er machte drei Versuche, Jesus freizubekommen, aber alle scheiterten. Die Juden ließen nicht nach. Sie wussten, welche Anklage bei Pilatus auf Gehör stoßen könnte, und welche Anklage er nicht würde abweisen können. „Er beunruhigt das Volk, indem er im ganzen Land der Juden als Lehrer auftritt, von Galiläa angefangen bis hierher." Damit war das Stichwort gefallen. Als Pilatus hörte, dass der Mann ein Galiläer sei, da kam ihm ein Gedanke. Er wollte ihn dem Herodes, dem Herrscher über Galiläa, ausliefern. Er schickte ihn zu Herodes, der in diesen Tagen auch in Jerusalem war, also gar nicht weit entfernt. Der erste Rettungsversuch des Pilatus knüpfte daran an, dass Jesus Untertan des Tetrarchen, des Vierfürsten Herodes war. Er war zu diesem Schritt nicht verpflichtet. Als Prokurator konnte er jede öffentliche Störung der Ordnung von sich aus aburteilen, unbehelligt von irgendwelchen anderen Ansprüchen. Pilatus unternimmt es aus freien Stücken, Jesus dem Herodes zu überstellen. Und zwar in der Erwartung, dass er den unbequemen Rechtsfall loswird. Er war dazu berechtigt, denn seine eigene Zuständigkeit konkurrierte mit der des Tetrarchen Herodes. Dieser war ein mit Gerichtshoheit ausgestatteter Klientelfürst. Außerdem war er zuständig für in seinem Gebiet begangene Verfehlungen. Man nennt das juristisch „forum delicti commissi", die Gerichtshoheit über das begangene Delikt.

Herodes, mit dem wir es hier zu tun haben, ist natürlich nicht der Herodes der Kindheitsgeschichte Jesu, das war sein Vater. Herodes der Große, das war sein Vater. Dieser Herodes hat den Beinamen Antipas oder auch Tetrarch, Vierfürst. Er regierte von 4. v. Chr. bis 39 n. Chr., also 43 Jahre. Er residierte in Tiberias, einer Stadt am See Genezareth. Die hatte er glänzend ausbauen lassen. Er ist uns schon mehrfach begegnet, nämlich wegen seiner ehebrecherischen Verbindung mit der Herodias, der Frau seines Bruders. Und noch mehr hatte er sich schuldig gemacht, als er Johannes den Täufer einkerkern und schließlich hinrichten ließ. Die Juden mochten ihn nicht. Sie wussten, dass er ein schlimmer Kerl war und dass er eine gerechte Strafe verdient hatte, die ihm auch zuteil wurde. Er wurde nämlich abgesetzt und nach Lugdunum, nach Lyon in Frankreich, verbannt. Herodes muss schon vorher vom Auftreten Jesu erfahren haben. Und er geriet in Unruhe. Er sagte: „Johannes der Täufer, den ich habe hinrichten lassen, ist auferstanden!" Das war natürlich nicht der Fall. Und er hat sich wahrscheinlich auch dann beruhigt, aber er schien Jesus gefährlich zu werden. Pharisäer, die Jesus freundlich gesinnt waren, warnten ihn vor Herodes. Und was antwortete Jesus: „Sagt diesem Fuchs", das ist sein Landesherr, „sagt diesem Fuchs, ich treibe Geister aus und vollbringe Heilungen, heute,

morgen und erst am dritten Tage werde ich vollendet.“ Das war aus der Ferne eine Begegnung zwischen Jesus und seinem Landesherrn. Jetzt aber wird er ihm überstellt. Was hat Pilatus von Herodes erwartet? Die Meinungen gehen auseinander. Manche sagen, einen Prozess gegen Jesus. Andere, ein Gutachten für Pilatus. Was ist die Wahrheit? Vermutlich wollte Pilatus den lästigen Rechtsfall loswerden. Die Sache sollte durch Herodes erledigt werden, nicht bloß begutachtet. Entscheidend ist eine Äußerung von Pilatus am Ende der Episode. Als ihm Jesus wieder vorgeführt wurde, erklärte er: „Herodes hat an dem Angeklagten keine Schuld gefunden, denn er hat ihn zurückgeschickt“. Pilatus schloss also aus der Zurücksendung Jesu, dass Herodes ihn für unschuldig hielt. So könnte er nicht sprechen, wenn er nur eine gutachtliche Äußerung bei Herodes beantragt hätte, denn in diesem Fall hätte ja Jesus in jedem Falle zurückgeschickt werden müssen. Die Worte des Prokurators haben also den Sinn: Hätte Herodes den Angeklagten für schuldig gehalten, würde er ihn nicht zurückgeschickt, sondern behalten haben, um ihm den Prozeß zu machen. Welches Urteil dürfte Herodes nach der Meinung von Pilatus gefällt haben? Es scheint, dass Pilatus mit einem Freispruch rechnete. Ihn selbst hatten die Beschuldigungen des Hohen Rates nicht überzeugen können. Es war vorauszusehen, dass bei Herodes keine schlagkräftigeren Argumente vorgebracht werden könnten. Außerdem durfte der Prokurator annehmen, dass Herodes schon längst gegen Jesus vorgegangen wäre, wenn er ein Verbrechen begangen hätte. Dass er ihn so lange gewähren ließ, das war ihm ein Zeichen dafür, dass er keine Schuld an ihm fand.

In früher Morgenstunde nun wird Jesus zu Herodes geschickt. Römische Soldaten bewachen ihn, und Mitglieder des Hohen Rates begleiten ihn. Herodes hatte bisher Jesus nicht zu Gesicht bekommen. Das mag daran liegen, dass er oft von Galiläa abwesend war. Er war ein genusssüchtiger Mann und interessierte sich nicht für religiöse Fragen. Nun freute er sich, dass er Jesus sehen sollte. Und jetzt traten sich Landesherr und Untertan gegenüber. Herodes, ein lebenshungriger Despot, religiös gleichgültig, ein Bauherr, ein Freund prachtvoller Bauten, ein Freund üppiger Tafeln und verfeinerten Lebensgenusses. Die Klugheit des Diplomaten besaß er, aber sie verließ ihn, wenn ihn die Sinnlichkeit überwältigte. Denken wir an seine Heirat mit Herodias. Und hier, auf der anderen Seite, der Handwerkersohn, anscheinend ungebildet und weltfremd, ein gewöhnlicher Untertan, von dem allerdings merkwürdige Dinge berichtet werden, die Herodes jetzt auszuforschen versucht. Und es ist bezeichnend für den leichtfertigen Fürsten, dass er sich zunächst nur für den Wundermann Jesus interessiert. Er scheint ganz vergessen zu haben, weswegen ihm Jesus überstellt wird. Mit vielen Worten dringt er in ihn, um Näheres über die geheimnisvollen Kräfte zu erfahren, die in ihm wirken, und womöglich Zeuge eines Wunders zu werden. Er stellt Jesus auf eine Stufe mit den Gauklern und Narren, die an den Höfen der Potentaten zur Unterhaltung dienten. Aber die gute Laune vergeht ihm bald. Sein Wortschwall begegnet tauben Ohren. Er hat gewiss angenommen, dass ein Untertan, der in ein so bedenkliches Verfahren verwickelt ist, seinem Wunsche willfahren werde. Nichts dergleichen! Jesus bleibt kühl und stumm. Sein Schweigen ist das Schweigen des Gottesknechtes, wie es Isaias in seinem Buch vorherverkündet hat. Jetzt erst besinnt sich Herodes auf das zu erledigende Rechtsgeschäft. Er gibt den anwesenden Hohenpriestern und Schriftgelehrten Gelegenheit, ihre Anklagen vorzubringen, und sie tun das mit vielen Worten. Sie standen da und beschuldigten ihn leidenschaftlich. Aber all das macht auf Herodes keinen Eindruck. Nur einen Anklagepunkt findet er bedenkenswert: Jesu Anspruch auf die Königswürde. Er amüsiert sich über diesen Anspruch. Er nimmt ihn nicht ernst, er hält ihn für fantastisch. Und deswegen gibt er Jesus der Verachtung preis und spottet über ihn. Er lacht ihn aus! Seine Umgebung stimmt ein in den Spott. Der Königsanspruch Jesu erscheint ihnen so paradox, dass er sie zur Verspottung reizen muss. Die Szene endet mit einer Karikatur von Jesu Königswürde. Herodes lässt ihm ein Prunkgewand anlegen, ein königliches Symbol, und so, als Spottkönig ausstaffiert, sendet er ihn zu Pilatus zurück. Mit der Rücksendung gibt er zu verstehen, dass er den Mann für lächerlich und ungefährlich hält.

Meine lieben Freunde, zu den schäbigsten Taten, deren Menschen fähig sind, gehört es, einen Wehrlosen und Hilflosen zu verspotten. Man muss schon sehr gefühllos, roh und grausam sein, um dazu die Hand zu bieten. Herodes gehört zu dieser Kategorie von Menschen. Jesus wollte auch diese Schmach erdulden, für uns Menschen und um unseres Heiles willen. Auch durch das Ertragen des Spottes vor Herodes hat Jesus uns erlöst und uns ein Beispiel hinterlassen, wie wir uns verhalten sol-

len, wenn Spott und Hohn uns treffen. Die Szene endet mit der bezeichnenden Bemerkung: „An diesen Tage“, der Rücksendung, „an diesem Tage wurden Pilatus und Herodes Freunde.“ Vorher hatten sie in Feindschaft gelebt.

Das ist ein symbolisches Geschehen. So groß der Streit und der Unfriede in der Welt auch sein mag, die ärgsten Feinde schließen sich zusammen, wenn es gilt, die persongewordene Wahrheit Gottes zu verwerfen. Hier wird in der Leidesgeschichte Jesu ein Grundsatz ausgesprochen, der sich in der Geschichte tausendfach bewahrheitet hat. In der Gegnerschaft gegen Dritte entstehen merkwürdige Koalitionen. In der Rivalität gegen einen Dritten verbünden sich selbst Feinde. Man kann sich kaum eine grimmigere Feindschaft vorstellen als die zwischen Hitler und Stalin. Stalin und der Bolschewismus wurden im Deutschen Reich unter Hitler namenlos verunglimpft. Ich erinnere mich, als Knabe, wie ich im Jahre 1941 überall in der Stadt Plakate gesehen habe, auf denen stand: Der Bolschewismus ist keine Weltanschauung, ist keine Idee. Er ist das organisierte Verbrechertum. Ein Ausspruch von Adolf Hitler. Aber diese beiden grimmigen Feinde fanden sich, als es galt, über Polen herzufallen. Sie schlossen einen Vertrag. Sie wurden zwar keine Freunde, aber sie wurden Vertragspartner. In der gemeinsamen Gegnerschaft hatten sie sich gefunden. Jeder meinte, er könne damit Gewinn machen, und zunächst sah es ja so aus. Der größere Teil von Polen fiel an Deutschland, der andere Teil an Russland. Dieselbe Erfahrung, wie sich Menschen in Gemeinheit verbinden, findet man auch im zwischenmenschlichen Bereich. Sie wissen alle, welche Gegensätze zwischen den Menschen bestehen. Gegensätze der Ideologie, der Stellung, der Wirtschaft, der Macht. Aber im primitiven Genuss, im gemeinen Spaß, in der gemeinsamen Niedertracht, da finden sie sich. Treffend hat das einmal Heinrich Heine ausgedrückt: „Selten habt ihr mich verstanden. Selten auch verstand ich euch. Nur wenn wir im Schmutz uns fanden, da verstanden wir uns gleich.“

Jahrhundertelang gab es im Protestantismus zwei Religionsparteien: Lutheraner und Calvinisten - oder Reformierte. Sie bekämpften sich erbittert, aber sie vergaßen ihre Gegnerschaft, wenn es gegen die katholische Kirche ging. Ja, sie schlossen sich trotz bleibender Glaubensgegensätze, im 19. Jahrhundert, zur Konsens-Union zusammen, um vereint den Katholizismus zu bekämpfen. Sie haben alle gehört vom Kulturkampf, den Bismarck gegen die katholische Kirche führte. Die Protestanten spürten, dass hier nicht nur die katholische Kirche getroffen wurde, sondern das Christentum insgesamt. Dennoch meinten sie, Bismarck, den politischen Luther, wie er bezeichnet wurde, nicht im Stiche lassen zu können und machten seinen Kampf mit und unterstützten seine Gesetze. In der Zeit des Nationalsozialismus gab es ein Bündnis von Protestanten und Nationalsozialisten gegen die katholische Kirche. Wenn Sie sich unterrichten wollen, ausführlich darüber unterrichten wollen, verweise ich Sie auf mein Buch „Kirchenkampf oder Katholikenverfolgung“. Protestantische Führer nährten das Misstrauen und die Abneigung der Partei und der Regierung gegen die katholische Kirche und die katholischen Christen. Der protestantische Reichsbischof Müller schrieb 1939: „Wer gläubiger Katholik geworden oder geblieben ist, der ist bestimmt ein Gegner des Nationalsozialismus.“ Das traf zwar zu, war aber gesagt, um Stimmung gegen die katholische Bevölkerung zu machen. Viele Protestanten sahen das Wüten des Regimes gegen die katholische Kirche mit Zustimmung. Die strafrechtliche Verfolgung von Priestern und Ordensleuten erfüllte sie mit Genugtuung und Schadenfreude. Der protestantische Landesbischof der Pfalz verkündete: „In fünfzig Jahren gibt es in Deutschland keine katholische Kirche mehr.“

Wir katholischen Christen sind, wie unser Herr und Meister, immer in Gefahr, dass sich unsere Gegner und Feinde gegen uns zusammenschließen, denn unser Glaube und unsere Sittenlehre reizen sie alle, ohne Ausnahme. Die nichtkatholischen Religionsgemeinschaften tragen keine Bedenken, mit dem das Gottesrecht missachtenden Staat zusammenzugehen, um Vorhaben zum Erfolge zu verhelfen, die der christlichen Sittenlehre ins Gesicht schlagen. Denken Sie an die Gesetze über die Homosexuellen. Auf Katholiken wird in unserem Staat keine Rücksicht genommen. Aber in all dem leben wir in der Genugtuung: Es geht uns nicht anders als unserem Herrn. „Haben sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen.“ Der geschundene Herr vor Herodes und Pilatus mahnt uns zu Geduld und Standhaftigkeit. Wer seinen Feinden mit Wohlwollen und Liebe gegenübertritt, ist auch dann Sieger, wenn er unterliegt. Denn noch gilt das Wort des Heilandes: „Wer sein Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen.“ Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Leiden Jesu Christi (6)

(Jesus vor Pilatus)

03.03.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag hatten wir Jesus vor Herodes erlebt. Herodes schickte Jesus zu Pilatus zurück. Dieser nahm die Verhandlung von neuem auf. Er gab zunächst einen Überblick über das bisherige Geschehen: „Ihr habt mir diesen Mann als Aufwiegler des Volkes vorgeführt. Seht, ich habe ihn in eurer Gegenwart verhört, habe an ihm keine Schuld gefunden in dem, dessen ihr ihn anklagt. Aber auch Herodes nicht, denn er hat ihn zurückgeschickt und nichts Todeswürdiges an ihm gefunden. Ich will ihn also züchtigen und dann freigeben lassen." Sie spüren alle die Inkonsequenz. Wenn er nichts Todeswürdiges begangen hat, dann muss er freigesprochen werden. Aber dann muss er nicht gezüchtigt werden. Pilatus begibt sich von hier an auf eine schiefe Ebene. Er will Jesus retten, er will ihn vor dem Äußersten bewahren, ja er will ihn sogar freilassen, aber er soll wenigstens eine Strafe, zugegeben eine harte Strafe, empfangen: Er soll gegeißelt werden. Dieser Vorschlag war ungerecht und verhängnisvoll. Und es nimmt nicht wunder, dass die Juden, die eben auf den Tod Jesu drängten, diesen Vorschlag abwiesen. Der erste Rettungsversuch des Pilatus war gescheitert. Ein zweiter schließt sich an. Den ersten hatte er vor den Synhedristen vorgenommen, also vor den Angehörigen des Hohen Rates, den zweiten nimmt er vor dem Volke vor. Es bestand ein Brauch in Judäa, dass eine Osteramnestie erfolgte. Zu Ostern gab man einen Verurteilten dem Volke frei. Das Volk konnte ihn sich ausbitten, konnte wählen. Diese Osteramnestie nach jüdischem Recht traf zusammen mit der Möglichkeit des Statthalters, eine Begnadigung auszusprechen, lat. „Venia". Und von diesem Recht will jetzt Pilatus Gebrauch machen. Er lässt dem Volke die Wahl. „Wen soll ich euch freigeben, Barabbas oder Jesus, der Christus genannt wird?" Wer war Barabbas? Er war ein Aufrührer, der im Gefängnis lag mit seinen Genossen. Er hatte einen Mord begangen bei dem Aufstand. Er war nicht ein gewöhnlicher Straßenräuber, sondern ein Anhänger der jüdischen Freiheitspartei, die mit Gewalt das römische Joch abschütteln wollte. Man hatte damals römische Soldaten angegriffen, es gab Tote und Verwundete. Deswegen lag Barabbas im Gefängnis. Pilatus drängte das Volk in seine Richtung. Er meinte, die Massen würden seinem Vorschlag folgen. Er wusste, dass die Priesterkaste Jesus aus Neid überwiesen und angeklagt hatte, aus Neid, weil sie eifersüchtig auf ihn waren, weil er ihnen die Massen entfremdete. Er dachte, dass das Volk aus anderen Motiven handeln könnte. Er meinte, die Anhänglichkeit des Volkes an Jesus, die er ja auch beobachtet hatte, von der er gehört hatte, die Anhänglichkeit des Volkes könnte dazu führen, dass es sich Jesus ausbat. Aber das war eine Fehlrechnung. Pilatus bedachte nicht, dass die anti-römisch eingestellte Menge, wenn sie wählen konnte, nicht seiner Lösung zustimmen würde, sondern der Lösung der Hohenpriester, und die ging eben auf Barabbas, den Anführer der anti-römischen Freiheitspartei. Indem Pilatus die Sache Jesu mit der Amnestieaktion des Volkes verknüpft, beginnt das Verhängnis. Die Hohenpriester beantworten diese Ausweichversuche des Prokurators damit, dass sie das Volk gegen Jesus aufhetzten. Sie machen Stimmung für Barabbas.

Da tritt eine Pause ein im Prozess. Wodurch? Es kommt eine Warnung von der Frau des Pilatus. Die Statthalter durften ihre Frauen in die Provinzen mitnehmen, und so hatte auch Pilatus seine Frau bei sich. Diese Frau hatte in der Nacht einen Traum. Und dieser Traum bestimmte sie jetzt, eine Botschaft an ihren Mann zu senden. „Habe nichts zu schaffen mit diesem Gerechten. Ich habe seinetwe-

gen im Traum viel gelitten!“ Die Frau des Pilatus muss eine fromme Frau gewesen sein. Sie muss von Jesus gehört haben. Sie wusste, dass er ein Gerechter ist. Und so setzt sie sich für ihn ein. Sie, die Heidin, verwendet sich für Jesus, und die Juden, die Stammesgenossen, klagen ihn an! Dieser Traum steht nicht vereinzelt. Wir wissen, dass auch die Frau des Cäsar einen Traum hatte, einen Traum, in dem sie ihren Mann im Blute liegen sah. Calpurnia hieß die Frau. Und Calpurnia ließ ihrem Manne Cäsar eine Botschaft zugehen: „Gehe nicht in den Iden des März in den Senat, dort steht dir Schlimmes bevor!“ Und dieser Traum ging in Erfüllung. Cäsar wurde ermordet im Senat.

Der Traum der Frau des Pilatus vermochte an dem Schicksal Jesu nichts zu ändern. Pilatus hatte dieses Schicksal in die Hände des Volkes gelegt, aber das Volk ließ ihn fallen. Es stellte sich freiwillig, wenn auch nicht unbeeinflußt, auf die Seite der Todfeinde Jesu: „Nimm diesen und gib Barabbas frei!“ Jetzt erweiterte sich der Kreis der Schuldigen von der kleinen Führerschicht auf einen großen Teil des Jerusalemer Volkes. Es ist begreiflich, dass diese entscheidende Prozessphase den Christen lange in schmerzlicher Erinnerung blieb. In bitteren Worten hat Petrus später den Einwohnern von Jerusalem ihre unselige Entscheidung vorgehalten: „Der Gott unserer Väter hat seinen Knecht verherrlicht, Jesus, den ihr ausgeliefert und vor Pilatus verleugnet habt, während er urteilte, er sei freizugeben. Den Heiligen und Gerechten habt ihr verleugnet, aber habt gefordert, dass man euch den Mörder freigebe.“ Das war die Erinnerung, welche die Christen an dieses unselige Ereignis aufbewahrten. Wir wissen, meine lieben Freunde, wie man Massen bearbeitet. Wir erfahren es jeden Tag, wie man mit Unterstellungen, Verdächtigungen, Gerüchten Stimmung gegen missliebige Persönlichkeiten macht. Was haben die Hetzer gegen Joseph Ratzinger, den Kardinal und Papst, alles vorgebracht. Wer es wagt, für die sittlichen Grundsätze des Christentums einzutreten, wird madig gemacht. Presse, Rundfunk und Fernsehen vereinigen sich gegen jeden, der sich dem Abbau der Gebote Gottes widersetzt.

Und doch kann man fragen: Ja warum hat sich denn keine Stimme für Jesus erhoben? Es waren doch auch so viele Galiläer zum Osterfest in Jerusalem. Also seine Stammesgenossen, seine Mitbewohner. Warum haben sie sich nicht für Jesus verwendet? Die Antwort ist leicht: aus Furcht! Sie hatten Angst, die Masse, die blutrünstige Masse war für den Tod Jesu, und so wagten sie nicht, ihre Stimme für ihn zu erheben. Der Hauptgrund, weswegen das Volk Jesus zum Tode führen wollte, war die Verurteilung durch das einheimische Gericht. Wir haben ja von dem Religionsprozess gehört, den die Hohenpriester gegen Jesus veranstaltet haben. Und weil das Volk am Gesetze hing, weil es ein Urteil, das im Namen des Gesetzes ausgesprochen wurde, immer noch hochachtete, deswegen hat sich die ursprünglich Jesus günstige Stimmung umgewandelt in Missstimmung, ja in Hass. So war es dem Hohen Rat gelungen, das Volk gegen Jesus einzunehmen.

Der Prokurator war über die Ablehnung seines Vorschlages nicht nur überrascht, sondern förmlich aus der Fassung gebracht. Und so stellte er der Forderung nach Auslieferung Jesu und nach Freigabe des Barabbas die hilflose Frage entgegen: „Was soll ich nun mit dem machen, den ihr den König der Juden nennt?“ Er hoffte anscheinend, die Masse werde nicht, wie die Führerschicht, auf den Tod Jesu drängen, sondern mit einer milderen Bestrafung einverstanden sein. Aber er täuschte sich. Seine unvorsichtige Frage wurde augenblicklich durch ein gellendes „Kreuzige ihn“ beantwortet. Was Führung und Volk fordern, ist der Tod Jesu, und zwar der grausame Tod am Kreuze, der römische Tod. Denn die Juden kannten die Todesstrafe am Kreuze nicht. Das ist eine römische Strafe. Und jetzt sollte sich also die „Lex julia majestatis“, das ist das Gesetz, nach dem Jesus verurteilte wurde, jetzt sollte sich die „Lex julia majestatis“ an ihm auswirken. Hochverrat! Hochverrat galt als Kapitalverbrechen, war also mit dem Tode zu sühnen. Und der Tod wurde auf verschiedene Weise über den Delinquenten gebracht. Entweder am Kreuze oder durch Auslieferung an die wilden Tiere im Zirkus oder bei Römern durch Verbannung auf eine Insel. Für Provinziale, und Jesus war ein Provinziale, für Provinziale ohne römisches Bürgerrecht waren Hinrichtungen am Kreuze üblich. Sie kennen alle, meine lieben Freunde, aus Ihrer Schulzeit, die Schlacht im Teutoburger Wald, 9 n. Chr. Da wurde der Legat Varus mit seinen Legionen von den Germanen besiegt, aufgerieben. Dieser Varus vom Teutoburger Wald war vorher Statthalter in Syrien gewesen und hatte dort einen Aufstand der Juden blutig niedergeschlagen und zweitausend Juden kreuzigen lassen. Die Juden wussten also, was für ein Schicksal Jesus erleiden würde.

Dem Prokurator war ein solches Verhalten unfassbar. Er hatte sich ein Rechtsempfinden bewahrt, und er wusste, eine Strafe muss in gerechtem Verhältnis zur Schuld stehen. Er erkannte, dass das hier nicht der Fall war. Und deswegen war er unwillig gegen die Juden. „Was soll ich denn mit Jesus tun?“ Der Mob ist des Verhandelns müde. Sicher gemacht durch die offenkundige Unsicherheit des Richters geht er über diese Frage mit kalter Verachtung hinweg, um nur noch die eine Forderung zu wiederholen: „Kreuzige ihn!“ Jetzt rächt sich, dass Pilatus sich auf Verhandlungen mit dem Volke überhaupt eingelassen hat. Dieser unverzeihliche Fehler hat ihn in eine Lage hineinmanövriert, der er nicht gewachsen ist. Jetzt konnte er über die Forderung der überhitzten Masse nicht hinweggehen. Jetzt wurde auch die politische Seite dieses Prozesses für ihn sichtbar. Als er erkennt, dass Jesus verloren ist, greift er zu einer sinnbildlichen Handlung. Er nahm Wasser, wusch seine Hände vor dem Volk und sprach: „Ich bin unschuldig am Blut dieses Gerechten. Seht ihr zu!“ Das Volk antwortet darauf: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!“

Das Volk übernimmt die Verantwortung. Und diese Verantwortung hat es bitter, bitter bezahlen müssen. Wenige Jahrzehnte später wird Jerusalem umzingelt, belagert, eingenommen. Die römischen Legionen richten ein Blutbad in der Stadt an. Die Juden werden gegeißelt, gekreuzigt, zu Tode gehetzt. An einem Tage fünfhundert. „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!“

Pilatus gab ihnen Barabbas frei, Jesus aber ließ er geißeln. Die Geißelung, meine lieben Freunde, war eine außerordentlich harte Strafe. Man unterscheidet verschiedene Arten der Geißelung. Die Geißelung als Folter, um Geständnisse zu erpressen. Die Geißelung als Todesstrafe; man konnte einen zu Tode geißeln. Und die Geißelung als selbständige polizeiliche Züchtigung. Schließlich als vierte Art die Geißelung als Auftakt zur Hinrichtung nach ergangenem Todesurteil. Das jüdische Recht kannte die Geißelung auch als Strafe, aber immer nur vierzig weniger einen Hieb, also neununddreißig Hiebe, wie sie Paulus selbst empfangen hat. Die römische Geißelung kannte kein Höchstmaß. Man wundert sich nicht zu hören, dass manche Gegeißelte unter den Hieben tot zusammen gebrochen sind. Im Falle Jesu wurde die Geißelung von Pilatus als selbständige Strafe angeordnet. Die Verurteilung zum Tode erfolgte erst später. Pilatus war zur Erkenntnis gelangt, dass er ganz ohne Bestrafung Jesu nicht durchkommen würde. Gegen die Kreuzigung sträubte er sich immer noch. Also entschied er sich für die Geißelung. Er hoffte, die Juden würden sich mit dieser drakonischen Strafe zufrieden geben und von einer weitergehenden Forderung absehen. Wie er die Strafe verstand und verstanden wissen wollte, zeigen die Worte: „Ich will ihn züchtigen lassen und dann freigeben!“ Die beabsichtigte Freigabe war die Entlassung wegen eines nicht-kapitalen Vergehens. Jesus sollte eine Strafe bekommen, aber diese Strafe sollte nur die Geißelung sein. Natürlich hat sich Pilatus, indem er auch diese Strafe verhängte, in unentschuldbarer Weise gegen seine richterliche Pflicht vergangen. Pilatus versuchte mit Kompromissen durchzukommen. Es mißlang ihm! Es ist immer bedenklich, meine lieben Freunde, dem Bösen in scheinbar harmloser Gestalt sich zu nähern. Das Böse entfaltet eine eigene Dynamik. Man kann es nicht nach Belieben anhalten. Taktik zahlt sich nicht aus. Wer statt Gerechtigkeit auf Finassieren setzt, wie Pilatus, der unterliegt einem Gegner, der zu allem entschlossen ist. Auch die Geschichte kann uns dessen belehren. Die Engländer haben von 1933 bis 1939 die Politik des Appeasement, betrieben. Appeasement heißt Beschwichtigung. Das heißt, sie haben den Forderungen Hitlers nachgegeben, immer wieder nachgegeben. Ein Flottenabkommen mit ihm geschlossen, wonach er ein Drittel der englischen Flotte haben durfte. Das letzte Nachgeben war in München, 1938, als sie das Sudetenland an Hitler abtraten. Die britische Regierung schätzte diesen Mann falsch ein. Sie meinte, er sei mit Zugeständnissen zu befriedigen. Sie begriffen nicht, dass er völlig amoralisch war und dass er einen zügellosen Machtwillen hatte, der nach immer neuen Objekten griff. Ähnliche Erfahrungen machen wir in der Kirche. Seit Jahrzehnten werden von aufmüpfigen Theologen Erklärungen, Appelle, Memoranden in das Volk geworfen, in denen gefordert wird, die Kirche dem Protestantismus anzunähern. Die Menschen werden verführt, gegen den Papst aufgehetzt, zum Ungehorsam verleitet. Die Bischöfe haben niemals etwas Energisches dagegen unternommen, sind vielmehr zurückgewichen, haben Zugeständnisse gemacht oder versprochen. Ruhe haben sie damit nicht gefunden. Dieser Gegner gibt keine Ruhe, denn der Feind, der hinter den Aktionen der missvergnügten Theologen steht, ist der Satan. Er ist mit Konzessionen nicht zufrieden zu stellen, denn er ist unersättlich. Der Satan gibt keine Ruhe, bis er die Kirche als das Bollwerk der Wahrheit zerstört hat. Der

Apostel Paulus schrieb einmal an die Gemeinde in Ephesus: „Wir führen unsern Kampf nicht gegen Fleisch und Blut, sondern gegen die Weltherrscher der Finsternis.“ Ja, so ist es. Gegen die Weltherrscher der Finsternis geht auch unser Kampf heute. Gegen sie darf es kein Entgegenkommen, keine Nachsicht, keine Zugeständnisse geben, sondern nur entschiedene und bedingungslose Ablehnung!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Leiden Jesu Christi (7)

(Pilatus fällt das Todesurteil)

10.03.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns zu Beginn der Vorfastenzeit vorgenommen, das Leiden unseres Herrn und Heilandes zu betrachten. Am letzten Sonntag waren wir bis zur Verurteilung des Herrn zur Geißelung gelangt. Aber damit war die Pein des Herrn erst eröffnet, nicht beendet, denn die Soldaten, die die Geißelung vorgenommen hatten, ergriffen die willkommene Gelegenheit, einen prominenten Vertreter des ihnen verhassten Judenvolkes zu demütigen und an ihm ihren rohen Übermut auszulassen. Sie hatten gehört, dass er sich als König bezeichnet hatte, und das nahmen sie jetzt zum Anlaß, ihn als einen Spottkönig auszustaffieren. Sie wussten, ein König hat einen Königsmantel, er hat ein Zepter, ein Rohr als Zeichen seiner Macht in der Hand und um die Stirn einen Lorbeerkranz. So hängten sie Jesus einen alten Soldatenmantel um, gaben ihm ein Schilfrohr in die Hand und flochten aus Dornen eine Krone, die sie ihm auf sein Haupt setzten. Dann verhöhnten sie ihn, indem sie das Knie vor ihm beugten: „Sei gegrüßt, König der Juden!“ Sie spuckten ihn an, und sie schlugen ihn mit dem Stab auf das Haupt. Vom Hofraum des Prätoriums, wo diese Szene stattfand, wurde Jesus, angetan mit den Spottkleidern, wieder zu Pilatus gebracht. Dieser war immer noch entschlossen, Jesus freizugeben, und er machte einen neuen Ansatz, um ihn vor dem Äußersten zu retten. Er konnte diesen Schritt um so leichter tun, weil noch keine förmliche Verurteilung Jesu zum Tode erfolgt war. Pilatus trat also hinaus vor das Prätorium zu den Juden und sprach: „Seht, ich führe ihn euch heraus, damit ihr erkennt, dass ich keine Schuld an ihm finde.“ Aus dem Aufzug, der Jesus hier bereitet wurde, aus diesem Aufzug sollten die Juden sehen, dass Pilatus Jesus für eine Spottfigur, aber nicht für einen gefährlichen Aufrührer hält. Pilatus hat also offensichtlich das Narrenspiel seiner Soldaten geduldet, vielleicht mit Absicht, um eben eine mitleidserregende Figur den Juden vorstellen zu können und um sie damit von der Harmlosigkeit Jesu zu überzeugen. So trat also Pilatus heraus, Jesus neben ihm mit dem Dornenkranz und mit dem Purpurmantel angetan. Und Pilatus sprach zu ihnen: „Seht, da ist der Mensch.“ Wie Pilatus selbst den Herrn für schuldlos hielt, so wollte er, dass auch der Hohe Rat mit seinem Anhang durch den Anblick des so unmenschlich zugerichteten Herrn zur Milde gestimmt und sich mit dem bisherigen Strafverfahren zufrieden geben würde. Sein Leib war zerfleischt von den Geißelhieben, sein Haupt verwundet durch die Dornen, sein blasses Antlitz mit Unrat beschmutzt und von Blut gerötet. Und doch leuchtete aus dieser Jammergestalt Ruhe, Würde und Unschuld. Jetzt schauten die Juden den Knecht Jahwes, wie ihn der Prophet Isaias vor Jahrhunderten vorausgesehen hatte. „Nicht Schönheit ist an ihm noch Gestalt, dass wir ihn anschauen möchten. Das Aussehen ist nicht so, dass wir Verlangen nach ihm trügen. Er ist der Verachtete und Letzte der Menschen, der Mann der Schmerzen, vertraut mit Leiden. Wie einen Gezeichneten, vor dem man sein Antlitz verhüllt, haben wir ihn verachtet und unser Antlitz von ihm abgewandt.“ Jetzt erfüllte sich, meine lieben Freunde, auch das Wort des 21. Psalms: „Ich bin ein Wurm und kein Mensch, ein Verachteter des Volkes.“ „Da ist der Mensch“, sagt Pilatus. Das ist ein Appell, ein Appell an die Menschlichkeit der Juden. Der Anblick des übel zugerichteten Angeklagten, dessen Gestalt die frischen Spuren der erlittenen blutigen Misshandlung trägt, soll ihren lodernden Hass besänftigen. Es kam natürlich Pilatus auch darauf an,

die Ungefährlichkeit des angeblichen Thronprätendenten den Juden vor Augen zu führen. Er erwartete, dass die Menge angesichts dieser Karikatur eines Königs die darauf gegründete Anklage als lächerlich ansehen würde.

Aber nein. Die Hoffnung des Pilatus erfüllte sich nicht. Es gibt einen Grad der Verhärtung, meine lieben Freunde, dem jede Regung des Mitleids fremd geworden ist. Als die Hohenpriester und Diener sahen, wie Jesus aussah, da schrien sie: „Ans Kreuz mit ihm, ans Kreuz mit ihm!“ Es war nicht genug, was ihm schon angetan worden war. Pilatus war unwillig: „Nehmt ihr ihn doch und kreuzigt ihn!“ Daraus spricht seine Erregung. Er war fassungslos, dass Menschen so grausam sein konnten, wie die Juden es vor ihm waren. Die Juden suchten nun eine neue Argumentation, um Pilatus zur Verurteilung Jesu zu bewegen. „Wir haben ein Gesetz und nach diesem Gesetz muss er sterben, denn er hat sich selbst zum Sohne Gottes gemacht.“ Jesus ist nach ihrem eigenen Recht ein todeswürdiger Verbrecher. Zum ersten und letzten Mal rücken die Juden vor Pilatus mit ihrer Anklage wegen Gotteslästerung heraus. Dieses neue Argument soll ihre eigene Anklage stützen. Pilatus war ja der Meinung, dass sie ihn aus Neid, aus Eifersucht überliefert hatten. Nein, jetzt wollen sie ihm klarmachen, wir haben ihn überliefert aus Achtung vor dem Gesetz. Wir haben ihn dir überstellt, weil er ein Gotteslästerer ist. Er soll also den Angeklagten mit anderen Augen ansehen. Er soll wissen, dass sie aus Ehrfurcht vor der Religion gehandelt haben. Diese Anklage, Jesus habe sich zum Sohne Gottes gemacht, brachte den Pilatus in große Verlegenheit. „Jetzt fürchtete sich Pilatus noch mehr“, schreibt Johannes der Evangelist. Warum? Pilatus muss nicht ganz unreligiös gewesen sein. Er war ein Heide, aber auch die Heiden hatten ja auch eine Religion und hatten eine Achtung vor dem Numinosen, vor dem Göttlichen. Und auch sie kannten Göttersöhne, wenn auch nicht in dem Sinne, wie die Juden und das Christentum, aber sie kannten Göttersöhne. Und diese Bemerkung, „er hat sich selbst zum Sohne Gottes gemacht“, machte Pilatus nachdenklich. Er ging in das Innere des Palastes, wo Jesus war, und begann ein neues Gespräch mit ihm. „Woher bist du?“ Das heißt natürlich nicht: Wer sind deine Eltern, oder wo bist du geboren, sondern bist du vielleicht himmlischer Herkunft? Pilatus erwartete, dass Jesus sich erklärt, aber Jesus schweigt. Jesus gibt keine Antwort. Er schweigt, weil Pilatus für die Belehrung über die Gottessohnschaft gar nicht empfänglich ist als Heide. Da fühlt sich Pilatus verletzt: „Du schweigst? Weißt du nicht, dass ich Macht habe, dich freizugeben oder dich zu kreuzigen?“ Auf diese Entgegnung gibt Jesus eine Antwort. Er führt Pilatus in die Tiefenschicht seines Prozesses hinein. „Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre.“ „Von oben“, das heißt, von Gott. Damit ist der geheimnisvolle Wille Gottes gemeint. Ohne diesen Willen wäre Pilatus nie in die Lage gekommen, über den Sohn Gottes zu Gericht zu sitzen. Im Gottesplan ist der römische Beamte dazu ausersehen, Jesus ans Kreuz zu bringen. Und wenn er sich auch dagegen sträubt, er wird es tun müssen, weil er sich weder den Plänen Gottes noch dem Zwang der irdischen Verhältnisse entziehen kann. Daran knüpft Jesus die Bemerkung: „Jener, der mich dir überlieferte, hat eine größere Schuld.“ Das heißt, die Sünde, die die Juden durch die Verurteilung und Auslieferung Jesu an Pilatus begehen, ist größer als die Sünde, deren sich der Prokurator durch die Verurteilung Jesu schuldig macht. Die größere Verantwortung liegt bei den Juden, nicht bei dem in Angst versetzten Pilatus.

Immer noch versuchte Pilatus Jesus freizugeben, aber er kam nicht dazu, sein Vorhaben auszuführen. Sobald nämlich die Juden merkten, dass er im Begriffe war, sich über ihre Forderungen endgültig hinwegzusetzen, spielten sie ihren letzten Trumpf aus: „Wenn du diesen freigibst, bist du kein Freund des Kaisers mehr, denn wer sich zum König macht, widersetzt sich dem Kaiser.“ Sie drohen ihm mit der Anzeige bei dem Kaiser Tiberius. Der höchste kaiserliche Beamte Judäas muss sich von den Vertretern eines Volkes, das von Hass gegen die Römer erfüllt war, der mangelnden Kaisertreue bezichtigen lassen. So widersinnig diese Drohung dem Prokurator vorkommen mag, er konnte sich keiner Illusion darüber hingeben, dass die Juden fähig waren, mit ihrer Drohung ernst zu machen. Wenn er in Rom wegen der Freilassung eines Menschen, der sich erwiesenermaßen als König bezeichnet hatte, angezeigt wurde, dann musste er beim kaiserlichen Gericht den Verdacht der Nachlässigkeit, der Untreue, der Begünstigung eines Thronprätendenten auf sich nehmen. Nach Lage der Dinge würde es ihm schwer fallen, sich von diesem Vorwurf zu reinigen. Er musste also gewärtig sein, dass er selbst wegen Majestätsverbrechens vor Gericht gestellt und verurteilt würde, denn Tiberius war ein rücksichtsloser Herrscher. Er war sehr empfindlich, wenn eine Anklage zu ihm kam wegen Majestätsver-

brechens. Vor diesem Kaiser hatte er Anlass, sich zu fürchten. Pilatus stand jetzt vor der Frage: Entweder wird Jesus verurteilt oder ich verliere meine Position. Unter dieser Drohung brach er zusammen. Größer als seine Scheu vor dem geheimnisumwitterten Angeklagten war seine Angst vor dem finsteren und argwöhnischen Kaiser Tiberius. Wichtiger als ein vorübergehender Triumph über die ihm unsympathischen Ankläger war seine persönliche Sicherheit. Und so ging er daran, jetzt das Endurteil zu fällen. Es musste „ex superiori" – von oben – gefällt werden und öffentlich. Und so setzte er sich auf die Bäma, auf die Richterbank, und ging daran, das Urteil zu fällen. Aber er gab dem Urteil eine Form, die nochmal ein Hieb auf die Juden war. Er sagte nämlich nicht: „Er hat sich zum König der Juden gemacht", sondern er bediente sich der ironischen Worte: „Da ist euer König!" Das heißt, er stellt sich so, als würde er den Königsanspruch Jesu anerkennen und die Juden als dessen Gefolge, als dessen Volk, betrachten. „Dieser Hochverräter ist euer König." Damit hat er sich gerächt an den Juden und ihnen die Staatstreue abgesprochen. Aber die erboste Menge schrie: „Hinweg mit ihm, hinweg mit ihm. Kreuzige ihn!" Da knüpfte er noch einmal an mit Ironie und sagte: „Euren König soll ich kreuzigen?" Die Juden gaben zurück: „Wir haben keinen König als den Kaiser"; so sprachen sie, obwohl sie den Kaiser verachteten und hassten. Nun bekannten sie sich zu Kaiser Tiberius. Jetzt erst verkündete Pilatus die Strafe für das von ihm festgelegte Verbrechen. Es war das „Crimen laesae maiestatis", wie es die Römer nannten, das Verbrechen an der Majestät des Kaisers, das „Crimen laesae maiestatis". Es wurde mit dem Tode, und zwar in den Provinzen mit dem Tode am Kreuze bestraft. Das Strafurteil lautete: „Ibis in crucem", du wirst zum Kreuze gehen. Ibis in crucem. Er übergab ihn den Juden und den Soldaten zur Kreuzigung. Das ist die Umschreibung des Todesurteils „Ibis in crucem". Das Urteil war sofort rechtskräftig. Es brauchte keine Revision, keine Appellation abgewartet zu werden. Den Termin der Hinrichtung bestimmte der Richter. An Strafaufschub war nicht gedacht. Die Exekution wurde verfügt durch den Befehl des Statthalters an einen Offizier, den Verurteilten abzuführen. Das Kommando der Exekution bestand aus vier Soldaten und dem sie befehligenden Zenturio. Dem Prokurator unterstanden keine Legionen, sondern nur Hilfstruppen, Auxiliartruppen. Und diese Auxiliartruppen rekrutierten sich aus der Landschaft, und zwar aus Nicht-Juden, also aus Syrern und Samaritanern, die beide einen ganz infamen Hass gegen die Juden hatten. Statt des Purpurmantels, den Jesus seit der Verspottung trug, gaben ihm die Soldaten jetzt seine Kleider zurück. Das wird eigens vermerkt, und es war notwendig. Denn normalerweise wurden zum Kreuze Verurteilte nackt durch das Gebiet der Stadt geführt. Sie gaben ihm seine Kleider zurück. Die übrigen Verurteilten wurden deswegen unbekleidet zur Verurteilung geführt, weil sie während des Kreuzweges dauernd gegeißelt wurden. Jesus wurde nicht mehr gegeißelt. Er hatte diese furchtbare Strafe ja hinter sich gebracht, und es hat den Anschein, dass man befürchtete, er könnte, wenn er jetzt noch weiter gegeißelt würde, auf dem Wege erliegen. Er wurde so mit Begleitung zum Richtplatz geführt. Die Dornenkrone hat man ihm (wie den Spottmantel) nach aller Wahrscheinlichkeit abgenommen. Wenn auf unseren Kreuzwegen der Herr immer wieder mit der Dornenkrone zu sehen ist, so ist das geschichtlich unwahrscheinlich.

Meine lieben Freunde! Der Prokurator Pontius Pilatus ist der Mann, der Jesus lange Zeit retten wollte. Er ließ ihn dann fallen, um seine eigene Position nicht zu riskieren. Wir stehen mit Erschütterung vor der Tatsache, dass er einen Justizmord beging, weil es sonst um ihn selbst geschehen wäre. Und doch können und wollen wir Pilatus nicht verurteilen. Wer von uns kann mit Gewissheit sagen, dass er standhalten werde, wenn es um die Alternative geht: Gott oder ich? Wer von uns kann das sagen? Ich fürchte, dass die Masse der Menschen in einer vergleichbaren Situation genauso handelt, wie Pilatus gehandelt hat. Wie viele Christen haben es Pilatus nachgemacht, haben den Heiligen und Gerechten verleugnet, um ihr Leben, ihr Vermögen, ihre Stellung zu retten. In Japan werden heute noch die Kreuze gezeigt, die in vergangenen Jahrhunderten den Christen vorgelegt wurden, damit sie auf sie treten und dadurch dem Christentum abschwören. In der Zeit der Französischen Revolution bildete sich eine staatshörige, schismatische, konstitutionelle Kirche. Jeder, der sich dieser Kirche anschloss, hatte Ruhe vor den Revolutionären. Der Priester konnte seine Stelle behalten, und doch haben Tausende, Zehntausende von Priestern auf ihre Stelle verzichtet. Aber auch Zehntausende haben den Eid geleistet und ihre Stelle behalten. In den Jahren des Nationalsozialismus, und ich habe sie erlebt, in diesen Jahren haben sich Hunderttausende von der Kirche losgesagt, weil sie vorankommen,

befördert oder in Ruhe gelassen werden wollten. In der Zeit der Kommunistenherrschaft in der Ostzone, und ich war fünf Jahre in der Ostzone tätig, in der Zeit der Kommunistenherrschaft haben sich Tausende von der Kirche losgesagt, weil sie aufsteigen, weil sie dem Regime zu Willen sein wollten. Glücklich der, dem die Situation erspart bleibt, wo es um die Frage geht: Soll ich Gott die Treue halten oder an mein irdisches Wohlergehen denken?

Jesus hat diese Situation vorausgesehen und warnend erklärt: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele." Er hat auf die Folgen der Verleugnung Gottes hingewiesen. „Wer sich meiner und meiner Worte schämt vor diesem ehebrecherischen und gotteslästerlichen Geschlecht, dessen wird sich auch der Menschensohn schämen, wenn er kommt mit seinen Engeln in der Herrlichkeit des Vaters." Und er mahnt uns deswegen: „Fürchtet nicht den, der den Leib töten kann, sondern fürchtet den, der Leib und Seele ins Verderben der Hölle stoßen kann. Ja sage ich, den sollt ihr fürchten!"

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Leiden Jesu Christi (8)

(Jesus stirbt am Kreuze)

17.03.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten den Herrn auf seinem Leidensweg begleitet und waren angekommen, als er zum Tode verurteilt wurde, im Prätorium, also in der Burg Antonia, wie wir wohl annehmen dürfen, und wie er dann mit zwei anderen Verurteilten durch die Exekutionsmannschaft zur Richtstätte geführt wurde. Nach jüdischer und römischer Sitte erfolgten Hinrichtungen außerhalb der bewohnten Stadtgebiete. Man wollte die Wohngebiete nicht durch Hinrichtungen verunreinigen lassen. Die Richtstätten befanden sich gewöhnlich an einer ausgezeichneten Stätte außerhalb der Stadt, und zwar an einem vielbegangenen Wege, denn die Hinrichtungen sollten ja zur Abschreckung dienen, und so mussten viele Menschen in die Lage versetzt werden, die Hingerichteten zu schauen. Durch die größtmögliche Öffentlichkeit sollten die Menschen vom Tun des Bösen abgehalten werden. Der Weg von der Burg Antonia bis zur Richtstätte beträgt etwa 1 km. Das ist der Kreuzweg, den die Pilger in Jerusalem heute noch beschreiten. Die Franziskaner haben ihn mit großer Treue erforscht und aufbewahrt. Die Ausführung der Hinrichtung oblag einem Kommando von vier Soldaten. Es ist anzunehmen, dass diese Soldaten die gleichen waren, die auch seine Geißelung vorgenommen hatten. Die zum Kreuzestod verurteilten Missetäter mussten ihr Kreuz selbst tragen. Johannes berichtet ausdrücklich: „Jesus trug sich sein Kreuz." Es fragt sich nur, was mit diesem Ausdruck gemeint ist. Hat der Heiland das ganze Kreuz getragen oder nur den Querbalken? Nach den gründlichen Forschungen der Althistoriker dürfen wir annehmen, dass Jesus, der auf römische Art gekreuzigt wurde, nicht das ganze Kreuz getragen hat, sondern nur den Querbalken. Der Längsbalken war schon an der Richtstätte in den Boden eingelassen. Jesus trug also den Querbalken, an den er wahrscheinlich mit Stricken befestigt war, oder auch ohne Stricke, denn er konnte ja, wie wir sehen, ohne Schwierigkeiten das Kreuz einem anderen abtreten, dem Simon von Cyrene. Der traurige Zug ordnete sich wahrscheinlich in folgender Weise: Voran schritt der Zenturio, also der Offizier, mit einer Abteilung Soldaten, wohl auch Vertreter des Hohen Rates. Darauf folgte Jesus. Vor ihm ging ein Herold, der die Tafel trug, auf der die Schuld des Verurteilten angegeben war. Nach ihm gingen die zwei Übeltäter, die mit ihm gekreuzigt wurden. Die vier Soldaten, die die Kreuzigung zu besorgen hatten, gingen rechts und links von den Verurteilten. Es folgte dann noch einmal eine Abteilung Soldaten, und dann erst der Zug der mitleidigen Menschen, die die Kreuzigung begleiten sollten. Der Weg war an sich nicht sehr lang. Aber er wurde zu einem schrecklichen Marterweg durch die Rücksichtlosigkeit der Behandlung vonseiten der Soldaten. Jesus war durch die Geißelung entsetzlich zugerichtet, er hatte klaffende Wunden. Und nun musste er das schwere Kreuzesholz schleppen. Es erscheint durchaus begreiflich, wenn unsere Kreuzwege von einem dreimaligen Fall Jesu sprechen. Es wird das zwar nicht berichtet in den Evangelien, aber es ist wahrscheinlich. Es war sogar die Gefahr, dass Jesus auf dem Kreuzeswege erliegen würde. Und da griffen die Henker zu einem probaten Mittel: Sie zwangen einen Vorübergehenden, den Kreuzesbalken zu tragen. Wir wissen seinen Namen. Er hieß Simon, das ist ein typisch jüdischer Name, und stammte aus der Cyrenaika, also dem heutigen Libyen. Dort befand sich eine starke jüdische Kolonie, die sogar eine Synagoge in Jerusalem hatte. Diesen Simon von Cyrene, der von seinem Landgut auf

dem Felde kam, zwangen sie, das Kreuz nachzutragen. Es ist wahrscheinlich, dass Simon zunächst unwillig war, von seinem Heimgang aufgehalten zu werden. Er war müde, er wollte jetzt essen und trinken und sich ausruhen. Jetzt musste er einem Verbrecher das Kreuz tragen. Aber er hat sich offensichtlich auf diesem Wege bekehrt. Er sah diesen Verurteilten und erkannte, dass er unschuldig war. Und er hat durch sein Kreuztragen den Weg zu dem Gekreuzigten gefunden. Simon von Cyrene wurde Christ, wurde Bischof von Bosra in Arabien. Seine beiden Söhne, Rufus und Alexander, waren Mitglieder der römischen Christengemeinde. Sie werden im Markusevangelium erwähnt und Rufus sogar noch im Römerbrief. Das Kreuztragen des Simon hat sich also wahrlich gelohnt.

Es waren in dem traurigen Zuge auch eine Menge Volkes und vor allem viele Frauen, die Jesus beklagten und beweinten. Jesus spricht sie an als die Frauen von Jerusalem. Das schließt nicht aus, es ist vielmehr wahrscheinlich, dass unter diesen Frauen sich auch seine Mutter befand, die wir dann unter dem Kreuze finden. Manche Erklärer behaupten, die Frauen seien aus Neugier mitgegangen. Nein, aus der Art und Weise, wie sie Jesus beklagen und beweinen, erkennen wir, dass ihre Trauer einen höheren Beweggrund hatte als Neugierde und bloßes Mitleid. Sie klagten, weil sie Jesu Unschuld kannten, weil er ihnen vielleicht Gutes getan hatte, weil sie seine Predigten gehört hatten, weil er ihre Kinder gesegnet hatte, weil sie Wohltaten von ihm empfangen hatten. Und zu diesen Frauen wendet sich Jesus in all seinem Leid, in seinem Jammer und in seinen Schmerzen. „Ihr Frauen von Jerusalem, weinet nicht über mich." Wann sagt das jemals ein so schwer Leidender wie Jesus? Er will nicht beklagt, er will nicht bemitleidet sein. „Weinet vielmehr über euch und über eure Kinder." Warum? Weil er das furchtbare Strafgericht sieht, das über Jerusalem kommen wird. Die Feinde werden kommen und Jerusalem mit einem Wall umgeben. Sie werden es erstürmen, sie werden die Einwohner niedermetzeln. Und deswegen werden die Menschen einen schnellen Tod wünschen. Sie werden zu den Bergen sagen: „Fallet über uns" und zu den Hügeln: „Bedecket uns!" „Wenn das am grünen Holz geschieht, was wird dann am dürren geschehen?" Mit dem grünen Holz meint er sich und seine eigene Unschuld. Mit dem dürren Holz meint er diejenigen, die ihn dem Tode überliefert haben.

Die Hinrichtungsstätte Jesu heißt „Golgotha", das bedeutet Schädel, Schädelstätte. Warum? Weil offenbar ein kleiner Hügel die Gestalt eines Schädels hatte. Dorthin wird Jesus gebracht. Es war jüdische Sitte, den zum Tode Verurteilten vor der Hinrichtung einen leicht betäubenden Trank zu reichen, damit sie die Schmerzen der Todesstrafe weniger spürten. Und so war es auch bei Jesus. Vornehme, fromme jüdische Frauen reichten Jesus einen Betäubungstrank, Wein gemischt mit Myrrhe. Jesus kostete ihn, aber er nahm ihn nicht. Er wollte ohne Betäubung in den Tod gehen.

Die Kreuzigungsstrafe, also das Anbringen eines Menschen an das Kreuz, damit er eines langsamen und schmerzhaften Todes sterbe, war eine heidnische und keine jüdische Strafart. Sie wurde beobachtet in Persien, in Phönizien, bei den Ägyptern bei den Indern, bei den Karthagern, und von da kam sie nach Rom. Sie war somit auch eine römische Todesart und wurde über gemeine Menschen verhängt, zum Beispiel bei Überläufern im Kriege, über Räuber, über besiegte Aufständische. Diese Kreuzigungsart musste Jesus erleiden. Die Form des Kreuzes konnte zweifach sein: Entweder dreiarmig oder vierarmig. Wenn Sie sich diesen obersten Teil wegdenken, dann ist das Kreuz dreiarmig. Wenn wir uns den obersten Teil dazudenken, ist es vierarmig. Wir wissen nicht, ob Jesus an einem dreiarmigen oder an einem vierarmigen Kreuz aufgehängt wurde. Die ältesten Nachrichten sprechen von einem vierarmigen Kreuz, also so, wie wir es heute machen, wenn wir uns bekreuzigen und wie auch unsere Kreuze in der Regel gestaltet sind. Unmöglich ist das dreiarmige Kreuz aber nicht. Eine weitere Frage bezieht sich auf die Höhe des Kreuzes. Im allgemeinen waren bei den Römern die Kreuze niedrig. Die am Kreuze Hängenden berührten fast den Boden in der Absicht, dass die wilden Tiere über sie herfallen konnten. Es wird uns aber auch berichtet, dass es höhere Kreuze gab. Und nach den Berichten der Evangelien muss der Kreuzesstamm Jesu eine etwas größere Höhe gehabt haben. Warum? Der Soldat reicht Jesus den Schwamm mit Essig nicht mit der bloßen Hand, sondern mit einem Ysopstengel, und der wird 1 m lang. Es ist also anzunehmen, dass die Füße Jesu etwa einen Meter über dem Erdboden hingen. Auch aus anderen Anzeichen können wir eine etwas höhere Lage des Kreuzes annehmen. Wenn die Hohenpriester dem Gekreuzigten zurufen: „Er steige herab", dann muss er ja irgendwie erhöht gewesen sein.

Die Zeremonie der Kreuzigung vollzog sich in folgender Weise: Der Verurteilte wurde entkleidet. Er wurde nach vollzogener Entkleidung noch einmal gegeißelt. Jesus nicht, weil die Geißelung vorweggenommen worden war. Dann wurde er am Boden mit ausgestreckten Armen an das Querholz angenagelt. Das Querholz wurde dann mit dem Körper hochgehoben und an dem senkrecht in der Erde steckenden Pfahl befestigt. Darauf wurden die Füße angenagelt. Etwa in der Mitte des Kreuzes wurde ein Holzpflock angebracht, das sogenannte cornu. Dieser Holzpflock hatte den Zweck zu verhüten, dass die Hände aus den Nägeln rissen. Der Gekreuzigte kam also etwa zu sitzen auf dem Holzpflock. Die Qual dauerte damit länger. Dann wurden die Füße angenagelt, entweder jeder Fuß mit einem eigenen Nagel oder beide Füße mit einem Nagel. Auch das wissen wir nicht. Manche Verbrecher wurden nicht angenagelt, sondern mit Stricken am Kreuz befestigt. Das ist mit Jesus ganz sicher nicht geschehen, denn der Herr zeigt als Auferstandener dem Thomas die Nägelwunden an den Händen und an den Füßen. „Seht meine Hände und meine Füße, dass ich es bin!“ Und andere Evangelisten berichten: „Er zeigte ihnen seine Hände und seine Füße.“ Nachdem Jesus am Kreuze angenagelt war, wurde über seinem Haupte der so genannte Titulus befestigt. Das war eine weiße Tafel, auf der mit schwarzen Buchstaben der Grund der Verurteilung angegeben war. Nach römischer Sitte wurde die Verurteilung dem Volke öffentlich kundgemacht. Palästina war damals dreisprachig: Aramäisch war die Sprache des Volkes, lateinisch die Sprache der Besatzungsmacht, griechisch die Umgangssprache im römischen Imperium. Und so wurde auch der Titulus in dreifacher Sprache über dem Haupte Jesu angebracht. Er hatte den Wortlaut: „Jesus der Nazaräer, der König der Juden.“ Mit dieser Inschrift nahm Pilatus noch einmal Rache an den Juden, die ihn zu dem ungerechten Urteil bewogen hatten. Er wollte sie verhöhnen, indem er zeigte: „Euren König habe ich gekreuzigt.“ Und die Hohenpriester wurden deswegen bei ihm vorstellig. Sie sagten: Schreibe nicht, „der König der Juden“, sondern, „er hat gesagt, er sei der König der Juden“. Aber Pilatus wies sie höhnisch ab: „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben“, das heißt, das nehme ich nicht zurück. Nachdem die Kreuzigung vollzogen war, blieb das Hinrichtungskommando an Ort und Stelle. Sie mussten ja warten, bis der Tod eingetreten war. Nach alter Sitte stand den Henkern der Nachlass des Exekutierten zu. Und so geschah es auch hier. Die vier Soldaten teilten Jesu Kleider unter sich: Obergewand, Untergewand, Gürtel, Sandalen, vielleicht eine Kopfbinde. Gewöhnlich wurden die Verurteilten nackt gekreuzigt. Aber es ist durchaus denkbar, dass die Römer Rücksicht nahmen auf die Scheu der Juden vor dem Unbekleidetsein und dass sie deswegen Jesus einen Lendenschurz umhingen. Im Zusammenhang damit steht die Frage, ob Jesus am Kreuze die Dornenkrone getragen hat. Wir wissen es nicht, aber ich halte es für wahrscheinlicher, dass ihm die Dornenkrone genauso vor dem Kreuzweg abgenommen wurde wie der Purpurmantel. Sie hatten ja nur dazu gedient, ihn als König zu verhöhnen. Purpurmantel, Rohr in der Hand, Dornenkranz, das waren die Spottinsignien für den König Und da man ihm den Mantel abgenommen hat, wie im Evangelium berichtet wird, so vermute ich, ohne es genau zu wissen, dass man ihm auch die Dornenkrone abgenommen hat.

In der neunten Stunde, also bald nach fünfzehn Uhr, ist Jesus verschieden. Über die Todesursache berichten die Evangelien nichts. In der Regel ging dem Sterben der Gekreuzigten ein sich lange hinziehender Zustand völliger Entkräftung und Bewusstlosigkeit voraus. Nach medizinischer Ansicht ist die Todesursache Jesu ein Kollapsgeschehen oder eine vegetative Fehlregulation, so der letzte mir zugängliche medizinische Bericht. Ein Kollapsgeschehen oder eine vegetative Fehlregulation. Was Kreuzigungen so grauenhaft machte, das waren die Wut- und Schmerzensschreie der unglücklichen Opfer während des Vollzugs der Strafe, ihre wilden Verwünschungen und Ausbrüche namenloser Verzweiflung. All das fehlt beim Sterben unseres Heilandes völlig. Statt seinen Henkern zu fluchen, fleht Jesus für sie den Himmel um Vergebung: „Vater verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“ Statt sich der Verzweiflung zu übergeben, flüchtet er sich in die Arme des Vaters und betet den 21. Psalm: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ So lauten die ersten Verse. Aber dieser Psalm, meine lieben Freunde, geht aus in Zuversicht. Wir hören immer nur die ersten Verse, aber wenn wir den Psalm zu Ende beten, und wir beten ihn jede Woche, wir Priester, da sehen wir, dass es ein Psalm ist, an dessen Ende die Zuversicht auf Gottes Rettung steht. Dieses beispiellose Sterben machte auf den Zenturio, der beaufsichtigend an der Hinrichtung teilgenommen hatte, einen überwältigenden Eindruck, sodass er ausrief: „Dieser Mensch ist wahrhaftig Gottes Sohn gewesen!“ Er hatte

vom Prozess gehört, er hatte auch vom Anspruch Jesu erfahren, und jetzt war er überzeugt, dass dieser Anspruch berechtigt ist. „Dieser Mensch ist wahrhaftig Gottes Sohn!“ Der heidnische Offizier erkennt, in Jesu außerordentlichem Sterben die Bestätigung gefunden zu haben, dass sein außergewöhnliches Selbstbewusstsein glaubwürdig ist. Dieses Wort des Hauptmanns, meine lieben Freunde, bildet das erste unparteiische Urteil über den doppelten Prozess gegen Jesus. Es ist eine Anklage gegen diejenigen, die ihn zum Tode verurteilten, und es ist ein Freispruch für den, der verurteilt wurde.

Meine lieben Freunde, wir haben an den vergangenen acht Sonntagen uns das Leiden unseres Heilandes zu vergegenwärtigen versucht. Zu dem Hören auf Jesu letzte Worte sind wir nicht gekommen. Wenn mir Gott das Leben schenkt und die Gesundheit, möchte ich in der Fastenzeit des kommenden Jahres die letzten Worte Jesu zum Gegenstand der Predigt machen. Für heute bleibt uns nur mitleidige Reue und aufrichtiger Dank für Jesu Leiden. Wir katholischen Christen haben ergreifende Kirchenlieder, die uns zum leidenden Heiland führen:

„Ist dies, o Herr, dein Todesbett?
O, dass ich nie gesündigt hätt’!
Weh‘ mir, mein sündig Leben -
o Jesus, welche Schmerzen, auf felsenharte Herzen -
hat dir den Tod gegeben.“
„Ich danke dir von Herzen, o Jesu, liebster Freund,
für deine Todesschmerzen, da du's so gut gemeint.
Ach, gib, dass ich mich halte zu dir und deiner Treu’,
und wenn ich einst erkalte, in dir mein Ende sei.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Herr ist wahrhaft auferstanden

31.03.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Auferstehung unseres Herrn und Heilandes Versammelte!

Vom Jahre 1694 bis 1768 lebte in Hamburg der evangelische Theologe und Philosoph Hermann Samuel Reimarus. Er versah seinen Dienst am Akademischen Gymnasium, war jeden Sonntag im evangelischen Gottesdienst und schrieb ein glaubensfeindliches Buch nach dem andern. Die Erlösung durch Jesus bezeichnete er als ein Konstrukt der Jünger, also eine Erfindung, eine Fiktion, welche die Jünger geschaffen haben. „Um diese Fiktion zu stützen, haben sie den Leichnam Jesu gestohlen und die Geschichte von der Auferstehung erfunden." Das war der radikalste Angriff gegen die leibhaftige Auferstehung Jesu, der je stattgefunden hat. Vieleicht sagen Sie zu mir, was belästigst du uns mit den alten Geschichten aus dem 18. Jahrhundert? Meine lieben Freunde, Hermann Samuel Reimarus ist lebendig bis heute! Seine gesammelten Werke werden seit 1972 neu herausgegeben. Es gibt eine Renaissance des Reimarus. Freilich sind so massive Unterstellungen, wie sie von Reimarus vorgenommen wurden, heute kaum anzutreffen. Aber subtilere. Wenn Sie das Buch des Kardinals der Heiligen Römischen Kirche, Walter Kasper, „Jesus Christus" lesen, da finden Sie darin den Satz: „Die Auferstehung Jesu ist kein historisches Ereignis."

Die Frage erhebt sich dann: wenn es kein historisches Ereignis ist, was ist es dann? Eine Erfindung? Eine Einbildung? Eine Phantasie? Unser Glaube gründet auf der Geschichte. Wir glauben an den menschgewordenen Gottessohn. Und wir glauben an den gekreuzigten und aus dem Grabe erstandenen Jesus Christus. Diese Ereignisse liegen fest, nach Zeit und Raum. Unser Glaube stützt sich nicht auf Theologenmeinungen, sondern auf das Zeugnis des Hl. Geistes in seiner Kirche. Auf Theologenmeinungen kann man keine Kirche bauen. Die Lehre der Kirche hat immer daran festgehalten: Die Osterereignisse sind historische Geschehnisse! Der Herr ist wahrhaft am dritten Tage in Jerusalem dem Grabe entstiegen, lebendig geworden und verklärt. Er hat vierzig Tage lang sich von vielen Menschen sehen lassen. Er hat zu ihnen gesprochen. Er hat mit ihnen gegessen. Er hat sich betasten lassen. Seine Erscheinungen waren wirkliche Erfahrungen, leibhaftige Erfahrungen der Zeugen der Auferstehung. Sie ergaben sich nicht aus krankhaften Phantasien, sondern aus äußeren Begegnungen.

Zu der Auferstehung Jesu gehört das leere Grab. Die Evangelisten bezeugen es, und auch Paulus weiß darum, allen Angriffen der ungläubigen Theologen entgegen. Wenn er davon spricht, dass das Vergängliche verschlungen ist, dann ist es nicht mehr da, dann ist es verwandelt. Die Knochen der verstorbenen Christen, die liegen in den Gräbern, aber die Knochen Jesu Christi sind in einer verklärten Weise zu einer Gestalt erhoben, wie sie die Menschheit noch nie gesehen hat. Zu den Osterereignissen gehören die Erscheinungen. Sie haben recht eigentlich die Auferstehungsüberzeugung der Jünger begründet. Und Jesus erscheint immer vom Himmel her. Ich habe schon am Fest Christi Himmelfahrt darauf hingewiesen: Jesus hat die vierzig Tage nicht auf Erden verbracht, sondern er ist erhöht worden am Tage seiner Auferstehung, in die himmlische Existenzweise eingegangen. Und von da ist er jedesmal bei Erscheinungen erschienen. Zu der Auferstehung gehören die Zeugen, die den Auferstandenen gesehen haben. Viele Zeugen, einzelne und mehrere zugleich, Männer und Frauen, Glaubensbereite und Skeptiker. Alle, die ihn gesehen haben, wurden gläubig, alle! Alle haben die Überzeugung gewonnen: Der Gekreuzigte ist nicht im Tode verblieben. Er ist wieder lebendig geworden. Aber der Lebendiggewordene ist kein anderer als der Gekreuzigte. Das älteste Zeugnis, das ältes-

te literarische Zeugnis von der Auferstehung des Herrn liegt im 1. Korintherbrief des Apostels Paulus vor, etwa aus dem Jahre 55 n. Chr. Dieser älteste Bericht ist aber sehr knapp. Im 15. Kapitel zählt nämlich Paulus nur die ihm bekannten Zeugen der Auferstehung auf und merkwürdigerweise nur Männer, keine Frauen. Die Berichte der Evangelisten sind später, die Evangelien sind später schriftlich niedergelegt worden. Aber deswegen ist der Inhalt nicht dadurch verändert worden. Spätere Niederschrift hat nichts mit Legenden zu tun. Am 20. Juli 1944 geschah das Attentat auf Adolf Hitler. Der älteste Bericht über dieses Geschehen stammt von Hitler selbst. Er hat nämlich am Abend dieses Tages über den Rundfunk gesprochen. Wie es wahrhaft zugegangen ist, erfahren wir aber nicht aus seiner Ansprache, das erfährt die Welt erst viele Jahre später. Und diese späteren Berichte sind viel umfangreicher, viel genauer und viel zuverlässiger, als das erste Zeugnis des Adolf Hitler. Deswegen: späte Niederschrift hat nichts mit Legenden zu tun.

Wir können die Stationen namhaft machen, die der auferstandene Herr während der vierzig Tage durchschritten hat: Maria Magdalena, das ist die erste Station, geht am Sonntagmorgen zum Grabe und findet es leer. Zweite Station: Petrus geht zum Grabe, und findet es leer. In dieser Zeit muss das Gerücht entstanden sein, die Jünger Jesu haben den Leichnam Jesu gestohlen. Auch Magdalena denkt zunächst, der Leichnam Jesu sei vom Gärtner fortgeschafft worden. Dann die nächste Station: Der Auferstandene erscheint Maria Magdalena. Es ist und bleibt wahr, meine lieben Freunde: Die erste Erscheinung des Auferstandenen galt einer Frau! Weitere Stationen: Der Auferstandene erscheint Petrus allein. Es ist derselbe Petrus, der im Vorhofe des Hohenpriesters gesagt hatte: „Ich kenne diesen Menschen nicht!“ Der Auferstandene erscheint dann zwei Jüngern, die nach Emmaus gehen. Die Emmausjünger halten den Mann, der mit ihnen geht, für einen Fremdling, einen Unbekannten, der nicht weiß, was sich in Jerusalem zugetragen hat. Aber dann deutete er ihnen die Schrift, und da brannte ihr Herz, und sie erkannten ihn beim Brotbrechen. Der Auferstandene erschien danach den zwölf Jüngern. Zwölfen auf einmal. Alle sahen dasselbe. Der Auferstandene erschien weiter dem Jakobus, einem Herrenbruder, also einem Verwandten des Heilandes. Seine Mutter ging ja zum Grabe, die Mutter des Jakobus. Dann erschien der Auferstandene dem Thomas. Thomas ist für uns ein ganz wichtiger Zeuge, denn er war ein Skeptiker. Er wollte nicht auf die Botschaft von anderen hin glauben. Er wollte sich selbst überzeugen. Und das gewährte ihm der Herr. Weitere Erscheinungen erfolgten in Galiläa und in Jerusalem. In Galiläa vor sieben Jüngern, die beim Fischen waren. Und er bereitete am Strande ein Mahl aus gebratenen Fischen. Der Auferstandene, und das ist gewissermaßen der Höhepunkt, erscheint fünfhundert Brüdern auf einmal. Sie müssen also zusammengekommen sein, vielleicht zum Gottesdienst oder zum Gedächtnis. Paulus sagt: „Die meisten von ihnen leben noch.“ Man kann hingehen und sie fragen! Der Auferstandene erscheint auch einzelnen Aposteln. Man darf annehmen, dass er dem Barnabas, dem Begleiter des Paulus, erschienen ist. Dem Paulus ist er erschienen vor Damaskus und hat ihn umgewandelt vom Verfolger zum Bekenner Christi. Ja, im letzten Buch des Neuen Testamentes, in der Apokalypse, wird berichtet, dass der Apokalyptiker, der Seher der Endzeit, Jesus gesehen hat. Er hat sich ihm gezeigt als der Auferstandene.

Nun machen die ungläubigen Theologen den Einwand, die Erzählungen um den Auferstandenen seien erfunden, erdichtet, aus apologetischen Gründen. Apologetisch heißt, um etwas zu verteidigen. Wir fragen: Ja sollten die Jünger die Auferstehung, die wirkliche Auferstehung Jesu nicht verteidigen? Sollten sie schweigen bei den Angriffen? Sollten sie nicht wiedergeben, was sie gesehen und gehört hatten? Sollten sie nicht sagen: „Wir haben mit ihm gesprochen, wir haben mit ihm gegessen?“ Wieso ist apologetisch gleicherfunden oder sekundär? Jedermann verteidigt doch eine Wahrheit. Sollten es die Apostel anders gehalten haben? Seit wann aber kann man eine Tatsache verteidigen, indem man lügt? Für apologetisch wird die Geschichte von den Wächtern am Grabe erklärt. Warum soll die Geschichte erfunden sein? Die Hohenpriester erinnerten sich, dass dieser „Betrüger“, so nannten sie unseren Herrn und Heiland, dass dieser „Betrüger“, als er noch lebte, gesagt hatte, er werde in drei Tagen auferstehen. Sie hatten gut zugehört. Und so gingen sie zu Pilatus und ersuchten ihn, das Grab bis zum dritten Tage zu bewachen, damit nicht seine Jünger hingehen, ihn stehlen und dann sagen, er ist auferstanden. Dann wäre der letzte Betrug schlimmer als der erste. Pilatus gab ihnen die Wache. Die Hohenpriester nahmen die Weissagungen, die Vorhersagungen Christi ernster als die ungläubigen Theologen. Wenn die Geschichte von den Grabeswächtern erfunden ist, dann ist zu fragen, warum

ihre Erfinder nicht weitergegangen sind und den Grabeswächtern die Aussage in den Mund gelegt haben, sie hätten Jesus auferstehen sehen. Das wäre ja noch viel wirksamer gewesen als nur: die Jünger seien gekommen und trotz der Wächter sei der Leib Jesu verschwunden. Aber kein Wächter sagt, er habe Jesus auferstehen sehen. Wie passend wäre es gewesen, wenn man schon auf der Mogeltour ist, den Wächtern derartiges in den Mund zu legen! Sie sagen eigentlich nur Belastendes, nämlich dass ein Diebstahl geschehen ist. Das soll Apologetik sein?

Die Wache wurde ans Grab gestellt, weil Jesus seine Auferstehung vorhergesagt hatte. Die ungläubigen Theologen flüchten sich vor den Konsequenzen der Auferstehung Jesu in die Behauptung, seine Voraussagungen des Leidens und der Auferstehung seien unecht, ihm nachträglich in den Mund gelegt. „Vaticinia ex Eventu", nennt man das in der Theologensprache. Meine lieben Freunde! Man musste nicht einmal ein Prophet sein, um vorauszusehen, wie Jesus enden würde. Denn dass alle Propheten in Jerusalem umkamen, das war eine unbestreitbare Tatsache. Nun hat sich aber Jesus nicht nur als einen Propheten bekannt, sondern auch als den „danielischen Menschensohn", der in der Herrlichkeit Gottes kommt. Und das hat er ja in seinem Prozess ausgesagt: „Ihr werdet den Menschensohn sehen auf den Wolken des Himmels kommen!" Die Zeit der Erniedrigung würde also abgelöst von einer Zeit der Erhöhung. Die theologisch versierten Juden mussten also damit rechnen, dass er nicht im Tode verblieb. Deswegen die Wache am Grabe. Die Leidens- und Auferstehungsaussagen sind im Munde Jesu durchaus verständlich und brauchen nicht, in keiner Weise, als später erfunden ausgegeben zu werden.

Auch das leere Grab wird von den ungläubigen Theologen als Erfindung ausgegeben. Es sei eine apologetische Legende. Denn wenn das Grab leer war, konnte man das ja als Argument für die leibhaftige Auferstehung Jesu ausgeben. Aber das Grab war leer! Es musste leer sein, sonst hätte überhaupt die Legende oder die Behauptung vom Diebstahl nicht entstehen können. Diese Behauptung setzt ja das leere Grab voraus. Die Tatsache musste erklärt werden. Das Grab war leer. Das wussten die Hohenpriester auch. So versuchten sie, eine Lüge zu erfinden. „Die Jünger sind nachts gekommen und haben den Leichnam gestohlen." Diese Erklärung, diese Pseudo-Erklärung, legten sie den Grabwächtern in den Mund. „Als sie schliefen, seien die Jünger gekommen und hätten den Leichnam entführt." O meine Freunde, welche Ungereimtheit! Ein Wachvergehen wurde im römischen Heer streng bestraft. Im Nachtdienst schlafen, das war ein Wachvergehen! Schlafende Wächter aber können nichts beobachten, also auch keine Erklärung für das Verschwinden des Leichnams abgeben. Leichenraub war ein schweres Vergehen. Warum wurden keine Ermittlungen eingeleitet gegen die Täter, gegen die Verdächtigen? Warum wurden sie nicht vernommen? Weil die Urheber der Lüge selbst nicht daran glaubten! Das leere Grab gehört zur Auferstehung, ist ein unaufgebbarer Bestandteil der Osterereignisse. Wer das leere Grab verteidigt, der verteidigt die leibhaftige Auferstehung Jesu Christi.

Apologetisch, so sagen die ungläubigen Theologen, apologetisch, d.h. erfunden, sei auch die Erscheinung vor dem zweifelnden Thomas. Gewiß ist die Belehrung, die Thomas durch den Auferstandenen zuteil geworden, eine Verteidigung der leibhaftigen Auferstehung des Herrn. Sollten die Evangelisten sie unterschlagen? Dieser Apostel war für die Leser des vierten Evangeliums von besonderer Wichtigkeit. Das Beweisen der leibhaftigen Identität Jesu, und zwar als des am Kreuze Verwundeten, mit den Wundmalen an den Händen und an den Füßen und an der Seite, dieses Beweisen war für die Adressatenkreise des vierten Evangeliums entscheidend. Man sprach damals viel von Totengeistern. Totengeister sahen nach der damaligen Vorstellung ähnlich oder gleich den Lebendigen. Es musste also bewiesen werden, dass der auferstandene Jesus kein Totengeist ist, und das bewies er, indem er sagte: „Lege deine Hand hierher und sieh' meine Seite, und lege deine Finger hierher und sieh' die Wunden meiner Hände."

Meine lieben Freunde, erst recht geben die ungläubigen Theologen das Essen des Herrn nach seiner Auferstehung als apologetische Erfindung aus, denn essen ist nun einmal ein Argument für die Leibhaftigkeit. Die Gemeinde, die Apostel, haben die Tatsächlichkeit der Auferstehung des Herrn auch in dieser Hinsicht verteidigt. Sie geben uns sogar an, was der Herr gegessen hat: Fisch und Honigkuchen. In Cäsarea am Meer bekennt Petrus: „Gott hat Jesus Christus auferweckt und ihm verliehen zu erscheinen den auserwählten Zeugen, uns, die wir nach seiner Auferstehung von den Toten mit ihn gegessen und getrunken haben." Die Teilnehmer an den Mahlzeiten mit dem Auferstandenen

lebten damals noch. Wenn man alles das aus den Osterberichten ausmerzt, was die ungläubigen Theologen als apologetisch ausgeben, dann bleibt buchstäblich nichts mehr übrig. Denn auch alle Erscheinungen nach dem 1. Korintherbrief des Paulus kann man für reine Apologetik klären, dann nämlich, wenn man unterstellt: Die Jünger hätten in der Absicht des Betrugs, um ihre Bestellung und ihre Berufung zu legitimieren, diese Dinge erfunden. Wenn man einmal von diesem Verdacht ausgeht, dann ist kein Halten mehr. Aber meine lieben Freunde, die Betrugshypothese, die schon Reimarus vorgetragen hat und die heute wieder erneuert wird, in subtilerer Form, die Betrugshypothese ist abwegig. Es ist eine intolerante Unverschämtheit, den Glauben von Menschen, den sie durch ihr Martyrium glaubwürdig erwiesen haben, als Betrug zu denunzieren. Sind die Apostel, die vorher ängstlich und feige waren, mutig und leidensbereit geworden, weil sie die Auferstehung Jesu erfunden haben, oder - weil sie den Auferstandenen erlebt haben? Seit wann wird man durch Erfindung einer Lüge tapfer? Das ist eben die Botschaft, die einzigartige Botschaft des Christentums, die besondere Botschaft des Christentums: die leibhaftige Nähe, die Gott zu den Menschen gewonnen hat in der Menschwerdung, im Wandeln auf den Gefilden von Galiläa, aber auch in der Auferstehung. Es gibt nicht die Möglichkeit einer rein geistigen Auferstehung ins Kerygma oder in dem Slogan: Die Sache Jesu geht weiter. Nein! Entweder ist die Auferstehung eine leibliche oder sie ist überhaupt keine.

Wer nicht an Gott glaubt, wer nicht an den in die Geschichte eingreifenden Gott glaubt, der muss die Auferstehung Jesu verwerfen und alle Berichte über sein Sich-Zeigen umdeuten. Wer aber an Gott glaubt, der das Nicht-Sein ins Sein ruft, der Tote lebendig macht, der stimmt in den österlichen Ruf ein:

„Christus erstand wahrhaft vom Tod. Du Sieger, du König, sieh unsere Not!“

Amen. Alleluja.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Unsere Auferstehung von den Toten

01.04.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Du bist verrückt, Paulus", sagte der Statthalter Festus in Caesarea zu dem gefangengenommenen Apostel, „du bist verrückt! Das viele Studieren bringt dich um den Verstand." Diese Worte stehen in der Apostelgeschichte. Der römische Statthalter hatte die Botschaft des Apostels von der Auferstehung Jesu und unserer eigenen Auferstehung vernommen. „Ich sage nichts anderes", so hatte Paulus ihm verkündet, „als was die Propheten und Moses von den kommenden Dingen gesagt hatten. Der Messias werde leiden, er werde als erster von den Toten auferstehen und dem Volk Israel und den Heiden Licht verkünden." Schon einige Jahre vorher hatten die Bewohner von Athen in Griechenland über Paulus in dem Augenblick zu spotten begonnen, als er von der Auferstehung der Toten predigte. Paulus hatte gesagt: „Gott hat einen Tag festgesetzt, an dem er das Erdreich in Gerechtigkeit richten wird durch einen Mann, den er beglaubigt hat durch die Auferweckung von den Toten." „Als sie von der Auferstehung der Toten hörten", schreibt die Apostelgeschichte, „da spotteten die einen und die anderen sagten, wir wollen dich ein andermal hören." Wir wollen es heute selbst den Aposteln nicht ankreiden, dass sie zunächst nach dem so schmählichen Tode Jesu nicht an die Wirklichkeit der Auferstehung glauben wollten. Sie hatten die Schrift noch nicht verstanden, wonach er auferstehen muss. Mit einer geradezu unglaublichen Geduld hat sich Christus bemüht, den Apostel Thomas zum Glauben zu führen. Er gestattete, dass er seine Wundmale berührte und dass er seine Hand in die Seitenwunde legte. „Und sei nicht mehr ungläubig, sondern gläubig!" Die Auferstehung Christi hatte den Hohen Rat, die Hohenpriester also, die Ältesten und die Schriftgelehrten, völlig durcheinander gebracht, sodass sie zu dem Mittel der Bestechung griffen, um die Grabeswächter von der Botschaft abzuhalten, der einzigen, die sie geben konnten: „Das Grab ist leer, er ist verschwunden." Wegen des Evangeliums von der Auferstehung Christi brach die erste Christenverfolgung in Jerusalem los. Die Priester, der Tempelhauptmann und die Sadduzäer waren unwillig, dass die Apostel das Volk lehrten und in Jesus die Auferstehung von den Toten verkündeten. Sie wollten die Botschaft ersticken, indem sie die Verkündiger inhaftierten. Da hatten sie diesen Jesus dem Tode überliefert. Der Soldat hatte sein Herz -die Wunde muss auf der linken Seite sein, wenn wir den Gekreuzigten sehen, der Soldat wusste, wo sein Herz ist – der Soldat hatte sein Herz mit der Lanze durchbohrt und trotzdem soll dieser Jesus wieder auferstanden sein und leben? Das warf alle bisherigen Vorstellungen vom Tode um. „Tot ist tot und aus ist aus", sagte mir einmal ein bekannter Ehebrecher. Niemand schien den Tod so in Erbpacht zu haben wie die Todesmacht. Niemand den Sieg so sicher wie der Tod. Aber Gott ist der Herr der Natur und ihrer Gesetze. Er hat diese Gesetze geschaffen und er bleibt andauernd ihr Herr. Durch die Wiederbeseelung und die Umformung seines eigenen Leibes in der Auferstehung hat Christus vor der gesamten Menschheit Zeugnis davon abgelegt, dass die Zukunft des Menschen weder durch das Sterben zuschanden wird noch allein in einer geistigen Daseinsform besteht. Das ewige Leben des Menschen ist ein geistig-stoffliches Geschehen, eine geistig-stoffliche Wirklichkeit. Der Mensch bleibt Mensch, er wird kein Engel. Geist und Körper gehören zum ganzen Menschen. Selbst Jesus Christus hat die in der Inkarnation angenommene Menschennatur nicht weggeworfen, er hat sie nicht einmal so vergeistigt, dass das Materielle verschwunden wäre. Nein, er hat sie verwandelt. Er hat das Stoffliche seiner Menschennatur in der Auferstehung erneut an sich ge-

nommen und dieses Stoffliche zur Rechten des Vaters erhöht. Der Mensch ist nämlich keine Zweiheit, wie das Gefäß und das Wasser zwei Dinge sind. Das Geistige und das Stoffliche sind im Menschen zu einer Substanz zusammengeschmolzen, eben zum Menschen. Der Geist ist im Körper nicht drinnen, wie das Wasser im Zuber ist, sondern Geist und Leib sind im Menschen eine lebendige Einheit. Wenn der Mensch stirbt, dann lebt der Geist durch Gottes Macht weiter. Aber das ist nur ein Zwischenzustand. Es ist ein Zwischenzustand vor dem Endzustand, der Geist und Leib in verklärter Form vereinigt. Die Vollendung und die bleibende Gestalt erhält der Mensch erst nach der Auferstehung des Fleisches.

Der Protestantismus hat diese Lehre längst abgeschrieben, er hat sie entsorgt. Wir halten daran fest, weil es das Evangelium ist. Christus hat während seiner Erdenzeit immer wieder die Auferweckung am Jüngsten Tage durch sein Wort und durch seine Gleichnisse feierlich verkündet: „Ich werde euch auferwecken am Jüngsten Tage." Am Grabe des Lazarus sagt er den beiden Schwestern: „Er wird auferstehen." „Ja wir wissen", sagten sie, „er wird auferstehen am Jüngsten Tage." Der eigentliche Bestandteil und das eigentlich Neue am Evangelium ist nicht das Weiterleben der Seele. Das war damals eine Selbstverständlichkeit. Die Juden lasen im Buche der Weisheit im Alten Testament: „Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand. Keine Qual kann sie berühren. Nach kurzer Leidenszeit empfangen sie großes Glück." Und die Griechen konnten es im Dialog ‚Timaios' von Platon nachlesen. Da steht geschrieben: „Wer aus Liebe zur Wahrheit bestrebt ist, Unsterbliches und Göttliches zu denken, der wird zur Unsterblichkeit gelangen." Jesus hat selbstverständlich diese Erwartung des Weiterlebens des Geistes bestätigt und wiederholt vorgetragen: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch eine zu bereiten. Vater, ich will, dass sie, die du mir gegeben hast, dort seien, wo ich bin." Das Fortbestehen der Seele hat Jesus auch gelehrt. Aber das ist nicht das eigentlich Neue, sondern das eigentlich Neue im Christentum ist die Weiterexistenz des ganzen Menschen. Der Mensch wird als voller und ganzer Mensch auferweckt werden in einer unverwelklichen und unvergänglichen Gestalt und ewig leben.

Meine lieben Freunde. Das mag für uns unvorstellbar sein. Es ist auch für mich unvorstellbar, aber die Vorstellung ist nicht nötig, wo die Wahrheit feststeht. Wir können uns vieles nicht vorstellen, was doch unbezweifelbare Wirklichkeit ist. Der Durchmesser der Sonne ist hundertneunmal so groß wie der Durchmesser der Erde. Die Masse der Sonne ist dreihundertdreißigtausendmal so groß wie die Masse der Erde. Der gegenwärtig mit den Fernrohren, mit den optischen Instrumenten, zugängliche Teil des Weltalls, hat einen Durchmesser in der Größenordnung von mehr als einer Milliarde Parsec, das sind mehr als 3 Milliarden Lichtjahre. In ihm befinden sich einige hundert Milliarden Sternsysteme, einige hundert Milliarden Sternsysteme, die zusammen etwa 10 hoch 21 Sonnenmasse enthalten. Wer kann sich das vorstellen? Ich nicht! Wahrscheinlich existiert dazu eine 5- bis 6-fach größere Menge von nicht-leuchtend in Erscheinung tretender dunkler Materie. Das alles sind Wirklichkeiten, stoffliche Wirklichkeiten, irdische Wirklichkeiten, und wir können sie uns nicht vorstellen. Ja, wie sollen wir uns dann himmlische Dinge vorstellen können, wie die Auferstehung des Fleisches? So sehr lebt der Apostel Paulus im Glauben an die Auferstehung der Toten, dass ihm ohne diese Wahrheit das ganze Evangelium als ein großer Betrug erscheinen würde. Er begnügte sich durchaus nicht mit dem geistigen Weiterleben der Seele nach dem Tode. Nein, er beharrte darauf, dass das ewige Leben für den Menschen auch eine menschengemäße Form haben muss, d. h. eben eine geistig-stoffliche. „Gibt es", so schreibt er im 1. Korintherbrief, „gibt es keine Auferstehung der Toten, so ist auch Christus nicht auferweckt worden. Wurde aber Christus nicht auferweckt, dann ist unsere Predigt ohne Inhalt. Ohne Inhalt ist dann auch euer Glaube. Dann stehen wir als falsche Zeugen über Gott da, weil wir es wider Gott bezeugt haben, er habe Christus auferweckt, den er nicht auferweckt haben kann, wenn es keine Auferstehung gibt." Man merkt die Erregung, die in Paulus glüht, wenn er diese Verse schreibt. „Wenn nämlich Tote nicht erweckt werden, dann ward auch Christus nicht erweckt. Dann ist euer Glaube nichtig, und ihr seid noch in euren Sünden. Dann sind auch die verloren, die in Christus schon entschlafen sind. Wenn wir nur für dieses Leben auf Christus gehofft haben, dann wären wir die beklagenswertesten unter allen Menschen."

Christus, meine lieben Freunde, ist durch seine Auferweckung oder seine Auferstehung, beide Ausdrücke sind gleichwertig und gleich wichtig, Christus ist durch seine Auferweckung und seine

Auferstehung der Todesüberwinder geworden. Wer stärker ist als der Tod, der ist der Allerstärkste. Was er an sich vollbracht hat, das wird er auch an allen vollbringen, die zu ihm gehören. Das ist die Botschaft von Ostern. Die Auferstehung Christi und unsere eigene Auferstehung sind zu der großen christlichen Botschaft verschmolzen, die Freude und Hoffnung in uns weckt, die die Schwermut der griechischen Vorstellung von einem Totenreich überwindet. Kein Wunder, dass die Auferstehung Christi zum größten Fest der Christenheit geworden ist. Kein Wunder, dass in der Liturgie von Ostern der Jubel und die Freude eine nicht überbietbare Stellung einnehmen. Hier ist dem Christen die Zukunft eröffnet. Die Zukunft, die mit einem unauslöschlichen Siegel beglaubigt ist durch Christus.

„Christus erstand wahrhaft vom Tod. Du Sieger, du König, sieh unsere Not!“

Amen. Alleluja.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Damaskuserlebnis

07.04.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Auf der Straße nach Damaskus hat sich ein denkwürdiges Ereignis abgespielt. Der entscheidende Moment im Leben des Saulus, oder, wie er bald genannt werden sollte, des Paulus. Eine Wende, eine Umkehrung seiner ganzen Perspektive. Jetzt begann er alles als Verlust und Unrat anzusehen, was ihm bisher als das Ideal seines Lebens gegolten hatte: Der Eifer für das Gesetz des Alten Bundes. Was war passiert? Es liegen uns zwei Arten von Quellen vor: Einmal der Bericht des Evangelisten und des Verfassers der Apostelgeschichte, Lukas. An drei Stellen in der Apostelgeschichte, im neunten, im zweiundzwanzigsten und im sechsundzwanzigsten Kapitel, kommt er auf die Bekehrung, auf die Wendung im Leben des Apostels Paulus zu sprechen. Wir brauchen uns nicht lange mit den Einzelheiten aufzuhalten, also die Lichterscheinung, der Sturz auf den Boden, die Stimme, die ruft, der Zustand der Blindheit, die Heilung, die ihm dann zuteil wird und das Fasten. Alle diese Einzelheiten beziehen sich auf den Kern des Ereignisses. Und dieser Kern ist der auferstandene Christus. Er erscheint wie ein strahlendes Licht, spricht zu Saulus und verwandelt so sein Denken und sogar sein ganzes Leben. Die Strahlen des Auferstandenen machen ihn blind. Er kann einige Tage nicht sehen, und in dieser äußeren Blindheit zeigt sich die Blindheit seines Herzens. Er war bisher blind und verblendet. Aber dann öffnet das endgültige Ja zu Christus ihm die Augen. Er wird getauft, und er empfängt die Erleuchtung. Die alten Christen bezeichneten die Taufe als Erleuchtung aus dem Grunde, weil das Licht Christi den Getauften aufgeht. Die Wahrheit Christi, die Gnade Christi, das ist Licht, das ist Erleuchtung. Und so ist auch Paulus durch die Erscheinung und durch die folgende Taufe erleuchtet worden. Er ist nicht durch Nachdenken oder durch Studieren zu seiner neuen Erfahrung gekommen, sondern durch ein Ereignis, durch ein Erlebnis, durch ein Widerfahrnis, durch die unwiderstehliche Gegenwart des Auferstandenen. Der Bericht des Lukas wird vermutlich seine Geschichte haben. Man kann annehmen, dass er den Bericht über die Bekehrung des Paulus in Damaskus erhalten hat. Damaskus ist uns heute vertraut durch den Bürgerkrieg in Syrien. Für die Herkunft des Berichtes aus Damaskus spricht das Lokalkolorit des dreifachen Berichtes. Da ist die Rede von einem Christen namens Ananias. Da ist die Rede von der Geraden Straße. Noch heute kann man in Damaskus die Gerade Straße, 1,6 km, sehen. Da ist die Rede vom Hause des Judas, in dem Paulus abgestiegen ist. Das alles wird sich in der Gemeinde von Damaskus als Erinnerung erhalten haben. Der Christ in Damaskus erhält von Gott einen Auftrag an Paulus. Er zögert, denn er weiß: Der Mann ist ein gefährlicher Christenverfolger. Aber Gott teilt ihm zur Beruhigung mit: „Er betet." Also er ist nicht mehr mit dem Gedanken der Verfolgung beschäftigt, sondern er wendet sich an Gott. Und Ananias teilt Paulus im Auftrag des Herrn mit, was seine künftige Aufgabe sein soll. Du sollst ein Zeuge sein für Christus, allen Menschen gegenüber für das, was du gesehen und gehört hast.

Die zweite Quelle für das Widerfahrnis des Paulus sind seine eigenen Briefe. Er hat zwar niemals ausführlich über das Ereignis gesprochen, denn er konnte annehmen, dass es allgemein bekannt war. Aber an mehreren Stellen spricht er, wie er von einem Verfolger zum glühenden Anhänger Christi verwandelt wurde. Er bezeugt, dass er ein Zeuge der Auferstehung, genauer des Auferstandenen ist, und dass er seine Sendung als Apostel vom Auferstandenen erhalten hat. Mit Worten der Überlieferung spricht er im ersten Brief an die Korinther von seiner Erfahrung: Dass Christus gestorben ist,

dass er begraben wurde, dass er auferstanden ist und dass er nach der Auferstehung erschien. Zuerst dem Kephas, Petrus. Dann den Zwölfen, danach fünfhundert Brüdern auf einmal und dem Jakobus und schließlich allen Aposteln. Und diesem von der Überlieferung empfangenen Bericht fügt er hinzu: „Zuletzt –zuletzt- erschien er auch mir." Das Wort „zuletzt" oder als Letztem meint nicht, dass seine Begegnung mit Christus die letzte in der Zeit war, sondern dass er der Unwürdigste von allen ist, welche die Erfahrung Christi, des Auferstandenen gemacht hatten. „Denn ich habe die Kirche Christi verfolgt." Er ist unwürdig gewesen, diese Erscheinung zu erhalten.

Dieses Sichtbarwerden des Auferstandenen vor Paulus ist von großem Gewicht. Warum? Sonst ist der Auferstandene lediglich seinen Jüngern erschienen, nicht allem Volke, sondern den von Gott bestimmten Zeugen, und das waren eben seine Jünger, die allerdings alles andere als leichtgläubig waren. Auch sie zweifelten, meinten, einen Totengeist zu sehen, und mussten erst durch massive Beweise von der Wirklichkeit und der Identität mit dem Gekreuzigten überzeugt werden. Die Erscheinung vor Paulus ist anderer Art. Denn hier ist der Auferstandene einem Mann erschienen, der nicht zu seinen Jüngern gehörte, einem Ungläubigen, einem Feind, einem Verfolger. In ihm war also nicht die latente Bereitschaft, sich wieder im Glauben Jesus zuzuwenden. Es fehlte jede psychologische Bereitschaft und auch jede theologische Voraussetzung, dass er sich zu Jesus bekennen würde und so die Entscheidung treffen könnte, sich zu ihm zu bekehren. Die Christophanie, also die Christuserscheinung des Paulus, war keine subjektive Vision, keine innere Schau, keine ekstatische Entrückung. Nein: Paulus hat den Auferstandenen wirklich gesehen. Gott selbst offenbart ihm vom Himmel her seinen messianischen Sohn, indem er ihn aus seiner himmlischen Verborgenheit sichtbar hervortreten lässt. Im Lichte dieser überwältigenden Rechtfertigung des Gekreuzigten durch Gott selbst sieht sich der Verfolger aufs Schärfste ins Unrecht gesetzt, erkennt er seine Feindschaft gegen den Sohn Gottes als unselige Verirrung. Seine bisherige Jesusauffassung geht in Trümmer, und eine neue zieht herauf. Der Gekreuzigte, er und kein anderer, ist der Messias. Und in ihm und in keinem anderen ist das Heil! Neben der Christwerdung des bisherigen Gesetzesfanatikers und neben der radikalen Umwandlung des Christenverfolgers in einen Christenbekenner bedeutet der Tag von Damaskus für Paulus auch die Berufung zum Apostel. Erinnern wir uns daran, dass, als Judas ersetzt werden musste, die Apostel sagten: Es muss jemand sein, der mit uns Zeuge der Auferstehung wird. Also das ist der Beruf des Apostels, die Auferstehung Jesus zu bezeugen. Und das konnte nun Paulus wahrlich, denn er hatte den Auferstandenen gesehen. Und so gibt er an mehreren Stellen seiner Briefe zu erkennen, dass er zu einem neuen Leben durch den Auferstandenen erweckt worden ist. „Durch Jesus Christus haben wir Gnade und Apostelamt empfangen", schreibt er im Brief an die Römer. „Durch Jesus Christus, den Auferstandenen, haben wir Gnade und Apostelamt empfangen." Im 1. Korintherbrief fragt er: „Habe ich nicht Jesus, unseren Herrn, gesehen - vor Damaskus?" Der ausführlichste Text steht im Brief an die Galater. „Als aber Gott, der mich schon vom Mutterleib an berufen und durch seine Gnade erwählt hat, mir in seiner Güte seinen Sohn offenbarte, damit ich ihn den Heiden verkündige, da zog ich keinen Menschen zu Rat. Ich ging auch nicht sogleich nach Jerusalem hinauf zu denen, die vor mir Apostel waren, sondern begab mich nach Arabien und kehrte dann wieder nach Damaskus zurück." Das ist der ausführlichste Bericht, den Paulus von seinem umwerfenden Erlebnis gibt. In dieser Selbstverteidigung unterstreicht er mit Entschiedenheit, dass auch er wahrer Zeuge der Auferstehung Jesu ist und dass er einen eigenen Auftrag besitzt, den er unmittelbar vom Auferstandenen empfangen hat. Die Quellen des Lukas und er selbst stimmen also völlig überein. Sie bezeugen, dass Paulus nicht durch einen psychogenen Prozess zu Christus gefunden hat, sondern durch ein echtes Widerfahrnis.

Und wir sehen an Paulus auch, dass die unmittelbare Begegnung mit Christus den Eintritt in die Kirche und den Empfang des Taufsakramentes nicht überflüssig macht, denn er wurde in Damaskus getauft. Nur in der Gemeinschaft der Kirche kann man ein wirklicher Apostel sein. „Ob nun ich verkünde oder die anderen," schreibt er im 1.Brief an die Korinther, „das ist unsere Botschaft und das ist der Glaube, den ihr angenommen habt." Es gibt nur eine Verkündigung des Auferstandenen, denn Christus ist auch nur einer. Es ist großer Wert darauf zu legen, meine lieben Freunde, dass die Wende im Leben des Paulus, die Verwandlung seines gesamten Daseins, nicht das Ergebnis eines psychischen Prozesses ist, einer intellektuellen oder moralischen Reifung oder Entwicklung. Nein, die Wende in

seinem Leben kam von außen. Die Begegnung mit Christus war gewissermaßen der Untergang des bisherigen Paulus und der Aufgang des neuen Paulus, des Paulus, der nach dem Bilde Christi geformt ist. Auf keine andere Weise lässt sich die Erneuerung des Paulus erklären. Alle psychologischen Versuche, diese Wende zu deuten, laufen ins Leere. Diese Bekehrung war eine wirkliche Erneuerung, die alle seine bisherigen Maßstäbe umwarf. Durch die Wahrheit, die ihm vor Damaskus zuteil geworden ist, hat Paulus sein Herz erweitert gesehen. In diesem Moment hat er nichts verloren von dem, was an Gutem und Wahrem in ihm war. Er blieb nach wie vor ein fester Anhänger des Alten Testamentes, des Alten Bundes. Aber er hat begriffen, dass der Alte Bund im Neuen erfüllt ist. Er hat verstanden, dass das, was bisher verborgen war, in Christus offenbar geworden ist. Seine Vernunft hat sich erweitert, sodass er auch die Weisheit der Heiden begriffen hat. Paulus hat versucht, die Erkenntnisse, die die Heiden mit ihrem Streben und Suchen nach Gottgefunden hatten, zu integrieren. So spricht er in Athen von der Gottesfürchtigkeit der Athener, die viele Altäre gebaut haben, um Gott zu verehren. Er war fähig geworden, Apostel der Heiden zu werden.

Nun, meine lieben Freunde, was bedeutet das für uns? Es bedeutet, dass das Christentum keine neue Philosophie, keine neue Moral ist, sondern das Christentum ist wesentlich Christusbegegnung. Sicher zeigt sich uns der Herr nicht auf so unwiderstehliche Weise, wie er sich dem Paulus geoffenbart hat, um ihn zum Apostel der Völker zu machen. Aber auch wir können Christus begegnen. Und, meine lieben Freunde, wenn wir wirkliche Christen sein wollen, müssen wir ihm begegnen. Wie und worin? Die wichtigste Begegnung mit Christus geschieht im Gebet. Wenn wir zu ihm beten, wenn wir durch ihn beten zum Vater im Himmel, da begegnen wir Christus. Und es ist im christlichen Leben nichts erreicht, wenn man nicht eine persönliche Beziehung zu Christus im Gebet gefunden hat. Wir können Christus auch auf andere Weise begegnen: Im Wort der Verkündigung, in der Heiligen Schrift. Auch da spricht Christus zu uns. Und vor allem natürlich finden wir ihn im eucharistischen Opfersakrament. Da ist er wahrhaft, wirklich und wesentlich zugegen, wie das Konzil von Trient in immer gültiger Weise ausgesagt hat: „Wahrhaft, wirklich und wesentlich." Nicht im Bild, nicht im Symbol, sondern in seiner Wirklichkeit, verborgen unter der Brots- und Weingestalt. Zwei Dinge sind es, meine lieben Freunde, die den Christen sieghaft und tatkräftig, fest und unerschütterlich machen: Der Glaube an den auferstandenen Herrn und die persönliche Verbundenheit mit unserem Gott und Heiland. Wer die persönliche Verbindung mit dem auferstandenen Herrn findet, der fällt vor ihm nieder auf die Knie und spricht wie Thomas: „Mein Herr und mein Gott!"

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wege zu Gott

14.04.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In dem katholischen Katechismus für die deutschen Bistümer vom Jahre 1955 lautet die erste Frage: „Wozu sind wir auf Erden?“ Die Antwort darauf: „Wir sind auf Erden, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und einst ewig mit ihm zu leben.“ In diesem kurzen Abschnitt unserer Glaubenslehre werden tiefe Wahrheiten ausgesagt. Nämlich, dass wir für Gott bestimmt sind, dass wir von Gott kommen und dass wir zu Gott gehen. Die Menschen sind Geschöpfe Gottes, und diese Geschöpflichkeit haftet ihnen unfehlbar an. Sie können nicht anders als gottgehörig sein. Die Menschen haben zu allen Zeiten dieser Gottgehörigkeit Ausdruck gegeben: Durch Gebete, durch Opfer, durch Meditation, durch Gottesdienst. Als Paulus in Athen war, hat er den damals noch heidnischen Athenern zugerufen: „Gott will, dass die Menschen Gott suchen, ob sie ihn finden und ertasten können, denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir.“

Wenn der Mensch von Gott stammt und wenn er auf Gott verwiesen ist, wie kommt es dann, dass viele Menschen von dieser Herkunft und von dieser Anlage angeblich oder wirklich nichts spüren oder wissen wollen? Trifft die theologische Aussage eine erfahrbare Wirklichkeit oder ist sie eine Fiktion?

Zunächst einmal: Die Herkunft von Gott und die Verwiesenheit auf Gott drängt sich den Menschen nicht auf wie ein Naturtrieb, wie Hunger und Durst. Die Wirklichkeit Gottes muss von den Menschen, als mit Verstand und Willen begabten Wesen, gesucht werden. Dem Menschen ist es aufgegeben, die Wirklichkeit Gottes, seine Gottentstammtheit und seine Gottverwiesenheit zu erkennen und im Leben zu verwirklichen. Dabei ist er nicht allein. Gott kommt ihm mit seiner helfenden Gnade entgegen. Es ist ein eherner Grundsatz der katholischen Gnadenlehre, dass Gott jedem Menschen hinreichende Gnade gibt, damit er das Heil erlangen könne. Der Mensch ist befähigt, über die sichtbare und greifbare Welt, die ihn umgibt, hinauszugreifen auf eine Wirklichkeit, die vor und hinter der Welt steht. Es ist nicht wahr, was seit Immanuel Kant in unserer Gesellschaft umgeht, es ist nicht wahr, dass die menschliche Erkenntnis auf den Bereich der unmittelbaren Erfahrung eingeschränkt ist. Eine solche Begrenzung hebt sich selbst auf. Denn wenn man den Satz aufstellt: „Der Mensch, die menschliche Erkenntnis ist auf die unmittelbare Erfahrung begrenzt“, dann stellt man einen Satz auf, der sich selbst aus der Erfahrung nicht ergibt, der die Erfahrung überschreitet! Über der Physik gibt es eine Metaphysik.

Die Verbindung mit Gott kann natürlich, wie wir alle wissen, von den Menschen vergessen, verkannt, ja ausdrücklich zurückgewiesen werden. In der früheren DDR wurde vonseiten des Staates der historische und dialektische Materialismus proklamiert und den Menschen von Kindheit an eingeflößt. Nach dieser Ideologie lassen sich die nichtmateriellen Formen der Wirklichkeit – also Bewusstsein, Geist, Vernunft – auf materielles Sein zurückführen; es gibt überhaupt nichts anderes als materielles Sein. Es wird erst recht die Existenz eines unendlichen Geistes, den wir Gott nennen, geleugnet. Die Menschen in der DDR waren abhängig von der Gesellschaft, vom Staat, viel abhängiger als wir es sind, und so haben sie diese Irrlehre aufgenommen, eingesogen und sind dieser Verirrung verfallen. Der Osten Deutschlands ist das gottloseste Land der Welt. 52 Prozent bezeichnen sich ausdrücklich als Atheisten. Auf den Philippinen sind es 94 Prozent, die sich als gläubig bezeichnen. Die Konfessi-

onslosigkeit und damit zumeist auch die Gottlosigkeit ist auch in der alten Bundesrepublik immer mehr gewachsen. Noch bis in die 1960er Jahre gehörten 90% der Bevölkerung einer Kirche an. Seit 1980 hat sich die Zahl der Konfessionslosen verdreifacht. Die Länder, die seit 1989 zu uns gekommen sind, machen eine schreckliche Entwicklung durch. Das Eichsfeld, das katholische Eichsfeld in Thüringen, hatte sich in der materialistischen Umgebung der DDR behauptet. Es war eine katholische Insel, eine gläubige Insel, innerhalb eines Meeres des Unglaubens. Seitdem die östlichen Länder an die Bundesrepublik angeschlossen sind, geht auch dort der Glaube erschreckend zurück. In der Zeit der DDR gingen in Heiligenstadt 75 Kinder zur Erstkommunion, heute sind es noch 25. Das Land, das dem Kommunismus trotzte, scheint dem Kapitalismus zu erliegen.

Welches sind die Gründe für diesen Rückgang, der uns erschreckt und tief betrübt? In der Bundesrepublik wird ja jedenfalls von Staates wegen der Glaube nicht öffentlich bekämpft, aber es ist trotzdem die Hetze gegen Gott, Christentum und Kirche seit Jahrzehnten immer ausgedehnter und heftiger geworden. Politische Parteien – Sie wissen, welche –, weltanschauliche Gruppen und zahlreiche ideologisch verfestigte Vereine sind sich einig in der Bekämpfung des religiösen Glaubens und der Institutionen, die ihn tragen. Zahlreiche Schriftsteller setzen ihre geschäftige Feder in Bewegung und machen es sich zur Aufgabe, das Christentum, die Kirche, die Religion zu schmähen, zu schelten, zu beschimpfen. Ich erwähne einen: Karlheinz Deschner. Dieser Mann schreibt seit 1984 ein religionsfeindliches Buch nach dem anderen. Jetzt ist er beim zehnten angelangt: „Kriminalgeschichte des Christentums“. Von seinen Büchern sind 350.000 Exemplare verbreitet. Viele Menschen erliegen der Polemik. Sie benutzen diese Bücher als Alibi, sich von der Religion loszusagen, die ihnen Lasten auflegt, die sie nicht tragen wollen.

Nicht alle, die sich von der Religion lösen, erliegen dem Einfluss einer feindlichen Lektüre. Es gibt auch andere Ursachen. Manche Menschen berufen sich auf ungläubige Wissenschaftler, um ihre Gottesferne zu rechtfertigen. In den seltenen Augenblicken, in denen ich einmal das Fernsehen eingeschaltet habe, habe ich mit eigenen Ohren gehört, wie der Professor Grzimek von Frankfurt die Äußerung machte: „Ich als Naturwissenschaftler bin selbstverständlich Atheist.“ Meine lieben Freunde, ich weiß nicht, ein wie großer Naturwissenschaftler Professor Grzimek war. Aber viel größere als er sind nicht gottlos, sondern glauben an Gott. Gerade die Größten im Reiche der Naturwissenschaft sind gläubige Christen gewesen und geblieben. Ich nenne die Namen Tycho de Brahe, Kepler, Newton, Galilei. Sie alle waren ohne Ausnahme gläubige Christen, Gottgläubige. Also mit dem Zusammenhang zwischen Naturwissenschaft und Unglaube hat es nichts auf sich. Die Wissenschaftler, oder auch Pseudowissenschaftler, die sich auf die Naturwissenschaft als Quelle ihres Unglaubens berufen, greifen über das Gebiet, in dem sie vielleicht etwas verstehen, hinaus. Aber die Methoden sind in jeder Wissenschaft unterschiedlich. Ich kann nicht als Mineraloge mit den Methoden der Mineralogie an die Biologie herangehen. Und ich kann nicht mit den Methoden der Biologie über Moral und Religion urteilen wollen. In jeder Wissenschaft ist eine andere Methode üblich. Außerdem sagen uns angesehene Physiker: „Die moderne Quantenphysik hat den Schein zerstört, als ergäbe sich die atheistische materialistische Ideologie aus den Entdeckungen der Wissenschaft.“

Bei vielen ist es die Trägheit des Herzens und das Versinken im Materiellen, die sie gleichgültig machen gegen die Gottesfrage. Viele Menschen geben sich zufrieden mit Essen und Trinken, mit Arbeit und Erholung, mit Genuss und Spiel. Was jenseits der Tagesbedürfnisse und der Tagesbeschäftigungen steht, lassen sie beiseite. Es interessiert sie nicht. Sie möchten in Ruhe gelassen sein. Sie möchten der Verpflichtung zur Größe, welche die Existenz Gottes bedeutet, entgehen. Sie möchten, dass Gott, der in allem anders ist als der Mensch und der sie herausfordert mit seinen Geboten, nicht existiert, sie möchten die Beunruhigung, die von Gottes Existenz ausgeht, sich vom Leibe schaffen. Der selbstgenügsame Mensch flüchtet vor Gott, er entfernt Gott aus seinem Leben. Es gibt auch die Neigung des sündigen Menschen, Gott auszuweichen, Gott zu ignorieren, sich vor Gott zu verbergen. Denn Gott ist der Heilige, und seine Heiligkeit ist von der Art, dass sie ausgesprochen unbequem ist. Denn es gilt das Wort: „Seid heilig, wie ich, euer Gott, heilig bin.“ Der Böse empfindet Gott als Bedrohung, deshalb bemüht er sich, sich selbst über Gottes Dasein hinwegzutäuschen. In diesem Sinne heißt es im Zarathustra von Nietzsche: „Er musste sterben. Er sah mit Augen, die alles sehen. Er sah des Men-

schen Tiefen und Gründe. Alle seine verhehlte Hässlichkeit und Schmach. Der Gott, der alles sah, auch den Menschen, der Gott musste sterben. Der Mensch erträgt nicht, dass ein solcher Zeuge lebt."

Wer Gott finden will, muss ihn suchen. Die Suche beginnt im Denken, im Nachdenken über die Welt und über den Menschen. Wir erleben die Natur, die unbelebte und die belebte. Und wie ist sie großartig, wie ist sie gewaltig! Die Alpen, der Himalaya, die Ozeane, die Arktis. Wir erleben den Wechsel der Jahreszeiten, den Kreislauf der Erde um die Sonne. Wir wissen um das Weltall. Die besten Fernrohre, die wir heute haben, zeigen uns, dass der uns zugängliche Teil des Weltalls einen Radius von mehr als drei Milliarden Lichtjahren hat. Ein Lichtjahr ist die Strecke, die das Licht in einem Jahr zurücklegt. Und in diesem uns zugänglichen Teil des Weltalls befinden sich einige hundert Milliarden Sternsysteme. Jedes Sternsystem enthält einige Milliarden Sterne und eine große Menge interstellarer Materie. Albert Einstein vertrat einst die Meinung, das Weltmodell ist statisch, d.h. die Welt ist zeitlich unveränderlich und existiert von Ewigkeit zu Ewigkeit. Dagegen haben Edwin Powel Hubble und Carl Wilhelm Wirtz ein dynamisches Weltmodell aufgestellt. Nach diesem dynamischen Weltmodell dehnt sich die Welt fortwährend aus. Sie kann deswegen nicht seit unendlicher Zeit bestehen. Es muss einen Punkt geben, wo diese Bewegung angefangen hat. Das heißt, diese Männer erklären die Schöpfung vom naturwissenschaftlichen Standpunkt für denkbar, möglich, wahrscheinlich. Mögen die Agnostiker sagen, wir wissen nicht, wie es zu diesem Anfang kam – dann verzichten sie halt auf eine Erklärung. Wir haben eine Erklärung, und sie liegt darin, dass wir sagen: Die Welt verdankt ihre Existenz einer unendlichen, auch der Welt unendlich überlegenen Macht. Wir nennen sie Gott.

Das Denken allein genügt nicht, um Gott zu finden. Es muss die Ausrichtung des Willens dazukommen, damit der Mensch Gott findet. Im Evangelium nach Johannes steht der bedenkenswerte Satz: „Wenn einer bestrebt ist, Gottes Willen zu tun, wird er erkennen, ob meine Lehre aus Gott ist." Die Entschlossenheit, die Gebote Gottes zu halten, besitzt also Erkenntniskraft, führt uns zu der Erkenntnis, dass die Lehre Jesu von Gott stammt. Das Tun der Wahrheit ist der Schlüssel, der uns die Wahrheit öffnet. Umgekehrt gilt: Wer sich in seiner Lebenshaltung immer mehr vom Willen Gottes entfernt, wer in der Sünde versinkt, der macht sich unfähig, Gott zu erkennen, der ist in der Gefahr, Gott zu verfehlen und ihn zu verlieren. Von Immanuel Kant stammt das inhaltsschwere Wort: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir." Ja das gibt es: Es gibt ein Sittengesetz, das in das Herz des Menschen geschrieben ist. Wir nennen es das Gewissen. Es existiert eine seelische Kraft und Tätigkeit, die den Menschen heißt, das Böse zu unterlassen und das Gute zu tun. Der Mensch besitzt eine sittliche Anlage, aus der sich das sittliche Urteil ergibt. Von ihr spricht Goethe im „Tasso": „Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an, was zu erstreben ist und was zu fliehen." Das Gewissen verdankt nicht, wie die Behavioristen wollen, der Gewöhnung, der Erziehung oder der Konvention seinen Ursprung. Seine Allgemeinheit und seine Unzerstörbarkeit zeigen an, dass es zur menschlichen Natur gehört. Sein Ursprung liegt im Schöpfer dieser Natur: Wir nennen ihn Gott. Wie ein Abglanz der Heiligkeit Gottes leuchtet in der Menschenseele das Gewissen. Keiner kann sagen, er habe Gott gesehen, aber auch keiner, er habe ihn nicht erlebt. Ich kenne alle Einwände gegen das Gewissen; man kann es verbilden, man kann es überhören, aber eines kann man nicht: es zerstören.

Der Mensch kann durch eigenes Nachdenken und durch Tun des Guten zu Gott finden. Es gibt eine natürliche Erkennbarkeit Gottes. Sie ist sogar vom Ersten Vatikanischen Konzil definiert worden: „Was unsichtbar an Gott ist, seine ewige Macht und Göttlichkeit, wird seit der Schöpfung der Welt deutlich an seinen Werken erschaut." Und dennoch sind die Menschen auf das Zeugnis anderer angewiesen. Die Menschen, die Gott kennen, die Gott gefunden haben, leiten andere an, ihn zu suchen und zu finden. Das geschieht durch Belehrung und durch Beispiel – ja, auch durch Beispiel. Es gibt Menschen, meine lieben Freunde, es gibt viele Menschen, die sich von ihrer Religion leiten lassen in ihrem täglichen Leben, die das Leben nach der Religion ausrichten. Warum lebt dieser Mann sehr bescheiden, obwohl er sich mit seinem Einkommen, wie man heute sagt, alles leisten könnte? Warum begnügt sich dieses Ehepaar nicht mit zwei Kindern, wie es üblich ist, obwohl es genau weiß, wie man

weiteren Nachwuchs verhindern kann? Warum stehen diese hochgebildeten Damen jeden Sonntag früh auf und eilen zum Gottesdienst, obwohl sie, wie alle anderen, den Schlummer zu schätzen wissen? Warum verzichten junge, begabte Männer auf Ehe und Familie, obwohl sie ebenso wie andere fähig wären, eine Frau heimzuführen und Vater zu werden? Wie kommt es, dass dieser leidende Mensch sein großes Leid ohne Klage und Anklage trägt? Wie ist es möglich, in dürftiger Lage auszuharren, ohne Neid gegen andere zu hegen? In allen diesen Fällen lautet die Antwort: Diese Menschen leben so, weil es ihnen die Religion gebietet, weil es ihnen das Christentum sagt, weil es sie die Kirche lehrt, weil sie an Gott glauben. Die bewegende und tragende Kraft ihres Lebens ist der lebendige Gott. Und deswegen fordert ihr Zeugnis Beachtung.

Freilich, diese Beispiele gläubiger Menschen wecken nicht automatisch die Neigung der gottvergessenen Menschen, es ihnen gleichzutun. Viele haben das gute Beispiel vor Augen und verharren weiter in ihrer Gottlosigkeit, in ihrem gottvergessenen Leben. Sie sagen sich: „Die sind schön dumm, dass sie auf die Annehmlichkeiten des Lebens verzichten. So dumm sind wir nicht." Sie gehen kaltlächelnd und achselzuckend über das Zeugnis der Gläubigen hinweg. Und doch ist dieses Zeugnis nicht umsonst, meine lieben Freunde: Es macht die anderen unentschuldbar! Sie werden vor dem Gericht Gottes nicht sagen können: „Wir haben nicht gewusst, wie man leben muss." Sie haben es gewusst! Sie haben es gesehen, und sie sind diesem Beispiel nicht gefolgt. Freilich, der eine oder andere der gottvergessenen Menschen wird sich durch das Beispiel der Gläubigen angerührt fühlen. Er wird nachdenklich werden, er wird sich fragen: „Was ist schöner? Dahinleben wie ein Tier mit animalischen Trieben? Oder leben, wie es die Würde des Menschen, wie es die Würde des Gott kennenden Menschen verlangt?"

Es ist unmöglich, für die Nichtexistenz Gottes positive Gründe herbeizubringen. Atheismus ist eine Krisenerscheinung. Von Plato stammt das schöne Wort: „Atheismus ist eine Krankheit der Seele." Zu glauben, meine lieben Freunde, ist schwierig, aber nicht zu glauben, ist unmöglich.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gottes Offenbarung

21.04.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Kirche hat immer daran festgehalten, dass der Mensch fähig ist, mit dem Lichte seiner natürlichen Vernunft Gott zu erkennen aus den geschaffenen Dingen. Das ist ein Glaubenssatz unserer Kirche, an dem sie allen Einwendungen zum Trotz festgehalten hat. Es gibt Wege, die uns die Existenz Gottes aufschließen. Es sind die sogenannten Gottesbeweise, das heißt, überzeugende Argumente, die zu wirklicher Gewissheit gelangen lassen, dass Gott existiert. Diese „Quinque viae", diese „Fünf Wege", wie man sie nennt, setzen an bei den materiellen Dingen, bei der geschaffenen Welt und beim Menschen. Aus der Bewegung, aus dem Werden, aus der Kontingenz, das heißt, aus der Nicht-Selbst-Genügsamkeit, aus der Ordnung und der Schönheit der Welt kann man Gott als Ursprung und Ziel des Universums erkennen. Das Weltall erklärt sich nicht selbst. Es muss erklärt werden durch den Schöpfergott. Und Paulus hat es der Gemeinde in Rom gesagt: „Was man von Gott erkennen kann, das ist ihnen, den Heiden, offenbar. Gott hat es ihnen geoffenbart. Seit Erschaffung der Welt wird seine unsichtbare Wirklichkeit aus den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen, seine ewige Macht und Gottheit." „Und deswegen", sagt er, „sind sie unentschuldbar, wenn sie sich nicht an Gott halten." Auch der Mensch ist ein Hinweis auf Gott. Er ist offen für Wahrheit und Schönheit. Welches Tier kann man damit vergleichen? Der Mensch hat Sinn für das sittlich Gute. Der Mensch ist frei und hört die Stimme seines Gewissens. Der Mensch hat ein Verlangen nach Unendlichkeit und Glück und fragt nach dem Dasein Gottes. Das alles zeigt, dass er mehr ist als Materie, mehr ist auch als animalisches oder vegetatives Leben. Der Mensch weist mit seiner Verfasstheit auf Gott hin.

Weil der Mensch Gott erkennt, kann er auch von Gott sprechen. Wir können wahre, zutreffende Aussagen über Gott machen. Gewiss, sie erschöpfen Gott nicht, sie sind nur in Annäherung gültig, denn sie sind ja von den Geschöpfen genommen und versuchen, diese Geschöpflichkeit ins Unermessliche zu steigern. Aber deswegen werden diese Aussagen nicht falsch. Sie sind begrenzt, aber sie führen nicht in den Irrtum. Alle Geschöpfe weisen eine gewisse Ähnlichkeit mit Gott auf. Und wenn wir diese Ähnlichkeit ins Unendliche potenziert denken, dann gewinnen wir eine Ahnung von Gott. Gewiss, noch einmal: Unsere Aussagen über Gott erschöpfen Gott nicht, sie geben ihn nicht wider, nicht adäquat wider, wie er ist, aber sie treffen ihn. Sie bilden Gott nicht ab, aber sie enthalten Wahrheit. Das IV. Laterankonzil vom Jahre 1215 hat treffend gesagt: „Die Unähnlichkeit unserer Aussagen über Gott ist größer als die Ähnlichkeit." Hier wird also das Prinzip der Analogie aufgestellt. Die Aussagen über Gott sind nicht falsch, aber sie können Gott nicht ausschöpfen. Die Unähnlichkeit ist grösser als die Ähnlichkeit.

Es ist freilich schwierig, unter den Bedingungen, unter denen die Menschen leben, aus der Natur zu Gott zu kommen. Wir wissen ja um die mannigfachen Verirrungen, die Menschen erzeugt haben auf der Suche nach Gott. Und deswegen hat sich Gott erbarmt und eine andere Erkenntnisordnung erschlossen. Wir nennen sie die Offenbarung. Über der Natur-Erkenntnis Gottes liegt die Offenbarungs-Erkenntnis. Weil Gott sich entschlossen hat, sich selbst den Menschen kundzugeben, deswegen wird der Mensch erleuchtet über das, was Gott ist und was er von ihm begehrt. Es hat Gott in seiner

Weisheit und in seiner Güte gefallen, sich selbst zu offenbaren. Der nicht von der Offenbarung erleuchtete Mensch nennt Gott den Absoluten, das Denken des Denkens, den höchsten Geist, die höchste Idee, das höchste Gut, den absoluten Willen, das Numinose, das Heilige, das Göttliche, das *Ens a se*. Das ist alles nicht falsch, aber es reicht nicht heran an die Selbsterschließung Gottes. Die Selbsterschließung Gottes in der Offenbarung überragt alle diese aus dem menschlichen Geist emporsteigenden Gottesvorstellungen. Sie führt diese Gotteträume zu ihrer Erfüllung. Der Gott, der sich selbst offenbart, ist der Vater der Menschen, aber auch ihr Richter. Er ist der Dreieinige Gott, und das wissen wir nur aus der Offenbarung. Diese Offenbarung Gottes hat sich in Stufen vollzogen, in Etappen, in gewaltigen Zeiträumen. Und wir brauchen deswegen, wenn wir von unvollkommenen Vorstellungen der Menschen aus der Vorzeit hören, nicht anzunehmen, dass sie von Gott in die Irre geführt wurden. Nein – Gott hat langsam und allmählich seine volle und ganze Offenbarung in Christus Jesus vorbereitet. Schon die Stammeltern wussten um Gott. Es ist ganz falsch, was man fortwährend im Fernsehen sieht oder auch in Büchern liest, dass die ersten Menschen affenähnliche Wesen gewesen sein sollen – nein! Die ersten Menschen überragten alle Tiere in unvergleichlichem Maße. Sie waren volle und ganze Menschen, mit Verstand und Willen, mit Gewissen und Verantwortung ausgerüstet. Und noch mehr: Sie kannten Gott und sie lebten in Gemeinschaft mit Gott. Sie waren Begnadete. Freilich haben sie ihre Begnadung verspielt durch die Sünde. Die Sünde der Stammeltern hat aber die Offenbarung Gottes nicht abgebrochen. Gott hat ihnen Hoffnung gegeben auf den Schlangentreter, der einmal kommen werde. Er hat sie durch die Verheißung der Erlösung zur Hoffnung erweckt. Gott hat dann mehrfach einen Bund mit den Menschen geschlossen. Den Bund mit Noah nach der Sintflut. Durch diesen Bund sollten die Völker zu Gott geführt werden, die einzelnen Völker. Es schloss sich an der Bund mit Abraham. Um die versprengte Menschheit zur Einheit zusammenzuführen, hat Gott Abraham erwählt, und ihn in ein anderes Land geführt. „In dir sollen gesegnet sein alle Völker der Erde!“ Aus diesem Stamm ist das Volk Israel hervorgegangen. Gott hat sich in Israel ein eigenes Gottesvolk bereitet. Er befreite es aus der Sklaverei in Ägypten. Er schloss mit ihm den Sinai-Bund und gab ihm durch Moses sein Gesetz. Er hat dieses priesterliche Volk immer wieder durch Propheten belehrt, zurechtgewiesen, zurückgeführt.

Dieses Volk, meine lieben Freunde, unterscheidet sich von allen Völkern der Erde. Gottes Dasein ist ihm eine völlige Selbstverständlichkeit, immer vorausgesetzt, unablässig geäußert, nie geleugnet oder auch nur in Frage gestellt. Die übrigen Völker der Alten Welt vergotten die Kräfte der Natur, die Sonne, das Wasser, den Blitz. Sie schaffen sich einen ganzen Götterhimmel. Das Volk Israel schaut auf zu dem einen Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat. Die alttestamentliche Gottesvorstellung ist von allen sonstigen Gottesbildern der Alten Welt qualitativ verschieden. In diesen ist Gott ein Gebilde der Menschen. In ihnen hat sich der Mensch selbst gestaltet mit seinen Stärken und Schwächen. Der Gott, an den bei den übrigen Völkern geglaubt wird, kommt nicht aus dem Jenseits, sondern steigt aus dem Diesseits auf. Er gehört zu der Erfahrungswelt. Er ist ein Stück dieser Welt. Dagegen der Gott, der sich in der übernatürlichen Offenbarung enthüllt, ist jenseits der Welt und jenseits des Menschen. Er ist nicht von der Art der Menschen und der Welt. Er trägt nicht die Eigenart der Menschen an sich, weil er nicht menschlicher Herkunft ist. Die Offenbarung Gottes erreichte ihren Höhepunkt in Jesus Christus, dem menschgewordenen Gottessohn. Feierlich hebt der Brief an die Hebräer an: „Viele Male und auf mancherlei Weise hat Gott einst zu den Vätern gesprochen durch die Propheten. In dieser Endzeit aber hat er zu uns gesprochen, durch den Sohn.“ Christus, der menschgewordene Sohn Gottes, ist das vollkommene, unübertreffbare, eingeborene Wort Gottes, der LOGOS, wie ihn Johannes nennt. In ihm sagt der Vater alles, und es wird kein anderes Wort mehr geben als dieses. Die Offenbarungen, die vorher geschahen, waren Stufen, aber der Gipfel wird erreicht in Jesus Christus.

Immer wieder hört man, dass Astronomen forschen, ob es nicht auch andere belebte Himmelskörper geben könnte. Man mutmaßt, man untersucht, man vermutet – warum nicht? Aber die Würde und der Rang der Erde werden dadurch niemals in Zweifel gezogen, denn auf keinen anderen Stern ist Gott herniedergestiegen als auf unsere Erde. Die Erde ist insofern tatsächlich die Mitte des Weltalls. Sie mag unter den Himmelssternen so geringfügig sein, wie sie tatsächlich ist; an ihrer Würde als Ort des Heilsgeschehens ändert es nichts. Christus ist in seiner Erscheinung, in seinem Werk und in sei-

nem Wort die Offenbarung Gottes. Christus ist so, dass er nicht in menschliche Maße eingeht. Er ist anders als alles, was uns in der Erfahrung begegnet. Er ist anders als alles, was das menschliche Denken ersinnen kann. In Christus ist eine Wirklichkeit in die menschliche Geschichte eingetreten, die innerlich und qualitativ von allen sonstigen geschichtlichen Erscheinungen verschieden ist.

So wenig wie die übernatürliche Offenbarung vor Christus eine bloße Mitteilung ist über die Wirklichkeit Gottes, so wenig ist es auch die christliche Offenbarung. Sie ist vielmehr ein Anruf an den Menschen, ein Anruf zum Glauben an Gott, zur Hoffnung, zum Standhalten gegenüber seinen Forderungen. Der Mensch soll sich in Christus Gott überantworten. Wer im Glauben diesen Ruf vernimmt, der wird frei von Sünde und Todesverfallenheit. Der gewinnt Frieden und Freude, höchste Existenzsteigerung. So unüberhörbar Gott in Christus den Menschen anruft, so wird er doch nur von denen gehört, die bereitwilligen Herzens sind. Das Gesetz, das für die alttestamentliche Offenbarung gilt, beherrscht auch die in Christus geschehene Selbsterschließung: Sie erfolgt in Verhüllungen und Verschleierungen. Auch der in Christus offenbar gewordene Gott ist ein verborgener Gott. Nur wer sich im Glauben seiner Selbstherrlichkeit begibt, wer darauf verzichtet, sich selbst als Maß und Mitte anzusehen, der wird der in Christus gewordenen Selbsterschließung teilhaftig. Ich hebe das deswegen so hervor, meine lieben Freunde, weil ich bei vielen evangelischen Theologen folgendes gelesen habe. Sie sagen, es gibt einen Canon, an dem man alles messen kann, was auf der Welt geschehen ist oder geschehen kann, nämlich: es kann nichts eintreten, was nicht jederzeit passieren kann. Das heißt, die unerhörten Ereignisse, die die Offenbarung Gottes ausmachen, werden in dieser Vorstellung zu Mythen und Legenden, denn sie können ja nicht jederzeit eintreten, sie sind einmal geschehen und einmalig. Auf diese Weise wird die christliche Offenbarung vernichtet. Die ungläubige Theologie will den Einbruch Gottes in die Welt ungeschehen machen. Aber gegen Fakten helfen keine Argumente. Tatsachen sind hartnäckige Dinge. Und die Offenbarung ist eine Tatsache. Was in Christus geschehen ist, kann nicht zu jeder Zeit wieder geschehen, ist unwiederholbar. Die Offenbarung Gottes in Christus ist einzigartig und unübertreffbar. Anders und mehr konnte Gott sich nicht offenbaren, als er sich in Christus Jesus geoffenbart hat.

Wir haben Respekt vor dem Tasten und Suchen der fremden Religionen nach Gott. Aber es ist ausgeschlossen, sie auf eine Ebene mit der Offenbarungsreligion zu stellen. Alle anderen Religionen stammen von unten, ergeben sich aus den Sehnsüchten, aus dem Nachdenken, aus den Träumen der Menschen. Die christliche Religion stammt von oben, ist ein Geschenk Gottes an die Menschheit. Die von Menschen entworfenen Religionen sind „inkommensurabel“, nicht zu vergleichen mit der von Gott geoffenbarten Religion. Und seitdem diese Religion auf Erden angekommen ist, hat sich auch der Charakter der fremden Religionen gewandelt. Bevor Christus kam, standen sie im Advent, in der Erwartung. Jetzt, wo der Advent erfüllt ist, wo die Erwartung eingetroffen ist, jetzt stehen sie im Gegensatz zur Offenbarungsreligion. Wer an ihnen festhält, stellt sich gegen die Christusreligion, ob er es weiß und will oder nicht. Diese Offenbarung in Christus ist abschließend und gilt für alle Zeiten. Wir haben keine andere mehr zu erwarten. Es wird keine Offenbarung mehr über die Christusoffenbarung hinaus geben. Dieser Neue Bund ist ewig. Er wird niemals vorübergehen. Davon, was in diesem Bunde geoffenbart ist, darf aber auch nichts zu Boden fallen. Wir dürfen nichts eliminieren, weil wir ein anderes Weltbild haben, wie einer sagt: „Man kann nicht elektrisches Licht benutzen und die moderne Klinik in Anspruch nehmen und an die Wunderwelt des Neuen Testamentes glauben.“ Das sagt ein evangelischer Theologe, Professor! Nein, meine lieben Freunde, nichts von dem, was geoffenbart ist, darf ausgelassen werden. Nicht die Menschwerdung des LOGOS, nicht seine Erhöhung über alle Himmel, nicht die immerwährende Jungfräulichkeit Mariens, nicht die Prärogativen des Bischofs von Rom. Himmel und Erde werden vergehen, aber die Worte des Herrn werden nicht vergehen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Halte fest, was du hast!

28.04.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten am vergangenen Sonntag die beiden Wege bedacht, auf denen wir Gott erkennen können: Das natürliche Licht der Vernunft und die Offenbarung Gottes. Die Offenbarung Gottes hat angehoben im Alten Bunde und ist vollendet worden in Christus Jesus. Oftmals und auf vielerlei Weise hat Gott zu den Vätern gesprochen durch die Propheten. Zuletzt sprach er durch seinen Sohn. Das Christentum ist eine Offenbarungsreligion. Es ist die einzige Offenbarungsreligion. Das in ihr gesprochene, geschichtliche Wort Gottes muss bewahrt und weitergetragen werden, denn es ist für die gesamte Menschheit aller Zeiten bestimmt. Es muss also allen Menschen zugänglich gemacht werden, „denn Gott will, dass alle Menschen zur Wahrheit kommen und die Seligkeit finden", schreibt Paulus im ersten Brief an Timotheus. Die Wahrheit aber ist Christus Jesus. Also muss er den Menschen verkündet werden. Damit das Evangelium von Christus fortdauere, hat Christus den Auftrag gegeben, die Wahrheit, die er gebracht hat, den Menschen zu vermitteln. „Gehet hin und machet alle Völker zu Jüngern und lehret sie alles halten, was ich euch gesagt habe." Dem Willen des Herrn gehorsam, haben die Apostel seine Lehren weitergegeben, auf zwei Weisen. Die Offenbarung ist eine, aber die Zugangsweisen zu ihr sind zwei, nämlich die Schrift und die Überlieferung. Apostel und apostolische Männer haben das aufgezeichnet, was Christus zu unserem Heil gesagt und getan hat. Die Apostel und ihre Nachfolger haben aber auch mündlich das Evangelium weitergetragen. Die mündliche Verkündigung stand sogar vor der schriftlichen. Die schriftliche Tradition ist ja der Niederschlag der mündlichen Verkündigung. Markus hat die Verkündigung des Petrus aufgezeichnet, wie wir wissen. Diese lebendige Weitergabe der Heilsbotschaft geschieht durch die Überlieferung. Das ist ein zentraler Begriff im katholischen Lehrgebäude. Überlieferung im kirchlichen Verständnis besagt die Bindung des Menschen an die einmalige Christusgeschichte, die durch den Heiligen Geist in der Kirche gegenwärtig ist und in der Verkündigung ausgelegt wird. Das Traditionsprinzip ist von Anfang an in der Kirche begründet worden. Wo Paulus vom Herrenmahl, also von der Eucharistie spricht, da sagt er: „Ich habe vom Herrn empfangen, was ich euch überliefert habe." Und wo er von der Auferstehung des Herrn redet, da erklärt er: „Ich habe euch überliefert, was ich auch überkommen habe." Die Überlieferung ist gebunden an die apostolische Nachfolge durch Handauflegung. Die Lehre der Apostel muss erhalten bleiben, damit die kirchliche Überlieferung apostolisch bleibt. Die apostolische Nachfolge richtet das einmal ergangene Wort aus und sichert es gegen Auflösung. Deswegen ist der Überliefernde ein Zeuge. Ein Zeuge kann nur das berichten, was er selber überkommen hat. Der Zeuge ist nicht Herr des Wortes, sondern sein Diener. Er bürgt für die Reinheit des Wortes, dem er nichts hinzuzufügen hat, sondern das er nur zu verkündigen und auszulegen hat. Überlieferung ist also wesentlich Zeugenschaft, in der das Wort bewahrt und angeeignet wird. Durch die Überlieferung behält die Kirche ihre Selbigkeit, also ihre Wesensidentität. Die Kirche ist deswegen weiter Kirche Christi, weil die Überlieferung in ihr lebendig ist. Sie bleibt die Stiftung Christi durch die Treue zur Überlieferung. Die Apostelgeschichte zeigt uns die Kette der Überlieferung. Sie beginnt im historischen Jesus. Sie läuft dann über die Apostel als Augen- und Ohrenzeugen zu den von ihnen abhängigen und gesandten Missionaren und Ältesten. Es ist ihre besondere Aufgabe, die echte apostolische Überlieferung gegenüber den Irrlehren zu bewahren. Die Überlieferung hat eine heilbringende Bedeutung. „Durch

das Evangelium werdet ihr gerettet“, schreibt Paulus, „wenn ihr es so festhaltet, wie ich es euch überliefert habe.“ Wenn ihr es so festhaltet, wie ich es euch überliefert habe. „Sonst wäret ihr vergeblich gläubig geworden.“ Die apostolische Tradition ist auch eine kritische Norm für die Auslegung der Schrift. Die Schrift ist so auszulegen, wie die apostolische Überlieferung es will.

Es ist eine Quelle der Offenbarung vorhanden, nämlich das Wirken, Reden und Lehren Jesu. Aber dieses heilige Geschehen hat zwei verschiedene Weisen der Weitergabe: nämlich die Heilige Schrift, wo die Worte Gottes aufgezeichnet sind, und die heilige Überlieferung, die das Wort Gottes weitergibt, damit es bewahrt, ausgelegt und angeeignet wird. Das II. Vatikanische Konzil hat nicht vergeblich in die Konstitution über die Offenbarung hineingeschrieben: „Die Kirche erlangt ihre Gewissheit über alles Geoffenbarte nicht aus der Schrift allein, sondern auch aus der Überlieferung.“ Nicht aus der Schrift allein. Sie bleibt damit dem treu, was das Konzil von Trient gelehrt hatte, nämlich dass die Überlieferung mit gleicher Liebe und Ehrfurcht anzunehmen ist wie die Schrift.

Das Glaubenserbe ist der Kirche als Ganzer anvertraut. Alle, wir alle, jawohl auch wir, sind verantwortlich für die Weitergabe des Glaubens der Kirche. Wir müssen verharren in der Gemeinschaft der Apostel, in der Lehre und im Brotbrechen, also in der Eucharistiefeier. Gläubige und Lehramt der Kirche sollen eine Gemeinschaft bilden. Das ist das Ideal, und das ist die Forderung, die Christus aufgestellt hat. Die Aufgabe, das geschriebene oder überlieferte Wort Gottes auszulegen, authentisch auszulegen, ist allein dem lebendigen Lehramt der Kirche anvertraut. Was heißt es, das Lehramt sei authentisch? Das heißt, es besitzt Autorität. Es hat Anspruch auf Gehorsam und Zustimmung. Es steht den übrigen Gläubigen mit Machtvollkommenheit gegenüber. Das ist der fundamentale Unterschied zum Protestantismus. Der Protestantismus überlässt die Auslegung der Bibel einem jeden einzelnen selbst. Jeder kann aus ihr herauslesen, was ihm eingegeben wird. Die Folge ist: Es gibt dreihundert verschiedene protestantische Gemeinschaften, denn jeder liest etwas anderes heraus. Das autoritative Lehramt der Kirche ist getragen von den Bischöfen, die unter dem Papst hierarchisch geeint sind. Wenn das Bischofskollegium vereint mit dem Papst, eine Lehre als absolut verbindlich vorlegt, dann ist diese lehrende Kirche unfehlbar. Man spricht von der Glaubensregel, also von der Regel, die der Glaube darstellt. Glaubensregel ist das Evangelium, wie es in der Kirche gepredigt wird. Die nächste und unmittelbare Glaubensregel ist das kirchliche Lehramt, sind die Katechismen, die es uns in die Hand gibt. Das ist die Glaubensregel. Das Glaubensbekenntnis, das wir beten, das ist die Glaubensregel. Die entferntere und mittelbare Glaubensregel sind Schrift und Überlieferung. Sie sind deswegen entfernter und mittelbarer, weil sie eben hindurchgehen müssen durch die Auslegung. Luther behauptete, die Schrift legt sich selbst aus, „scriptura sui ipsius interpres“. Meine lieben Freunde, das hat ein totes Buch noch nie tun können, sich selbst auslegen. Jedes Buch und jeder Text bedarf der Auslegung. Also der Satz, „die Schrift legt sich selbst aus“, ist nicht zu halten. Man kann versuchen, und man hat versucht, die Heilige Schrift gegen das kirchliche Lehramt auszuspielen. Man sagt, die Kirche stellte sich mit ihrem Lehramt über die Schrift. Nein, meine lieben Freunde, das Lehramt stellt sich nicht über die Schrift, es dient der Schrift. Es lehrt nur das, was überliefert ist. Die Kirche ist fest überzeugt, dass der Geist der Wahrheit garantiert, dass ihre Auslegung schriftgemäß ist. Sie vergeht sich nicht gegen die Schrift, sondern sie bringt sie zum Sprechen.

Das Lehramt setzt seine Vollmacht in verschiedener Weise ein. Hirtenbriefe der Bischöfe sind eine solche Weise. Enzykliken der Päpste sind eine andere Weise, wie das Lehramt ausgeübt wird. Es gibt eine Weise der Ausübung, die ist über alle anderen erhaben. Nämlich, wenn das Lehramt seine Vollmacht ganz und gar, wenn es seine Autorität voll einsetzt. Dann spricht man von Dogmen. Dogmen kommen zustande, wenn das Lehramt in einer das christliche Volk unwiderruflich verpflichtenden Form Wahrheiten vorlegt, die in der Offenbarung enthalten sind oder mit der Offenbarung untrennbar zusammenhängen. Das Dogma ist objektivierte Überlieferung. Das Dogma ist die absolute Selbstmitteilung Gottes in der Gestalt menschlicher Worte an die Kirche und durch die Kirche. Das Dogma ist die Form der bleibenden Gültigkeit der Überlieferung des Glaubensschatzes. Es stiftet die Einheit des Glaubens und macht sie greifbar. Was im Dogma festgelegt und verkündet ist, das bedeutet, die gemeinte Sache wird eröffnet, erklärt und der gemeinsame Sprachgebrauch wird festgesetzt. Die Kirche weiß sich bei jeder Dogmatisierung vom Heiligen Geist getragen. Die Dogmen erheben einen absoluten und unüberbietbaren Anspruch. An ihnen entscheidet sich Heil und Unheil. Sie haben

auch einen hohen Lebenswert. Sie sind nicht nur gegeben, um unser Wissen zu bereichern, nein, sie sind Quelle und Kraft des christlichen Lebens. Wir leben aus den Dogmen. Denken Sie an das Dogma von der Vorsehung. Gott regiert die Welt. Er lenkt auch unser eigenes Leben. Wir dürfen uns ihm überlassen. Weil es eine Vorsehung gibt, kann der Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi schreiben: „Was du mit mir tust, das kann nicht anders als gut sein." Das ist Vorsehungsglaube. Oder denken Sie an das Dogma von der seligen Ewigkeit. Wir stürzen nicht ab ins Nichts, wenn wir sterben, sondern wir gehen entgegen dem liebenden Vater, der uns geschaffen und zu sich gerufen hat. Wir gehen in die ewige Freude. Wir können, wenn wir sterben, mit Jesus beten: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist." Dogmen verbürgen uns die Wahrheit unserer Religion, sind Lichter auf dem Glaubenswege. Sie erhellen und sichern unseren Glaubensweg.

Die Kirche hat eschatologischen Charakter. Das ist ein griechisches Wort und bedeutet: Die Kirche hat endgültigen Charakter. Es gibt keine andere Kirche mehr, die nach ihr zur erwarten wäre. Sie wird nicht abgelöst von einer anderen Gemeinschaft. Sie ist die endzeitliche Gemeinde des Herrn, für immer bestimmt, solange diese Weltzeit läuft. Sie hat daher unveränderlichen und unvergänglichen Bestand. Das schließt ein, dass sie die ihr anvertraute Offenbarungswahrheit und auch die Heilsmittel ohne Irrtum und ohne Verlust allezeit darbieten wird. Die Kirche wäre nicht die eschatologische Heilsgemeinde, wenn sie nicht im unfehlbaren Besitz der Wahrheit wäre. Die Selbstmitteilung Gottes in der Offenbarung wäre um ihren Erfolg gebracht, wenn die Wahrheit nicht in der sichtbaren Kirche erhalten bleiben würde. Die Kirche muss zu absoluter Entscheidung fähig sein. Das fordert die Würde und die Endgültigkeit der ihr anvertrauten Wahrheit. Die Kirche ist daher in letztgültigen Entscheidungen unfehlbar. Das Dogma von der Unfehlbarkeit besagt, dass durch besondere Gnadeneinwirkung Gottes die Offenbarungswahrheiten im Glauben und in der Sittenlehre unverlierbar und unverfälscht bewahrt werden. Die Kirche ist durch die Beistandskraft des Heiligen Geistes fähig, die Offenbarungsreligion für alle Zeiten zu bewahren. Unfehlbare Entscheidungen können ergehen einmal durch das einhellige Votum der Bischöfe mit dem Papst an der Spitze, aber auch durch eine feierliche Definition des Papstes. Notwendig und unerlässlich ist, dass solche unfehlbare Entscheidungen klar und eindeutig zum Ausdruck bringen: Erstens, dass sie endgültig sind. Zweitens, dass sie kraft autoritativer Vollmacht getroffen werden. Drittens, dass sie die Gesamtheit der Gläubigen binden. Und viertens, dass sie allen kundgemacht werden. Am 22. Mai 1994 erklärte Papst Johannes Paul II.: „Ich erkläre kraft meines Amtes, die Brüder zu stärken, dass die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, und dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig an diese Entscheidung zu halten haben." Das war eine solche Entscheidung. Meine lieben Freunde: Wenn eine Kirche nicht unfehlbar ist, dann brauchen wir uns an sie nicht zu halten. Ich erkläre mit Karl Sonnenschein, dem Berliner Apostel: „Ich zahle keine Kirchensteuer für eine Kirche, die nicht unfehlbar ist."

Der Glaube an die Unfehlbarkeit der Kirche ist gesichert durch alle Zeiten. Die Unfehlbarkeit des Römischen Bischofs, also des Papstes, wurde auch seit vielen Jahrhunderten geglaubt. Aber sie hatte noch nicht den Rang eines Dogmas. Wir hatten also noch keine endgültige und letzte Gewissheit, dass auch der Papst für sich allein im Besitz der Unfehlbarkeit ist. Das ist erst geschehen am 18. Juli 1870. An diesem Tage hat der auf dem I. Vatikanischen Konzil versammelte Episkopat der katholischen Kirche das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes verkündet. Der Inhalt dieses Dogmas besagt: „Wenn der Papst unter Einsatz seiner Vollgewalt als Lehrer und Hirte der Gesamtkirche eine Glaubens- oder Sittenlehre als allgemein verbindliche Lehre vorlegt, besitzt er dieselbe Unfehlbarkeit, die Gott seiner Kirche geschenkt hat." Ich gestehe: Mir hat dieses Dogma niemals die geringsten Schwierigkeiten bereitet. Der Papst ist der oberste Repräsentant der Kirche. In ihm sammelt sich gleichsam die Kirche. Er ist nicht nur die Spitze, sondern er ist in gewissem Sinne die Kirche selbst. Und deswegen müssen sich in ihm auch alle Vollkommenheiten und Gaben der Kirche sammeln. Was der Kirche zu eigen ist, das muss auch dem Papst als ihrem obersten Repräsentanten zu eigen sein. Als das Dogma vom 18. Juli 1870 verkündet wurde, da zögerten einige Bischöfe, aus zwei Gründen: Die einen sagten: Wenn wir dieses Dogma verkünden, fällt die ganze Meute der Kirchenfeinde über uns her. Und das war ja richtig, das stimmte, das war zu erwarten. Denken Sie an die Alt-Katholiken, die damals entstanden sind. Aber es gab auch andere, die hatten historische Bedenken. Sie erinnerten an den Papst Honorius, der angeblich nicht in der Wahrheit verblieben sein soll. Aber diese Bedenken konn-

ten alle ohne Ausnahme ausgeräumt werden. Es gibt keinen einzigen katholischen Bischof, der das Dogma von 18. Juli 1870 nicht angenommen hätte. Einige zögerten: Der Bischof Haynald in Ungarn. Aber als die Entscheidung des Konzils gefallen war, unterwarf er sich noch am selben Tag. In Deutschland war es der Bischof Hefele von Rottenburg, der meinte, das Dogma widerstreite seiner Überzeugung. Aber Hefele hat sich zur Anerkennung durchgerungen. Am 10. April 1871 hat er das Dogma in seiner Diözese verkündet. Damals hat er erklärt: „Wenn ich es nicht verkündet hätte, dann hätte ich meine eigene Unfehlbarkeit gegen die Unfehlbarkeit der Kirche gestellt."

Alle Gläubigen sind an der Erfassung und Weitergabe der geoffenbarten Wahrheit beteiligt. Sie haben ja alle den Heiligen Geist. Infolgedessen bedient sich der Heilige Geist ihrer, um den Glauben zu erhalten und weiterzugeben. Wenn die Kirche im Glauben verharrt, wenn die Gläubigen im Glauben verharren, dann haben sie den Glaubenssinn, wie man das nennt. Der Glaubenssinn erwächst aus dem Glauben und ist ein Gespür für alles, was den Glauben betrifft. Der hl. Klemens Hofbauer sprach von der katholischen „Nase". Er wollte damit sagen: wer gläubig ist, wer wirklich gläubig ist, hat ein Empfinden, was aus dem Glauben kommt und was dem Glauben widerspricht. Den Glaubenssinn kann der einzelne bewahren oder verlieren. Es hängt von ihm ab, ob er den kirchlichen Glauben hegt und pflegt, oder ob er ihn schwächt und gefährdet. Durch den Glaubenssinn hängt das gläubige Volk dem einmal übergebenen Glauben an. Durch den Glaubenssinn dringt es immer tiefer in die Wahrheit des Glaubens ein. Durch den Glaubenssinn wendet es den Glauben im Leben immer voller an, und durch den Glaubenssinn weist es widersprechende Ansichten ab.

Meine lieben Freunde: In der Apokalypse des Johannes, im letzten Buch der Heiligen Schrift, erhält der Seher von Christus den Befehl, an die Gemeinde in Philadelphia zu schreiben: „Halte fest, was du hast." Mir ist, als vernähme ich heute von neuem seine Stimme, und sie spricht nicht anders als vor zweitausend Jahren: „Halte fest, was du hast", damit dir niemand deine Krone raube!"

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Heilige Schrift – Wort Gottes in Menschengestalt

05.05.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Offenbarung Gottes ist eine. Aber der Zugang zu ihr ist ein zweifacher. Er geschieht durch die Heilige Schrift und durch die Heilige Überlieferung. Die Heilige Schrift ist Gottes Wort in Menschenwort. Die ganze Schrift enthält Gottes Wort, aber nicht in allen Teilen in gleich unmittelbarer Weise. Anders ist die Schrift eines Propheten inspiriert als die Schrift eines Apostels. Gott ist der Urheber der Heiligen Schrift, der Autor, durch seine Inspiration. Inspiration heißt Anhauchen, Eingebung. Gott hat das, was er geoffenbart wissen wollte, menschlichen Autoren mitgeteilt. Er bedient sich der biblischen Schriftsteller, um das auszusagen, was er ausgesagt wissen will und wie er es ausgesagt wissen will. Die biblischen Autoren sind keine toten Werkzeuge, keine unpersönlichen Instrumente in der Hand Gottes. Gott wirkt auf sie so ein, dass sie mit voller Einsicht, mit freiem Willen und mit völligem Gebrauch ihrer individuellen Anlagen und Kräfte schreiben, was Gott will und wie er es will. Daraus ergeben sich die Unterschiede in den Evangelien. Matthäus beispielsweise schreibt sein Evangelium unter dem Gesichtspunkt der Erfüllung der Weissagungen. Lukas schreibt sein Evangelium in besonderer Berücksichtigung der Armen, der Kranken, er war ja Arzt. Aus dem Zusammenwirken Gottes und der Menschen ergibt sich, dass das so entstandene Buch das Wissen, den Charakter und die Eigenart des menschlichen Verfassers widerspiegelt und auch in der Gedankenführung, in der literarischen Gestaltung, in der sprachlichen Darbietung von ihm abhängig ist.

Die inspirierten Bücher lehren die Wahrheit. Sie lehren sicher, getreu und ohne Irrtum, wie das II. Vaticanum formuliert hat, sicher, getreu und ohne Irrtum die Wahrheit, die Gott um unseres Heiles willen in den heiligen Schriften aufgezeichnet wissen wollte. Die Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift ist ein definiertes Dogma. Sie betrifft den Sinn, den der menschliche Autor wirklich aussagen wollte. Über Gegenstände, die nicht zum Glauben und zur Sittenlehre gehören, unterrichtet nicht die Bibel, sondern die jeweilige Wissenschaft. Wo gesicherte Ergebnisse der Geschichts- oder der Naturwissenschaft vorliegen, darf man nicht meinen, die Bibel gebe uns Auskunft über diese Gegenstände. In Naturdingen drückt sich die Schrift nach dem damaligen Brauch und nach dem damaligen Augenschein aus. In geschichtlichen Dingen spricht sie so, wie es das Geschichtswissen ihrer Zeit erlaubte. Vom hl. Augustinus stammt das schöne, ich meine, befreiende Wort: „Die Bibel will nicht zeigen, wie sich die Himmel bewegen, sondern sie will den Weg in den Himmel zeigen." Also denken Sie an das Erste Buch der Heiligen Schrift, die Genesis, wo die Schöpfung durch Gott beschrieben wird, und zwar in der Form des Sechs-Tage-Werkes. Gott schuf das Licht, Gott schuf die Erde, Gott schuf die Lebewesen. Das ist keine Urgeschichte, wie sie tatsächlich vor sich gegangen ist, sondern das ist ein Ausdruck dafür, dass alles, was lebt, ohne Ausnahme, von Gott stammt. Niemand braucht anzunehmen, dass hier eine naturwissenschaftliche Belehrung erfolgt. Die Erzählung vom Sechs-Tage-Werk ist keine Darstellung der Weltentstehung, sondern es ist eine Verkündigung der Frohen Botschaft, dass alles, was lebt und sich bewegt, auf Gott zurückzuführen ist. Es gibt auch andere Gegenstände, die dem nichtgeschulten Leser Schwierigkeiten bereiten könnten. Im Dritten Buch Moses werden die Tiere aufgezählt, die die Israeliten essen durften (Wiederkäuer mit gespalteten Klauen) und die sie nicht essen sollten. Und da wird auch gesagt, sie sollen den Hasen nicht essen. Warum nicht? Er gilt zwar ein Wiederkäuer, aber er hat keine gespaltenen Klauen. Meine lieben Freunde, wir alle wissen, dass der Hase kein Wiederkäuer ist, aber es war damals die Ansicht, er sei einer, weil er eben seine Lippen so bewegt, wie es Wiederkäuer tun. So hat man angenommen, er sei ein Wiederkäuer. Ein anderes Bei-

spiel: Sie alle kennen die Geschichte von Johannes, dem Täufer. Er wurde eingesperrt, weil er dem Landesfürsten, dem Herodes Antipas, sagte: „Es ist dir nicht erlaubt, die Frau deines Bruders Philippus zu haben." Ja, aber Herodias war gar nicht die Frau des Philippus. Sie war die Frau eines Bruders des Philippus, des Johannes Ohneland. Also ein offenkundiger Irrtum, aber ein Irrtum, wie er eben damals verbreitet war und wie ihn die neutestamentlichen Schriftsteller in naiver Weise übernommen haben.

Die Heilige Schrift bedarf der Auslegung. Sie spricht zwar nach Menschenart, aber deswegen ist sie nicht über jeden Zweifel erhaben. Luther behauptete zwar, die Bibel lege sich selbst aus, aber er meinte damit immer nur seine Auslegung. Viele evangelische Theologen halten diese Aussage Luthers für falsch. Ich zitiere den protestantischen Gelehrten Ernst Troeltsch. Von ihm stammt das Wort, ich habe es wörtlich nachgelesen: „Die Bibel legt sich eben nicht selbst aus, sondern sie ist das Buch, in dem jeder seine eigenen Dogmen sucht und findet." Die Bibel bedarf also der Auslegung. Um die Aussageabsicht der biblischen Autoren zu erfassen, muss man die Verhältnisse der damaligen Zeit, ihre Kultur, die Redeweisen, die Gattungen, in denen die Menschen damals sprachen, kennenlernen, die Denkweisen, die Sprechweisen, die Erzählformen. Reden sind etwas anderes als Predigten oder Gebete. Urkunden sprechen eine andere Sprache als Erzählungen. Rechtssprüche sind zu unterscheiden von Kultsprüchen oder Prophetensprüchen. Lieder haben verschiedene Funktionen im Gottesdienst oder bei einem fröhlichen Fest. Das alles ist zu beachten, wenn man daran geht, die Bibel auszulegen. Sie muss in demselben Geiste ausgelegt werden, in dem sie geschrieben ist. Und da gibt es drei Hinweise, wie sie geschrieben ist und wie sie darum auch auszulegen ist. Nämlich erstens: Man muss auf den Inhalt und die Einheit der ganzen Schrift achten. Die Bibel ist eine Einheit nach dem Plane Gottes. In ihr vollzieht sich ja die schriftliche Niederlegung seiner Offenbarung. Diese Einheit verlangt, dass man nicht den einen Satz gegen den anderen ausspielt. Ein Beispiel: Jesus sagt: „Der Vater ist größer als ich." Da könnte es scheinen, dass man einen Subordinationismus, also eine Unterordnung von Sohn und Vater annehmen muss. Aber er sagt ja auch: „Ich und der Vater sind eins." Also muss das erste Wort, soweit es dunkel ist, durch das zweite, das hell ist, ausgelegt werden. Zweitens: Die Schrift muss in der lebendigen Überlieferung der Gesamtkirche gelesen werden. Die Kirche bewahrt ja in ihrer Überlieferung das Gedächtnis des Gotteswortes. Und der Heilige Geist gibt ihr die geistige Auslegung der Schrift. Drittens: Es ist auf die Analogie des Glaubens zu achten, das heißt, auf den Zusammenhang der Glaubenswahrheiten. Keine einzelne Aussage darf für sich genommen werden, sondern jede ist aus dem Gefüge, aus dem Gesamtgefüge der Offenbarung zu deuten.

Die Schrift ist immer wesentlich Instrument des kirchlichen Lehramtes. Sie ist keine Instanz, die von privater Seite – Martin Luther – gegen das Lehramt geltend gemacht werden könnte. Das von Christus autorisierte Lehramt ist der legitime Interpret der Schrift. Dadurch steht das Lehramt nicht über der Schrift, wohl aber steht das Lehramt über jeder privaten Auslegung der Schrift. Die bleibende Treue der Kirche zu dem in der Schrift Niedergelegten ist garantiert durch den Beistand des Heiligen Geistes. „Er wird euch in alles einführen, was ich euch gesagt habe." Die biblischen Bücher werden in einer Liste zusammengefasst. Diese Liste nennt man Kanon, Kanon der Heiligen Schriften. Es gibt einen Kanon des Alten Testamentes und einen Kanon des Neuen Testamentes. Der Kanon des Alten Testamentes umfasst 46 Schriften, der Kanon des Neuen Testamentes 27. Man hört heute verstärkt und vermehrt die Rede: „Wir haben ja alle dieselbe Bibel!" Nein, meine lieben Freunde, wir haben nicht alle dieselbe Bibel. Die Reformatoren, also Luther und seine Gefolgsleute, entfernten aus dem Alten Testament 7 Bücher. Die Protestanten haben 7 Bücher weniger im Alten Testament als wir, und im Neuen Testament entfernten sie 4. Sie haben also im Neuen Testament 4 Bücher weniger als wir. Es ist nicht wahr, wenn man sagt, wir haben dieselbe Bibel. Nein, wir haben nicht dieselbe Bibel. Welche Bücher inspiriert sind und zum Kanon gehören, das wissen wir nur durch die Kirche. Wenn die Kirche uns nicht sagen würde, dieses Buch gehört zur Heiligen Schrift, dann wüssten wir es nicht. Und die Kirche hat ja auch lange gerungen, um festzustellen, welche Bücher zum Kanon gehören. Es gab Bereiche der Kirche, Diözesen, Ortskirchen, die hatten andere Bücher, die sie zur Heiligen Schrift rechneten, zum Beispiel den „Hirten des Hermas" oder den Barnabasbrief. Erst durch die untrügliche Belehrung des Heiligen Geistes hat die Kirche vermocht festzustellen, welche Bücher kanonisch sind.

Und weil die mündliche Überlieferung der Apostel die Erkenntnis des Kanons begründet, deswegen bleibt die mündliche Überlieferung der Heiligen Schrift bleibend vorgeordnet.

Das Alte Testament ist ein unaufgebbarer Bestandteil der Heiligen Schrift, aber nicht für alle. Es gibt evangelische Theologen, die fordern, das Alte Testament aufzugeben. Einer von ihnen ist der berühmte Adolf von Harnack. In der Zeit des Nationalsozialismus, und ich habe sie erlebt, in dieser Zeit setzte eine heftige Kampagne gegen das Alte Testament ein. Seine Bücher wurden als „Judenbücher" verunglimpft. Man verlangte die Herausnahme aus dem Lehrplan. Viele evangelische Pfarrer ließen das Alte Testament entweder ganz weg oder benutzten es nur in Auswahl. Auch hier, auch hier, meine lieben Freunde, hat sich unsere Kirche anders verhalten. Im Dezember 1933 stieg der Erzbischof von München, Kardinal Faulhaber, auf die Kanzel und hielt vier Adventspredigten zur Verteidigung des Alten Testamentes. Die Deutsche Bischofskonferenz hat am 22. August 1935 die Zurückweisung des Alten Testamentes entschieden abgelehnt. Man spricht vom Kirchenkampf, aber man sollte vorsichtig sein mit dem Worte, denn der Kirchenkampf ist, wie ich in einem Buche geschrieben habe, weitgehend eine Katholikenverfolgung gewesen. Das Alte Testament ist unverzichtbar, denn das Neue Testament ist in dem Alten verborgen, und das Alte Testament ist in dem Neuen enthüllt. Im Alten Testament sind Typologien wirksam, d.h. Vorformen, Vorformen des Neuen Testamentes. Die vielen Erzählungen des Alten Testamentes bilden ab, was im neuen Testamente erfüllt ist. Denken Sie etwa an das Manna in der Wüste. Dieses Manna ist eine Abbildung, ein Schattenriss der Eucharistie. „Wahres Manhu", so singen wir im Kirchenlied, „wahres Manhu" ist Jesus Christus jetzt geworden. Oder: Der Durchzug der Israeliten durch das Rote Meer. Das ist ein Vorbild der Taufe. So wie die Israeliten durch diese wunderbare Tat Gottes gerettet wurden, so die Christenheit durch das Wasserbad der Taufe.

Die Evangelien, meine lieben Freunde, sind zweifellos der Gipfel der ganzen biblischen Literatur, die vier Evangelien nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Ihr zentrales Thema ist Jesus Christus, der menschgewordene Sohn Gottes. Seine Taten, seine Lehre, seine Leiden und seine Verherrlichung, auch die Anfänge der Kirche. Bei der Bildung der Evangelien sind drei Stadien zu unterscheiden. Erstens: Das Leben und die Lehrtätigkeit Jesu. Die Evangelien bieten zuverlässig das, was Jesus gelehrt und getan hat, bis zu dem Tage, da er in den Himmel aufgenommen wurde. Das zweite Stadium ist die mündliche Überlieferung. Evangelien sind ja nicht sogleich geschrieben worden, sondern zunächst gab es Predigten, Verkündigung, Unterricht. Die Apostel haben das, was sie erlebt haben mit Jesus, zunächst mündlich weitergetragen. Es gab freilich auch schon viele Versuche, Einzelheiten aus dem Leben und Wirken Jesu niederzulegen, zum Beispiel eine Zusammenfassung der Leiden, die Leidensgeschichte Jesu, eine Zusammenfassung der Wunder Jesu, eine Zusammenstellung der Worte Jesu. Das alles gab es, auch schon in diesem Stadium, aber erst im dritten, wurden die Evangelien abgefasst. Die Evangelisten wählten aus der mündlichen Überlieferung und aus den vielen schriftlich vorliegenden Bruchstücken Worte und Taten Jesu aus und fügten sie zusammen, sodass schließlich die Evangelien herauskamen, wie wir sie heute vor uns haben. Die Heiligen Schriften sind von der Kirche immer in Ehren gehalten worden. Mit Hochachtung und Liebe und Dankbarkeit hat sie sie aus der Hand Gottes entgegengenommen. Sie beruft sich auf sie, sie stützt sich auf sie und sie verehrt sie. Wenn wir beim feierlichen Hochamt den Rauch aufsteigen lassen, den Weihrauch verwenden, dann beräuchert der Priester auch das Evangelienbuch, aus Verehrung für das Wort Gottes. Die Kirche gibt den Gläubigen auch die Bibel in die Hand. Ein Verbot des Bibellesens, wie behauptet wird, hat es niemals gegeben. Aber die Kirche hat auch die Gefahren der nicht sachgemäßen Lektüre gesehen, denn bisher hat sich jeder Irrlehrer auf die Bibel berufen. Das Studium der Heiligen Schrift soll die Seele der ganzen Theologie sein. Die pastorale Verkündigung stützt sich auf die Bibel. Die Katechese nährt sich von der Bibel. Sie ist das Wort Gottes als gesunde Nahrung, die uns von der Kirche gegeben wird. Die Gläubigen können auch privat die Bibel lesen, und sie werden daraus reiche Anregung und Belehrung schöpfen.

Im neunzehnten Jahrhundert lebte der große Regensburger Bischof Johann Michael Sailer. Er war ein überragender Theologe und gleichzeitig ein heiligmäßiger Mann. Er lebte ganz aus der Heiligen Schrift. Von ihm stammt das schöne Wort: „Leben möchte ich nicht mehr, wenn ich ihn nicht mehr reden hörte!" Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Erhöhung unseres Herrn

09.05.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Himmelfahrt unseres Herrn Versammelte!

Der Herr hatte, als er noch auf Erden weilte, seine Himmelfahrt angekündigt. „Ich gehe fort, euch eine Wohnstätte zu bereiten. Noch kurze Zeit, und die Welt sieht mich nicht mehr. Wenn ihr mich lieb hättet, würdet ihr euch freuen, dass ich zum Vater gehe. Ich gehe zu dem, der mich gesandt hat. Es ist gut für euch, dass ich fortgehe." Das waren die Ankündigungen der Himmelfahrt. Was der Herr ankündigt, das erfüllt er auch. Wir verdanken dem hl. Lukas zwei Berichte über die Himmelfahrt des Herrn. Der erste steht in seinem Evangelium, der zweite in der Apostelgeschichte. Im Evangelium heißt es: „Er führte sie hinaus nach Bethanien und segnete sie, erhob seine Hände, und während er sie segnete, verließ er sie und wurde in den Himmel aufgenommen." Ausführlicher noch ist der Bericht in der Apostelgeschichte, den wir ja eben gehört haben. Jesus gab den Jüngern letzte Weisungen. Danach wurde er vor ihren Augen emporgehoben, und eine Wolke entrückte ihn ihren Blicken.

Die Himmelfahrt des Herrn ist ein Geheimnis des Glaubens, d.h. sie ist eine Tat Gottes, die das menschliche Geschehen und Verstehen übersteigt. Was hier geschehen ist, das kommt in den menschlichen Möglichkeiten nicht vor. Einen ganzen Monat lang, über einen Monat, hatte Jesus sich den Jüngern gezeigt. Aber auch einem Ungläubigen, dem Saulus. Er ist ihnen sichtbar geworden, nicht einmal, sondern vielmals. Nicht vor denselben Personen, sondern immer wieder vor anderen. Er wollte in dieser Zeit ihren Glauben an seine wahrhaftige, leibhaftige Auferstehung stärken. Und das ist ihm gelungen. Dann verlässt er die Jünger. Aber, meine lieben Freunde, die Himmelfahrt, die wir heute feiern, ist nicht die erste, sondern die letzte. Jesus ist sogleich nach seiner Auferstehung in den Himmel aufgefahren. Woher wissen wir das? Als Maria Magdalena die Erscheinung des Auferstandenen hatte, da gebot ihr der Herr: „Rühr' mich nicht an! Ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Aber gehe hin und sage meinen Brüdern, ich fahre auf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott." Daraus ziehe ich, und wie ich weiß, gelehrtere Leute als ich, die Folgerung, dass Jesus sofort nach seiner Auferstehung die Himmelfahrt angetreten hat. Das ist es, was das Neue Testament als „Erhöhung" bezeichnet. Auferstehung und Himmelfahrt gehören unzerreißbar zusammen. Das heißt natürlich: Der Herr ist jeweils vom Himmel erschienen, wenn er sich den Jüngern zeigte. Und er hat jeweils nach dieser Erscheinung sich zum Himmel zurückbegeben. Die letzte Erscheinung Jesu und das letzte Zurückkehren sind der Inhalt des Festes, das wir heute begehen. Es handelt sich hier nicht um ein neues Heilsereignis, sondern um den Abschluss des ganzen Heilsgeschehens.

Die Himmelfahrt des Herrn ist ein Geheimnis des Glaubens. Sie ist eine Tat Gottes, die das menschliche Verstehen übersteigt. So etwas wie die Himmelfahrt Jesu kommt im Bereich des Menschlichen nicht vor, nicht mehr vor. Sie ist die Vollendung der messianischen Sendung des Sohnes Gottes. Aber dieser Geheimnischarakter hindert nicht, dass die Himmelfahrt ein Geschehen ist, das nach Zeit und Ort festliegt, eine geschichtliche Tatsache, d.h. eine sich in Raum und Zeit vollziehende Tatsache. Der Ort der Himmelfahrt ist der Ölberg. Der Platz der tiefsten Erniedrigung Jesu sollte auch die Stätte seiner höchsten Erhöhung sein. Nie war Jesus menschlicher als in seiner Todesangst am Ölberg. Nie war er göttlicher als in der Himmelfahrt von diesem Ölberg.

Der Herr gab den Jüngern vor seiner letzten Himmelfahrt auch letzte Weisungen. Er gebot ihnen: „Geht nicht fort von Jerusalem, sondern wartet auf die Verheißung des Vaters, die ihr von mir vernommen hat." Die Verheißung des Vaters, das ist die Ankunft des Heiligen Geistes. „Ihr werdet mit Heiligem Geist getauft werden. Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der auf euch herabkommen wird, und ihr werdet meine Zeugen sein." Die Himmelfahrt ist also das abschließende Ereignis des Heilswirkens Jesu auf dieser Erde in seiner irdischen, in seiner menschlichen Gestalt. Fortan ist er nur noch der Verklärte, der aus der Herrlichkeit des Himmels die Seinen tröstet, stärkt und geleitet.

Die Weise der letzten Himmelfahrt wird uns beschrieben als eine räumliche Bewegung. „Er wurde emporgehoben." Das besagt nicht, dass Jesus auf einen fernen Stern entrückt wurde, sondern dass er in den Hoheitsbereich Gottes aufgenommen wurde. Wir können keinen einzigen Ort im Weltall ausmachen, der geeignet wäre, die menschliche Natur Jesu aufzunehmen. Jesus ist in die Herrlichkeit Gottes, in den Hoheitsbereich Gottes aufgenommen. Mehr können wir nicht sagen. Die räumliche Bewegung ist also ein Symbol, ein Hinweis auf die himmlische Verherrlichung. Sie geht nach oben, weil eben oben das Helle, das Lichte, das Unveränderliche ist, während unten die dumpfe, die stumme, die finstere Erde ist. Und deswegen musste die Bewegung, wenn sie in die Herrlichkeit Gottes führen sollte, nach oben vorgenommen werden. „Eine Wolke erschien." Die Wolke ist das biblische Zeichen für die Gegenwart Gottes. Denken wir an die Verklärung auf dem Berge Tabor. Da hieß es: „Eine lichte Wolke überschattete die Jünger und eine Stimme ertönte aus der Wolke." So deutet auch die Wolke bei der letzten Himmelfahrt Jesu auf die wirksame Gegenwart des himmlischen Vaters. Was hier geschieht, ist Gottes Tat. Der Sohn, der vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen ist, verlässt die Welt wieder und geht zum Vater.

In dieser Rückkehr zum Vater findet die Erhöhung zur Rechten des Vaters ihre Verwirklichung. Sie war schon im Alten Testament vorausgesagt worden. „Es spricht der Herr zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten und ich werde deine Feinde dir zum Schemel deiner Füsse legen." So heißt es im Psalm 109. Das hat sich jetzt erfüllt. Zur „Rechten Gottes sitzen" ist natürlich ein Bild, denn Gott hat weder eine rechte noch eine linke Seite. Er ist ja kein Mensch. Zur Rechten Gottes sitzen besagt, an der Königsherrschaft und Gotteswürde teilzunehmen. Die Urgemeinde hat aus diesem Glauben gelebt. Der Herr hat ja auch diese Erhöhung vorausgesagt, nämlich vor dem jüdischen Gericht. „Ihr werdet den Menschensohn zur Rechten Gottes und mit den Wolken des Himmels kommen sehen." Da zerriss der Hohepriester seine Kleider. So etwas hat er noch nie gehört. Das war ja unerhört, was dieser Jesus von Nazareth ihm da vor die Füße wirft. „Von nun an wird der Menschensohn zur Rechten des allmächtigen Gottes sitzen", heißt es bei Lukas. Und der Diakon Stephanus, der Erzmartyrer, sah, als er gesteinigt wurde, den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen, nicht sitzen, stehen! Warum stehen? Er ist aufgestanden, um seinen Martyrer aufzunehmen. Das alles sind, ich gebe es zu, Bilder, aber Bilder, die etwas Wirkliches beinhalten. Das Sitzen zur Rechten Gottes ist aus den menschlichen Verhältnissen entnommen. Rechts ist ja der Ehrenplatz. Wir können überhaupt nur mit menschlichen Begriffen von Gott reden, andere haben wir nicht. Wenn wir auf sie verzichten wollten, dann müssten wir aufhören, von Gott zu reden. Also dieses Bild vom Sitzen zur Rechten Gottes besagt die Teilhabe an der Königsherrschaft und an der Gotteswürde des ewigen Vaters. Diese Wirklichkeit war für die junge Kirche eine zentrale Wahrheit, denn sie verstand sich ja nicht als eine von Menschen versammelte Gruppierung, sondern als das von Gott zusammengerufene Volk, das er vom Himmel her leitet. Und deswegen wird immer wieder hervorgehoben, dass Jesus zur Rechten Gottes sitzt. Im Römerbrief schreibt der Apostel Paulus: „Christus ist gestorben, ja er ist auferstanden und sitzt zur Rechten Gottes und tritt für uns ein." Ähnlich heißt es im Brief an die Kolosser: „Ihr seid mit Christus auferweckt. Darum strebt nach dem, was im Himmel ist, wo Christus zur Rechten Gottes sitzt." Und ähnlich wird im Hebräerbrief ausgeführt: „Wir haben einen Hohenpriester, der sich zur Rechten des Thrones der Majestät Gottes gesetzt hat." Die übrigen Apostel verkünden nichts anderes. Petrus schreibt in seinem ersten Brief, dass Christus in die Himmel gegangen ist und dort zur Rechten Gottes sitzt, über alle Engel, Gewalten und Mächte erhaben. In seiner Pfingstpredigt zeigt Petrus den Zusammenhang auf zwischen der Erhöhung Christi in der Himmelfahrt und der Geistausgießung: Wenn Christus geht, kommt der Geist. „Nachdem Christus

durch die Hand Gottes erhöht worden ist, hat er vom Vater den verheißenen Geist empfangen und ihn ausgegossen." Das war das Pfingstereignis. Der Vater schenkt dem Sohn gleichsam den Heiligen Geist als Gabe für seinen Kampf und seinen Sieg. Und der Sohn gibt ihn weiter an seine Jünger. So erfüllt sich die Voraussage Jesu: „Wenn ich nicht fortgehe, wird der Beistand nicht zu euch kommen. Wenn ich aber fortgehe, werde ich ihn euch senden." Das heißt, nur durch die Heimkehr zum Vater, nur durch die Rückkehr in die himmlische Herrlichkeit, nur durch die Himmelfahrt hat Jesus den Heiligen Geist empfangen können. Und als er ihn dann gesandt hat, da erfüllte sich das, was Jesus immer gepredigt hatte, nämlich: Jetzt reift die Vision des Reiches. Erst durch die Herabkunft des Heiligen Geistes wird das Reich Gottes auf Erden hergestellt. Erst nachdem die Jünger die Kraft aus der Höhe empfangen haben, sind sie fähig und geeignet, seine Zeugen zu werden bis an die Grenzen der Erde. Auferstehung, Himmelfahrt und Geistsendung sind also in innigster und untrennbarer Weise miteinander verbunden. Sie gehören zusammen, weil sie das Heilswirken des Heilandes einschließen. Aber noch steht eines aus: die Wiederkunft des zum Vater aufgefahrenen Jesus. Sie wird so sicher stattfinden wie die Rückkehr zum Vater. Dieses künftige Ereignis ist bereits angekündigt: Die Engel der Himmelfahrt bedeuten den Jüngern: „Dieser Jesus, der von euch fortging in den Himmel, wird so wiederkommen, wie ihr ihn habt auffahren sehen." Sichtbar! Alle werden ihn sehen, auch die, die ihn durchbohrt haben.

Noch, meine lieben Freunde, harren wir. Noch spähen wir die grauen Horizonte ab nach dem ersten Schimmer seines Lichtes. Noch flehen wir „Komm Herr Jesus!" Er wird kommen. Er wird kommen, wie der Blitz aufzuckt im Osten und bis zum Westen scheint. Er wird kommen wie das Schicksal, unentrinnbar, denn er ist das Schicksal der Welt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Glaube

12.05.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten an vergangenen Sonntagen von der Offenbarung Gottes gesprochen. Gott offenbart sich, erschließt sich selbst, um die Menschen einzuladen, sich an ihn anzuschließen. Er redet die Menschen an und verkehrt mit ihnen, um sie in die Gemeinschaft mit sich zu rufen. Diese Einladung wird beantwortet im Glauben. Der Glaube ist die Antwort auf die Anrede Gottes. Durch den Glauben ordnet der Mensch seinen Verstand und seinen Willen Gott unter. Er gibt Gott, der sich offenbart, mit seinem ganzen Wesen Zustimmung. Man kann den Glauben in gewisser Hinsicht als eine Übergabe des Menschen an Gott bezeichnen. Die Heilige Schrift nennt die Antwort des Menschen auf Gottes Offenbarung Glaubensgehorsam, Gehorsam, der im Glauben geleistet wird, Glaube, der sich im Gehorsam zeigt. Das Wort scheint vom Apostel Paulus zu stammen, denn im Römerbrief gebraucht er es zweimal. Wo er seinen Beruf als Apostel beschreibt, sagt er: „Durch Jesus Christus haben wir Gnade und Apostelamt empfangen, um unter allen Völkern um seines Namens willen Glaubensgehorsam zu erwecken." Und am Schluss desselben Briefes spricht er noch einmal davon, dass er aufgebrochen sei, um Glaubensgehorsam zu erwirken. Glaubensgehorsam leisten heißt, sich dem gehörten Wort Gottes in Freiheit unterwerfen.

Die Kirche hat uns immer Vorbilder des Glaubens vorgestellt. An erster Stelle Abraham. An zweiter Stelle Maria. Abraham hat im Glauben sein Land, seine Heimat, die Geborgenheit seines Hauses verlassen. Er zog in ein Land, das er gar nicht kannte. Aufgrund des Glaubens ist er als Fremder und Pilger in dieser Fremde geblieben. Aufgrund des Glaubens empfing Sara einen Sohn, und aufgrund des Glaubens hat er diesen Sohn Gott zum Opfer darbringen wollen. Abraham ist tatsächlich ein Vorbild des Glaubens im Alten Bunde. Aber dieses Vorbild wird weit überboten von Maria, der gläubigen Frau des Neuen Bundes. Sie war überrascht, sie erschrak, als sie die Botschaft des Engels erhielt. Aber sie wusste, für Gott ist nichts unmöglich. Und so hat sie die Verkündigung und die Verheißung, dass sie einen Sohn empfangen sollte, entgegengenommen: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn. Mir geschehe nach deinem Worte." Das war Glaubensgehorsam. Und Elisabeth hat erkannt, dass Maria die Gehorsame ist: „Selig bist du, die du geglaubt hast, dass in Erfüllung gehen wird, was dir der Herr gesagt hat." Ihr Glaube hat nicht gewankt, auch nicht, als sie ihren Sohn am Kreuze hängen sah. Sie ist die gläubige Frau geblieben bis zum Schluss. Das leuchtende Vorbild des Glaubensgehorsams.

Wir glauben an Gott. Eigentlich kann man nur an Gott glauben. Freilich alles, was mit Gott zusammenhängt, muss auch in den Glauben eingeschlossen werden, aber der Glaube als persönliche Haltung richtet sich auf eine Person, er richtet sich auf den Dreifaltigen Gott. Wir glauben an den Vater als die erste göttliche Person. Wir glauben an den Sohn, denn er ist ja der Gesandte des Vaters, der Erstgeborene unter allen Geschöpfen, der Anfang und das Ende, untrennbar mit dem Vater verbunden. Der Herr selbst hat seinen Jüngern gesagt: „Ihr glaubt an Gott, glaubt auch an mich." Er stellt sich an die Seite Gottes. Und dieser Glaube an den Vater und den Sohn ist nur möglich im Heiligen Geiste. Niemand kann sagen: „Jesus ist der Herr" außer im Heiligen Geiste. Der Glaube wird gewirkt durch den Heiligen Geist. Als Petrus bekennt, dass Jesus der Messias, der Sohn Gottes ist, da sagte ihm der Herr: „Nicht Fleisch und Blut hat dir das geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist." Das heißt: Der Glaube ist ein Geschenk Gottes, ist eine übernatürliche, eingegossene

Tugend. Man kann nur glauben mit der zuvorkommenden und helfenden Gnade Gottes. Glaube ist tatsächlich eine Gnade. Aber eine Gnade, die Gott jedem anbietet. Er gibt jedem die hinreichende Gnade, dass er zum Glauben kommen kann. Der Glaube ist aber gleichzeitig auch ein menschlicher Akt, also mit Verstand und mit Willen hervorgebracht. Es widerspricht nicht der Freiheit des Menschen und auch nicht seinem Verstande, Gott Glauben, Vertrauen, Zustimmung zu schenken. Beim Glauben wirken Verstand und Wille mit der göttlichen Gnade zusammen. Klassisch ist die Definition, die der hl. Thomas von Aquin dem Glauben gegeben hat: „Der Glaube ist ein Akt des Verstandes, der auf Geheiß des von der Gnade bewegten Willens der göttlichen Wahrheit beistimmt." Ein Akt des Verstandes, der auf Geheiß des von der Gnade bewegten Willens der Wahrheit Gottes beistimmt. Der Beweggrund des Glaubens ist nicht die Einsicht in das Geglaubte, denn es ist den Menschen versagt, eine volle Einsicht in den Glaubensgegenstand zu gewinnen. Nein, der Beweggrund des Glaubens ist die Autorität Gottes. Weil Gott offenbart, deswegen glauben wir. Freilich darf man nicht die Blindheit, die angebliche Blindheit des Glaubens, übertreiben. Nein, im Glauben müssen logisch die „praeambula fidei" vorangehen, also die Voraussetzungen des Glaubens. Und welche sind dies? Nun erstens, dass es einen persönlichen Gott gibt. Zweitens, dass Gott sich geoffenbart hat. Und drittens, dass die Offenbarung Gottes von der Kirche legitim und autoritativ vorgelegt wird. Das sind die „praeambula fidei", die Voraussetzungen des Glaubens. Gott existiert, er hat sich geoffenbart, seine Offenbarung wird von der Kirche unfehlbar vorgelegt. Weil der Glaubensgegenstand von Gott kommt, ist der Glaube gewiss. Er ist gewisser als jede menschliche Erkenntnis. Wir müssen uns ja auch auf Forschungen und Erkenntnisse der Wissenschaft verlassen können und tun es auch, aber die Gewissheit, die Gott uns gibt, ist unvergleichlich viel größer. Was Gott lehrt, ist absolut gewiss, denn er ist die Quelle jeder Wahrheit. „Wem sollte ich mehr glauben", schreibt einmal der hl. Ambrosius, „wenn er über Gott spricht, als Gott selbst?" Der Glaube sucht freilich in seinen Gegenstand einzudringen. Wir wollen Gott erkennen. Wir wollen seine Offenbarung verstehen. Das ist möglich durch immer tieferes Versenken in die Glaubensverkündigung. „Ich glaube, um zu verstehen, und ich verstehe, um zu glauben", schreibt einmal Augustinus. Ich glaube, um zu verstehen, und ich verstehe, um zu glauben. Ein gegenseitiges Verschränken von Verstehen und Glaube. Der Glaube übertrifft die Wissenschaft, übertrifft die Vernunft, und dennoch kann es nichts Unvernünftiges zu glauben geben. Der Glaube ist über der Vernunft, aber er ist nicht gegen die Vernunft. Zwischen Glauben und Vernunft, zwischen Annahme der Wahrheit Gottes und Erkenntnissen der Wissenschaften kann es einen Widerspruch nicht geben, denn Gott hat sowohl die Vernunft geschaffen, mit der wir die Welt erkennen, als auch den Glauben geschenkt, den wir in Demut und in Gehorsam annehmen. Mich fragte einmal ein junger Mann: „Ja aber, wenn die Wissenschaft beweisen könnte, dass der Glaube nicht stimmt?" Ich sagte: „Lieber Reinhardt, das wird die Wissenschaft niemals beweisen können, denn die methodisch betriebene Wissenschaft führt nicht vom Glauben ab, sie führt zum Glauben hin! Halbes Wissen führt gewiss zum Teufel, aber ganzes Wissen führt zu Gott!"

Damit der Glaube menschlich ist, muss er in Freiheit geleistet werden. Die Kirche hat immer daran festgehalten: Niemand darf gegen seinen Willen zur Annahme des Glaubens gezwungen werden. Christus ruft uns an. Er verpflichtet uns, aber er zwingt uns nicht. Die Kirche bietet den Glauben an, aber sie drängt ihn nicht mit Gewalt den Menschen auf. Die christliche Mission ist eine Einladung, eine Einladung, den christlichen Glauben anzunehmen. Sie wendet sich an Heiden und Juden. Bei der Mission der Heiden wurde in alter Zeit häufig so vorgegangen, dass man versuchte, den Herrscher, den König und die Großen des Reiches für den Glauben zu gewinnen, und dann schlossen sich eben die Menschen dem Vorbild ihrer Führer an. Gott weiß, mit welcher Überzeugung es geschah, aber jedenfalls ist auf diese Weise das Abendland christlich geworden. Die Juden wurden auch als Ziel der Mission angesehen und werden es bis heute, wenn man richtig über die Mission denkt. Aber die Päpste haben niemals zugelassen, dass man die Juden zum Glauben zwingt. In manchen Ländern, wie zum Beispiel in Deutschland, mussten die Juden im Mittelalter einmal im Jahre eine christliche Predigt anhören. Dazu hat man sie allerdings gezwungen, aber sie wurden nicht gezwungen, sich den Inhalt der Predigt zu eigen zu machen. Es ist zuzugeben, dass zu manchen Zeiten und an manchen Orten Druck auf Ungläubige und Irrgläubige ausgeübt wurde, sich dem Christentum anzuschließen. Meine lieben Freunde, ich werde dadurch nicht verlegen, denn man muss folgendes bedenken: Nicht jede Unwillig-

keit, sich zum Glauben zu bekehren, geht auf einen Befehl des Gewissens zurück. Viele wollen deswegen den Glauben nicht annehmen, weil sie sich nicht beschweren wollen. Sie wollen ungestört weiterleben. Ich habe einmal von einem japanischen Missionar gelesen: Die Japaner wissen, dass das Christentum eine überlegene Religion ist, aber sie wollen sie nicht annehmen, um nicht beschwert zu werden. Wenn also die Unwilligkeit, gläubig zu werden, auf Gleichgültigkeit, auf Bequemlichkeit und auf Feigheit beruht, dann scheint ein gelinder Druck, diese Religion anzunehmen, nicht fehl am Platze zu sein, eine gewisse Nachhilfe für das Gewissen. Anders haben sich große Heilige der Kirche ausgesprochen im Verhalten gegen jene, die einmal den Glauben angenommen hatten und dann abgefallen waren, das gab es ja schon in ältester Zeit. Der hl. Augustinus lehnte zuerst alle Anwendung von Gewalt gegen die von der Kirche abgewichenen Häretiker ab und erkannte nur das Wort Gottes und Vernunftgründe als berechtigte Mittel an, sie zurückzuführen. Später ließ er die Anwendung von äußeren Maßnahmen gegen die Häretiker zu, wenn es mit der Absicht geschah, sie zu bessern. Im Dekret Gratians, im kirchlichen Rechtsbuch des Mittelalters, steht der Satz: „Haeretici etiam inviti ad salutem sunt trahendi.“. Häretiker sind auch gegen ihren Willen zum Glauben zu ziehen. Nach Thomas von Aquin, der sich diese Lehre zu eigen gemacht hat, sind jene, die den Glauben nie angenommen haben, in keiner Weise zur Annahme zu zwingen. Wohl aber ist äußerer Zwang angemessen und erlaubt gegen diejenigen, die den Glauben bereits angenommen hatten und dann vom Glauben abgefallen sind. Nun, wir wissen alle, dass diese Maximen heute undurchführbar sind und deswegen auch in keiner Weise mehr gelehrt werden.

In jedem Falle aber muss an der Notwendigkeit des Glaubens festgehalten werden. „Es ist unmöglich, ohne Glauben Gott zu gefallen“, heißt es im Brief an die Hebräer. Deswegen ist niemals jemand zur Rechtfertigung gekommen und hat niemals jemand das ewige Leben erlangt, wenn er nicht den Glauben angenommen und in ihm ausgeharrt hat bis zum Ende. Das sind dogmatisierte Wahrheiten des I. Vatikanischen Konzils. Die Kirche hat lange über die Notwendigkeit des Glaubens nachgedacht, und sie hat den Satz formuliert: „Außerhalb der Kirche ist kein Heil.“ Denn die Kirche ist die Trägerin des Glaubens. Deswegen nennt sie sich auch alleinseligmachend, weil sie den Glauben und die Mittel des Heils in sich birgt. Das Wort „Kirche“ in diesem Satz bezieht sich auf die sichtbare katholische Kirche. Ihre Heilsnotwendigkeit geht jeden einzelnen persönlich an. Es fragt sich nur, wer ist innerhalb der Kirche? In dieser Hinsicht haben Konzilien und Päpste Klarheit geschaffen. Der so oft verunglimpfte Papst Pius IX., im neunzehnten Jahrhundert, hat daran festgehalten, dass die Kirche die einzige Arche des Heiles ist. Aber er hat auch gleichzeitig gelehrt: „Wer in unüberwindlichem Nichtwissen bezüglich des Glaubens befangen ist, aber das sittliche Naturgesetz zu beobachten und Gott zu gehorchen gewillt ist, kann mit Hilfe der Gnade Gottes das ewige Leben erlangen.“ Er gehört mit dieser inneren Verfassung zur Kirche. Der Papst hat also den Unterschied eingeführt zwischen Kirchengliedschaft ‚in re‘ und Kirchengliedschaft ‚in voto‘. Kirchengliedschaft ‚in re‘ heißt, man ist durch Taufe und Glauben wirklich zur Kirche gekommen. Kirchengliedschaft ‚in voto‘, im Verlangen heißt: Wenn man erkennen würde, dass die Kirche die einzige Arche des Heiles ist, würde man sich anschließen, und Kraft dieses Verlangens, Kraft dieser Bereitschaft sich dem Glauben zu beugen, sich der Kirche anzuschliessen, gehört man zur Kirche. Es gibt eine Kirchenzugehörigkeit in voto, im Verlangen.

Selbstverständlich muss man, wenn man den Glauben einmal angenommen hat, im Glauben ausharren. Der Glaube ist ein Gnadengeschenk, das den Menschen gegeben ist. Wir können dieses unschätzbare Geschenk verlieren. Der hl. Paulus macht seinen Schüler Timotheus darauf aufmerksam: „Kämpfe den guten Kampf gläubig und mit reinem Gewissen. Schon manche haben die Stimme ihres Gewissens missachtet und haben im Glauben Schiffbruch erlitten.“ Das I. Vatikanische Konzil lehrt: „Wer unter dem Lehramt der Kirche einmal den Glauben angenommen hat, kann niemals einen gerechten Grund haben, diesen Glauben zu wechseln oder in Zweifel zu ziehen.“ Also für den katholischen Christen, der in der Taufe mit der Glaubensanlage, mit dem Glaubenshabitus, ausgestattet wurde und der seinen Glauben in der Kirche lebt, kann es keinen sachlich stichhaltigen Grund geben, an dem Glauben zu zweifeln oder ihn aufzugeben.

Ich habe hier vor mir, meine lieben Freunde, eine Hochzeitsanzeige. Eine deutsche Frau hat einen Mann aus Khartum, also im Sudan, geheiratet: „Seit wir am 27. August 2010 nach islamischem Ritus

getraut wurden, begann der mühsame Weg durch den Paragraphen-dschungel ins deutsche Standesamt. Wir danken von Herzen allen, die uns während dieser Zeit vorurteilsfrei beigestanden haben." Meine lieben Freunde, hier hat sich also eine Deutsche, eine christliche Frau, mit einem Mohammedaner verbunden und offenbar auch sich zum Islam bekehrt. „Nun werden wir befolgen, was der 17. Dalai Lama vorschlägt: Widme dich der Liebe und dem Kochen mit Wagemut und Sorglosigkeit." Es ist kein Vorurteil, wenn man vor der Ehe mit einem Muslim warnt. Es ist kein Vorurteil, wenn man davor warnt, um einer solchen Ehe willen den christlichen Glauben wegzuwerfen. Der Glaube muss bewahrt werden bis zum Ende. Wir können den Glauben nähren und Gott anflehen, dass er den Glauben vermehre. In jedem Rosenkranz beten wir: „Der den Glauben in uns vermehren wolle." Und die Apostel haben einst den Herrn gebeten: „Stell uns Glauben hinzu." Der Apostel Paulus konnte gegen Ende seines Lebens schreiben: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt. Darum wartet meiner die Krone der Gerechtigkeit, die mir der Herr an jenem Tage geben wird."

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Wirken des Heiligen Geistes

19.05.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zum Fest des Heiligen Geistes Versammelte!

Wir begehen heute das Fest der Herabkunft des Heiligen Geistes auf die Jünger Jesu am Pfingsttage. Er ist, wie wir im Glaubensbekenntnis aussagen, die Dritte Person im Dreieinigen Gott. Der Geist, der vom Vater und vom Sohne ausgeht, der zugleich mit ihnen angebetet und verherrlicht wird. Das ist die metaphysische Trinität, also so ausgesagt, wie Gott in sich ist. Aber das soll nicht das Anliegen unserer heutigen Überlegungen sein. Wir wollen vielmehr die ökonomische Trinität betrachten. Das heißt, die Dreieinigkeit, wie sie gegen uns, gegenüber der Menschheit, gegenüber der Welt sich kundtut. Und wir wollen angesichts dieser Dreieinigkeit fragen: Wie bewährt sich der Heilige Geist gegenüber uns Menschen? Gibt es überhaupt eine Wirkung des Heiligen Geistes, die wir erkennen können, an der wir nicht zweifeln dürfen? Darauf gibt die Offenbarung die Antwort:

„Der Heilige Geist ist der Geist der Wahrheit. Er ist der Geist der Kraft. Er ist der Geist des Trostes." Der Heilige Geist ist der Geist der Wahrheit. In seiner Abschiedsrede hat ihn der Herr selber so bezeichnet: „Ich werde den Vater bitten, er wird euch einen anderen Beistand geben, der auf ewig bei euch bleibt, den Geist der Wahrheit." Christus hat auch angegeben, was dieser Geist der Wahrheit tun wird. „Wenn der Beistand kommt, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, er wird über mich Zeugnis ablegen. Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in alle Wahrheit einführen." Also zwei Funktionen hat der Heilige Geist gegenüber uns. Er legt Zeugnis ab von Christus, und er führt die Jünger in alle Wahrheit ein. Wer in der Wahrheit steht, muss die Wahrheit bekennen. Er muss von ihr Zeugnis ablegen. Der entscheidende Gegenstand der Wahrheit, die wir überkommen haben, ist die Person Jesu Christi. Man kann in einem richtigen Sinne sagen: Das Christentum ist Jesus Christus. Die Stellung zu Jesus ist entscheidend für die Menschen, denn in keinem anderen Namen ist Heil. Es kommt alles darauf an, dass die Menschen zu Jesus finden, dass sie ihn kennenlernen, dass sie richtig über ihn denken. Es genügt nicht, irgendwie von Jesus zu wissen, sondern wir müssen ihn als den bekennen, der er in Wahrheit ist, nämlich der Eingeborene Sohn Gottes, wahrer Gott vom wahren Gott, Gott und Mensch, von Ewigkeit aus Gott hervorgegangen und in der Zeit aus der Jungfrau Maria geboren. Das ist die Wahrheit über Jesus von Nazareth. Für diese Wahrheit tritt der Heilige Geist ein. Für sie legt er Zeugnis ab, und dieses Zeugnis ist notwendig. In vielen theologischen Büchern habe ich gelesen: Jesus sei ein religiöses Genie, er sei ein erhabener Mensch, er sei ein endzeitlicher Prophet. Aber eines fehlt: Das Bekenntnis zu seiner Gottheit. Und damit fehlt das Entscheidende! Wer von Christus redet, ohne von seiner Gottheit und seiner Gleichwesentlichkeit mit dem Vater zu sprechen, der hat um Jesus herumgeredet. Darauf kommt alles an: Dass Jesus der Sohn Gottes, der metaphysische Sohn Gottes ist. Nicht ein Sohn Gottes im moralischen Sinne, weil er im Einklang mit dem Vater handelt, sondern kraft seines Wesens. Dass Jesus von Nazareth, der Zimmerman, sich Gott gleichstellte, das warfen ihm seine Feinde vor. Er ließ diesen Vorwurf auf sich beruhen. Es war der gerechteste, der ihm je gemacht wurde. Der Heilige Geist sorgt dafür, dass die Wahrheit über Jesus nicht untergeht. Und dazu bedient er sich der katholischen Kirche als seines Werkzeugs. Vor vielen hundert Jahren hat einmal der hl. Augustinus geschrieben: „Wir wollen denen keinen Glauben schenken, die da behaupten, Christus sei nichts anderes als ein Mensch. Allerdings ein so gerechter, dass er würdig sei, Sohn Gottes genannt zu werden.

Die solches lehren, duldet die katholische Kirche nicht in sich.“ Bis zu dieser StundeIn unserer Mitte bleibt das Bekenntnis zu Jesus, dem wesenhaften Gottessohn lebendig. Wir deuten das Glaubensbekenntnis nicht um, wir passen es nicht an, sondern wir rufen in der Namen-Jesu-Litanei: „Jesus, du unser Gott, erbarme Dich unser. Jesus, Du starker Gott, erbarme dich unser.“

Der Heilige Geist legt Zeugnis ab über Jesus. Er legt es ab durch seine Kirche. Er führt sie aber auch ein in alle Wahrheit, denn er ist ja der göttliche Lehrer der Wahrheit. Er deckt auf, was er im Schoße des Vaters von ihm gelernt hat. Er teilt die Wahrheit der Kirche mit. Sie ist die Empfängerin der Wahrheit. Der Heilige Geist steht ihr bei, dass diese Wahrheit nicht untergeht, dass sie nicht verfälscht wird, dass die Keime der Wahrheit entfaltet werden. In der katholischen Kirche ist die Wahrheit über Jesus durch alle Zeit bewahrt worden. Er wird bekannt als der wahre Gott und der wahre Mensch, als eine Person in zwei Naturen, als mit zwei Willen, einem menschlichen und einem göttlichen Willen ausgestattet. Er hat eine Gemeinschaft gestiftet. Wir nennen sie die katholische Kirche. Er hat ein Priestertum gegründet und eine Hierarchie. In den übrigen christlichen Gemeinschaften, meine lieben Freunde, zu meinem Schmerz sage ich das, ist das Glaubensgut fortwährend geschrumpft. Sie haben aufgegeben: Die Präexistenz Jesu, seine Menschwerdung, die zwei Naturen, seinen Sühnetod, seine leibhaftige Auferstehung, seine glorreiche Heimkehr zum Vater. Ich habe hier einen Text, den ein evangelischer Theologe geschrieben hat. In diesem Text heißt es: „Für das erste theologische Examen“, also für die angehenden Pastoren, „für das erste theologische Examen ist allgemein das Lehrbuch von Hans Conzelmann und Andreas Lindemann gebräuchlich. Nach diesem Lehrbuch stammt weder das Vaterunser noch die Bergpredigt von Jesus. Weder hat er Abendmahl gefeiert noch die Kirche gestiftet, noch ist er auferstanden. Weder das Grab war leer, noch ist Jesus vom Heiligen Geist empfangen. Von Jesus weiß man fast nichts. Vieleicht sind acht, vielleicht drei oder fünfzehn Jesusworte echt. Das Urteil darüber ist je nach Professor verschieden.“ Das sage nicht ich, das sagt ein evangelischer Professor der Theologie. Wenn es nach den Menschen ginge, meine lieben Freunde, wäre auch unsere Kirche schon längst eine weitere protestantische Denomination. Das ist eben der Unterschied zwischen einer Kirche, in der der Heilige Geist lebendig ist und wirkt, und Gemeinschaften, die von Menschen ins Leben gerufen wurden. In der katholischen Kirche wird nichts von der Lehre der Apostel aufgegeben. Unbeirrt von Schmähungen und Beschimpfungen hält sie an den Erkenntnissen fest, die der Heilige Geist ihr zuspricht. Sie lässt sich nichts abmarkten von der Wahrheit, die Gott zum Urheber hat. Sie gibt nichts preis von den Dogmen, in die der Geist der Wahrheit sie eingeführt hat und mit denen er sie unabänderlich belehrt. Ihre Treue zur Offenbarung, ihre Treue zu den Dogmen, ist dem Wirken des Heiligen Geistes zu verdanken. Der englische Schriftsteller Chesterton, der ja zum katholischen Glauben konvertiert ist, erklärte einmal: „Klarheit und Entschiedenheit in den wichtigsten Fragen des modernen Lebens finde ich nur in der katholischen Kirche. Und darum wurde ich katholisch.“

Der Heilige Geist ist der Geist der Wahrheit. Er ist aber auch der Geist der Kraft. Kraft ist das Vermögen, zu wirken und zu ertragen. Die Offenbarung bezeugt mannigfach die Kraft des Heiligen Geistes. Maria, der Jungfrau, wurde verheißen: „Die Kraft des Heiligen Geistes wird über dich kommen, wird dich überschatten.“ Und diese Kraft ließ in ihr ein Kind entstehen ohne männliches Prinzip, den Sohn Gottes, auf dem der Heilige Geist ruht. Als Jesus die Versuchungen siegreich bestanden hatte, da kehrte er in der Kraft des Geistes, wie es im Markusevangelium heißt, in der Kraft des Geistes nach Galiläa zurück. Als er in Kapharnaum einen Besessenen geheilt hatte, da sprachen die Teilnehmer, die Augenzeugen: „Was ist das für ein Wort? In Macht und Kraft gebietet er den bösen Geistern, und sie fahren aus.“ Jesus behält den Geist nicht für sich. Er vermittelt ihn auch seinen Jüngern. Nach seiner Rückkehr zum Vater hat sich das erfüllt, was er vorher den Jüngern gesagt hat: „Bleibt in der Stadt, bis ihr mit der Kraft von oben ausgerüstet werdet. Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der über euch kommt und dann meine Zeugen in Jerusalem, in Judäa, in Galiläa, in Samaria, bis an die Grenzen der Erde sein.“ Worin zeigt sich die Kraft des Geistes? Sie zeigt sich im Bekenntnis des Glaubens. Die Apostel haben den Erweis der Kraft geliefert, die der Heilige Geist vermittelt. „Mit großer Kraft“, heißt es in der Apostelgeschichte, „mit großer Kraft gaben sie Zeugnis von der Auferstehung Jesu.“ Man wollte ihnen den Mund verschließen. Der Hohe Rat ließ sie auspeitschen. Aber die Apostel sagten: „Wir können nicht aufhören von dem zu reden, was wir gesehen und

gehört haben.“ Das war die Kraft des Heiligen Geistes. Der Apostel Paulus spricht wiederholt von der Kraft des Evangeliums. An die Gemeinde in Rom schreibt er: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht. Es ist eine Kraft Gottes für jeden zum Heil, der glaubt.“ Der Gemeinde in Korinth schreibt er: „Mein Wort und meine Predigt geschah nicht in überredenden Worten, sondern im Erweis des Geistes und der Kraft.“ Ähnlich hat er die Gemeinde in Saloniki erinnert: „Unser Evangelium erging an euch nicht bloß im Wort, sondern auch in Kraft und Heiligem Geist.“ Kraft und Heiliger Geist gehören untrennbar zusammen. Der Geist der Kraft kommt auch über die Christen, über alle Christen. Sie besitzen das Evangelium, und das ist eine Kraft, die sie befähigt zum Sieg über Sünde, Tod und Welt, über Fleisch und Satan. Das Wort vom Kreuz ist denen, die verloren gehen Torheit. Uns aber, die gerettet werden, Kraft Gottes.

Die Kraft des Geistes zeigt sich auch in der unerschütterlichen Hoffnung. Hoffnung ist die auf die zukünftige Erfüllung eines Wunsches gerichtete Erwartung. An die Gemeinde in Rom schreibt Paulus: „Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und allem Frieden im Glauben, damit ihr überreich werdet in der Hoffnung, in der Kraft des Heiligen Geistes.“ Der Geist gibt also Hoffnung. Wir erhoffen von Gott, wie wir ja bei der Erweckung der Hoffnung beten, die Verzeihung unserer Sünden, die Gnade Gottes und endlich das ewige Leben. Wir erhoffen die Erfüllung der Verheißungen Jesu. Wir erhoffen seine glorreiche Wiederkunft und den Anbruch seines Reiches. Die Hoffnung ist die Kraftquelle des Christenlebens und auch, meine lieben Freunde, des Priesterlebens. Wie könnten wir den Samen des Wortes Gottes auswerfen, wenn wir nicht die Hoffnung hätten, dass wenigstens ein Teil auf fruchtbaren Boden fällt? Wie könnten wir Gott täglich das Opfer seines Sohnes darbringen, wenn uns nicht die Überzeugung trüge, dass damit Gottes Erbarmen über eine gottvergessene Welt herabgerufen wird? Was uns trägt, ist die Hoffnung des Heiligen Geistes.

Die Kraft des Geistes zeigt sich weiter in der Treue zu Gottes Geboten. Es ist offenkundig, dass die Gebote Gottes einer aus den Fugen geratenen Welt nicht passen. Diese Welt sucht alles, was bequem und leicht und angenehm ist. Sie will nichts, was beschwerlich, was anstrengend ist, was Opfer fordert. Und nicht-katholische Religionsgemeinschaften sind ihnen zu Willen. Sie streichen aus Gottes Geboten, was den Menschen lästig und beschwerlich ist, vor allem, in Bezug auf die geschlechtliche Sittlichkeit. Die voreheliche Keuschheit, die eheliche Enthaltsamkeit, die lebenslängliche Ehe. Sie suchen den Beifall der Zeitgenossen und verleugnen die Kraft des Heiligen Geistes. Nicht so die Kirche des Geistes. Sie beugt sich nicht vor den Blinden. Sie ruft nicht unreife Jugend zur Höhe des Lehrstuhls. Sie löscht auf den Tafeln des Gesetzes nicht die Form der Verpflichtung. Es bleibt so: „Du sollst!“ Es steht die Autorität zwischen den Schwankenden. So will es die Struktur der Wahrheit. Der Geist ist der Geist der Kraft.

Die Kraft des Geistes zeigt sich auch in der Standhaftigkeit der Gläubigen in Terror und Verfolgung. Jesus hat ja seinen Jüngern vorausgesagt: „Man wird euch vor Statthalter und Könige schleppen. Man wird euch in den Synagogen auspeitschen. Ja, es kommt die Stunde, da jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun glaubt. Das alles werden sie euch antun, weil sie weder mich noch den Vater kennen.“ Er hat aber auch den Jüngern einen Trost gegeben, nämlich: „Wenn sie euch überliefern, macht euch keine Sorge, wie und was ihr ihnen antworten sollt. Nicht ihr seid es, die dann reden, sondern der Geist redet in euch.“ Wenige Ankündigungen des Heilandes haben sich so häufig erfüllt wie diese über die Kraft des Geistes vor den Gerichten, vor den ungerechten Richtern. Ich habe hier, meine lieben Freunde, das Protokoll einer Vernehmung von sechszehn Klosterfrauen in der Französischen Revolution. Sie hatten, obwohl es verboten war, weiter zusammengelebt, gebetet, ein klösterliches Leben geführt. Aber am 11. Februar 1794 wurden sie verhaftet und vor Gericht geführt. Die Protokolle ihrer Vernehmung sind erhalten. Ich habe sie hier in französischer Sprache. Da fragt der Richter eine: „Warum haben Sie nicht Ihre Eigenschaft als Karmeliten aufgegeben?“ Antwort: „Weil ich das Gelübde an Gott gemacht habe und weil ich es immer bewahren werde.“ „Haben Sie den Eid entsprechend dem Gesetz geleistet.?“ „Nein, wenn man mich auffordern würde, würde ich ihn nicht leisten.“ „Lieben Sie die republikanische Verfassung?“ „Nein!“ „Würden Sie lieber das alte Regime haben als das neue?“ „Wenn es existierte, würde ich es lieben!“ „Lieben Sie das neue Regime?“ „Ich bin unterworfen dem zivilen Gesetz.“ „Wer hat Ihnen gestattet, als Kommunität zusammen zu bleiben?“ „Ich weiß es nicht.“ „Warum sind Sie zusammen geblieben?“ „Aus Sparsamkeit.“ „Was haben

Sie während der Belagerung", nämlich von Lyon, „was haben Sie während der Belagerung gemacht?" „Ich habe die Suppe gekocht." Das ist ein Beispiel, wie der Heilige Geist auch schlichten Klosterfrauen eingegeben hat, was sie vor dem ungerechten Richter sagen sollten. Diese Revolution hatte ja bekanntlich dem Christentum als Ganzem den Krieg angesagt. Selbstverständlich zuerst der katholischen Kirche, aber später auch dem Protestantismus. Aber katholische Christen und nicht-katholische Christen verhielten sich höchst unterschiedlich. Die Protestanten leisteten keinen Widerstand. Sie lösten sich auf. Sie verschwanden. Ihre Pastoren nahmen einen weltlichen Beruf an. Die Protestanten hatten keine Märtyrer. Völlig anders die katholischen Christen. Sie beharrten auf ihrem Glauben, auf ihrem Gottesdienst, auf ihren Gotteshäusern. Sie mussten dieses Beharren teuer bezahlen. Tausende und Abertausende von Eingekerkerten, Geschundenen, Ermordeten waren der Preis. In ihnen war die Kraft des Heiligen Geistes.

Der Heilige Geist ist der Geist der Kraft. Er ist auch der Geist des Trostes. Trost, meine lieben Freunde, ist Stärkung in Unglück und in verzweifelter Lage. Der Heilige Geist vermag diese Stärkung zu verleihen. Christus selbst hat ihn den „Tröster" genannt. Das Wort „Paraklet" kann man übersetzen mit „Beistand", aber auch mit „Tröster". Und dann hat er in seiner Abschiedsrede erklärt: „Der Vater wird euch einen anderen Tröster geben. Dieser Tröster wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe." Aber sein Kommen ist an sein Gehen gebunden. Nur wenn er geht, kann der Geist, der Tröstergeist, kommen. „Wenn ich nicht fortgehe, wird der Tröster nicht zu euch kommen. Wenn ich aber fortgehe, werde ich ihn euch senden." Der Tröstergeist hat von Anfang an in der Kirche seine Stelle gehabt. Nach den ersten Verfolgungen hatte die Kirche zeitweilig Frieden in Galiläa, in Judäa, in Samaria, und da heißt es in der Apostelgeschichte: „Sie erstarkte durch den Trost des Heiligen Geistes." Der Apostel Paulus hat um den Tröster gewusst. Er spricht vom Gott des Trostes. Der Gemeinde in Korinth schreibt er: „Gott ist der Vater der Erbarmungen und der Gott allen Trostes." Wie tröstet der Heilige Geist? Er tröstet durch seine Einsprechungen. Wir sind oft ratlos, wissen nicht, wie es weitergehen soll. Und wenn dann doch sich eine Tür öffnet, dann ist der Heilige Geist im Spiel gewesen. In der Litanei vom Heiligen Geist, da rufen wir: „Dass du in Leiden uns trösten und aufrichten wollest, wir bitten dich, erhöre uns. Du Tröster der Betrübten, erbarme dich unser." „Tröster in Verlassenheit, Labsal voll der Lieblichkeit. Komm o süßer Seelentrost", so haben wir vorhin in der Sequenz der Pfingstmesse gebetet. Der hoffnungslos Erkrankte, dem kein Arzt mehr helfen kann, wer soll ihn trösten, wenn nicht der Heilige Geist? Der von allen Menschen Verlassene, zu wem soll er sich wenden, wenn nicht zum Heiligen Geist? Der vereinsamte Priester, der seine Gemeinde zusammenschrumpfen sieht, wo soll er Trost finden, wenn nicht im Heiligen Geist? Der Heilige Geist tröstet durch seine Einsprechungen. Er tröstet aber auch durch Menschen, die er beruft, uns beizustehen. Das ist eigentlich überhaupt die Regel im Haushalt der göttlichen Vorsehung. Gott hilft uns nicht so sehr durch sich selbst, sondern durch Menschen, die er erweckt. Trösten ist eine schwere Kunst. Nur wer aus Überwindungen kommt, besitzt diese Kunst. Man tröstet leichter, wenn man selbst nicht allzu getrost ist. Es gibt Menschen, die Leidenden sagen: „Es ist nicht so schlimm, es geht vorüber, es kommt auch eine andere Zeit, es wird schon wieder werden." Das alles ist gut gemeint. Aber das ist nicht der Trost des Heiligen Geistes. Es gibt jedoch auch Menschen, die trösten die Leidenden in der Kraft des Geistes. Sie richten die Augen und die Herzen der Leidenden auf den Gekreuzigten. Denn das ist das Christentum nicht, dass ein Trostvoller die Trostlosen tröstet, sondern das ist das Christentum, dass der Trostloseste von allen die Trostlosen tröstet. Der gekreuzigte Heiland ist es, der uns Trost spendet. „Es ist kein Heil der Seele, keine Hoffnung auf ewiges Leben außer im Kreuz. Wenn du dein Kreuz willig trägst, wird dich das Kreuz hinwieder tragen und zu dem Ziel geleiten, wo alles Leiden ein Ende findet. Wenn du dein Kreuz unwillig trägst, legst du auf dein Kreuz ein zweites Kreuz, machst du die Bürde noch einmal so schwer und wirst sie am Ende doch tragen müssen. Wenn du dein Kreuz gewaltsam abschüttelst, wirst du gewiss ein anderes finden, und das ist vielleicht schwerer als das, welches du abgeworfen hast. Sei als guter, treuer Knecht Christi bereit, das Kreuz deines Herrn mannhaft zu tragen, der aus Liebe zu dir sich kreuzigen ließ." Trösten, indem wir die Blicke der Leidenden auf das Kreuz richten, das ist wahrer Trost des Heiligen Geistes. In der Schlacht von Austerlitz, 1805, fiel der französische Marschall Lannes. Als er in seinem Todeskampfe lag, da besuchte ihn Napoleon. Der Kaiser wollte ihm Trost spenden, und was sagte er

zu ihm? „Lannes, es gibt ein anderes Leben!“ Das war Trost des Heiligen Geistes, aus dem Munde Napoleons. Im Glaubensbekenntnis beten wir: „Der Heilige Geist wird mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und verherrlicht.“ Als göttliche Person gebührt ihm Anbetung. Und deswegen haben wir heute Morgen, wir Priester, im Brevier gebetet: „Kommt, lasst uns anbeten den Heiligen Geist. Lasst uns anbeten den Geist der Wahrheit, den Geist der Stärke, den Geist der Kraft, den Geist des Trostes.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Löschet den Geist nicht aus!

20.05.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am Pfingstsonntag kam der Heilige Geist über die in Jerusalem versammelten Jünger Jesu. Es geht bei dem Pfingstereignis um die Einheit und die Gemeinschaft unter den Menschen. Sie waren alle an einem Ort versammelt, und über alle kam in gleicher Weise der Heilige Geist und führte sie durch seine Bande zu einer Gemeinschaft zusammen. Man kann die Kirche bestimmen als die Gemeinschaft derer, die im Heiligen Geiste um Christus versammelt sind. Die Menschen vermögen die Einheit ihres Geschlechtes zu durchbrechen, und sie tun es oft genug durch Unrecht, durch Gewalt, durch Unterdrückung, durch Krieg. Aber der Heilige Geist ist imstande, diese Unarten des Menschen zu überwinden. Der Heilige Geist, der im Alten Bunde verheißen und im Neuen Bunde geschenkt wurde. Wir haben vor einiger Zeit den Zusammenhang zwischen Altem und Neuem Testament hervorgehoben. Und wir haben davon gesprochen, dass das Alte Testament unaufgebbar ist. Heute erfahren wir es. Am Pfingsttage hat sich eine Verheißung des Alten Testamentes erfüllt, nämlich die, welche bei dem Propheten Joel steht. Dort heißt es: „Wenn die letzte Zeit anbricht, wird Gott über die Menschen den Geist ausgießen. Eure Söhne und Töchter werden weissagen, eure alten Menschen werden Träume haben. Aber auch über meine Knechte und Mägde werde ich den Geist ausgießen“, also ausnahmslos für alle, die bereit sind, ihn aufzunehmen. Im Neuen Bunde hat sich diese wunderbare Voraussage erfüllt. Die Kirche hat die Erfahrungen, die sie mit dem Geist gemacht hat und die Offenbarungen über den Geist, die im Alten und im Neuen Bunde uns gewährt werden, zusammengefasst im nicänokonstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis, wo es heißt: „Wir glauben an den Heiligen Geist, den Herrn und Lebensspender.“ Dass der Heilige Geist als „Herr“ bezeichnet wird, ist seiner Göttlichkeit zuzuschreiben, denn „Herr“, Kyrios, ist der Name für Gott. Und dass er der Lebendigmacher ist, das zeigt er in den Wirkungen, die von ihm ausgehen. Er ist der Geist der Kraft, er ist der Geist der Wahrheit, er ist der Geist des Trostes, wie wir gestern gesehen haben. Vor allem aber ist er eine göttliche Person. Ich habe in vielen Büchern nicht-katholischer Autoren vergeblich gesucht, dass sie ihn als göttliche Person bekennen. Sie schreiben von ihm als einer Kraft, als der „Kraft der Verkündigung“, sagt einer aus Marburg. Nein, meine lieben Freunde. Der Heilige Geist ist Gott von Gott und Licht vom Licht, wie der Sohn. Wir werden, so Gott will, am kommenden Sonntag, am Dreifaltigkeitssonntag, den Zusammenhang der drei Personen in einem Wesen zu betrachten versuchen. Aber schon heute sei gesagt: Der Heilige Geist ist eine göttliche Person, ungetrennt vom Vater und vom Sohn, weil wir Gott als Dreieinigen bekennen. Deswegen kann der Glaube an den Heiligen Geist niemals losgelöst werden vom Glauben an den Vater und an den Sohn. Wo immer Vater und Sohn wirken, da ist auch der Heilige Geist zu finden. Und umgekehrt: Wo der Geist ist, da ist auch der Vater und der Sohn; alle Wirkungen der Trinität nach außen sind den drei göttlichen Personen gemeinsam. Das ist ein eherner Satz der katholischen Trinitätslehre. Der Heilige Geist deutet schon durch seinen Namen an, dass er allem Unheiligen entgegengesetzt ist. Dem Bösen setzt er seine lebendige und lebenschaffende Kraft entgegen. Dem Leid und der Verzweiflung begegnet er als der Tröster. Und den Zweifelnden wird er mitgeteilt als der Glaubenserwecker und Glaubensstärker. Der Heilige Geist ist eine göttliche Person: schöpferisch, lebendig, herrschend, vom Vater ausgehend, den Sohn in der Welt verkündigend. Er hat durch die Propheten gesprochen. Er ist Tröster, Kraftquelle des Lebens, Glau-

benserwecker. Es ist ein totales Missverständnis, wenn man sich den Geist als eine bestimmte Verfassung der Seele, als eine Mentalität, als eine Denkweise vorstellt. Nein, der Geist ist eine personale göttliche Wirklichkeit. Freilich sprechen wir auch in einem anderen Sinne vom Geist. Wenn wir sagen, er hat einen guten Geist, er hat einen schlechten Geist. Wir meinen damit die Einstellung, die ein Mensch hat, die Denkweise, seine Mentalität. Wir sprechen auch vom Ungeist, der über die Menschen kommt und sie verführt. Der Heilige Geist ist dem Ungeist entgegengesetzt. Er ist imstande, die Mentalität des Menschen zu verändern. In der Kraft des Geistes kann ein Mensch bekehrt und umgeschaffen werden. Und deswegen, meine lieben Freunde, möchte ich Sie heute auffordern: Beten Sie täglich zum Heiligen Geist. Beten Sie vor allem für die Menschen, die ich als Problemgruppen bezeichne: Die Journalisten, die Politiker, die Theologen, die Künstler. Rufen Sie auf sie den Geist herab, der es vermag, die Herzen umzuschaffen, der es fertigbringt, sie vom Ungeist zu lösen.

Der Apostel Paulus erwähnt als eine besondere Gabe des Geistes die Unterscheidung der Geister. Er vermag zu erkennen, wer aus Gott stammt und wer nicht aus Gott stammt. „Niemand kann sagen, Jesus ist der Herr, außer im Heiligen Geiste." Und der Apostel Johannes nimmt diese Verkündigung auf, wenn er warnt: „Glaubt nicht jedem Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind." Und er gibt ein Kriterium an, wie wir die Geister prüfen können. „Jeder Geist, der bekennt, dass Christus im Fleische gekommen ist, der ist aus Gott." Die Ungeister freilich scheinen in unserer Welt oft die Herrschaft zu besitzen: der Mammon, der Egoismus, die Karriere, die Macht, der Genuss, die Lust. „Wir haben nicht den Geist der Welt empfangen, sondern den Geist, der aus Gott ist", schreibt Paulus an die Gemeinde in Korinth. Unsere Einstellung, unsere Mentalität, unsere Denkweise kann und soll vom Heiligen Geist geformt und genormt sein. Die Christen sind Geistträger, Geistbegabte, Geisterfüllte. Sie leben im Heiligen Geist, unter seinem Einfluß, in seiner Führung. Als ich noch im Theologiestudium war, besuchte ich einmal einen frommen, alten Priester. Und dann stellte er mir drei Fragen: Betest du zum Heiligen Geist? Verehrst du die Jungfrau Maria? Kannst du einsam sein? Dieser alte Priester wusste, worauf es ankommt für einen Priesterkandidaten. Den Heiligen Geist verehren und zu ihm beten. Die Muttergottes als unsere Mittlerin annehmen und den Mut zur Einsamkeit besitzen.

Wer den Geist, den Heiligen Geist empfangen hat, ist zum Kämpfer gegen den Ungeist gesalbt und zum Kampf gegen ihn aufgerufen. „Gott hat uns nicht einen Geist der Feigheit gegeben, sondern der Kraft", schreibt Paulus an seinen Schüler Timotheus. Wir dürfen uns des Zeugnisses für Gott nicht schämen. Wir müssen unseren Glauben bekennen. In Frankreich, meine lieben Freunde, gehen junge Christen auf die Straßen, um gegen den Ungeist zu protestieren, der die Homosexualität der Heterosexualität gleichstellen will. Sie gehen gegen den Ungeist der Zerstörung der Familie an. Der Heilige Geist ist nicht nur dem einzelnen Christen mitgeteilt, er lebt in der Kirche und belebt sie. Man hat richtig gesagt: „Der Geist ist die Seele der Kirche!" Und wie die Seele im Menschen das Lebensprinzip ist, so ist der Geist das Lebensprinzip der Kirche. Der Heilige Geist steht in einer ganz besonderen Beziehung zur Kirche. Er weckt den Glauben. Meine lieben Freunde, ohne Glauben kann man kein Christ sein, ohne den vollen Glauben, ohne den ganzen Glauben, ohne den Glauben, der keine Abstriche verträgt. Der Heilige Geist ist es, der den Glauben weckt und erhält. Niemand kann am Glauben festhalten außer in der Kraft des Geistes. Der Heilige Geist führt auch die Kirche. Sein Wirken kann durch kein menschliches Versagen erstickt werden. Wir wissen um die Mängel, um das Versagen, um das eigene Ungenügen. Wir wissen darum. Aber wir vertrauen darauf, dass der Heilige Geist ersetzt, was uns nicht möglich ist. Ohne den Heiligen Geist, wie er in der Kirche lebendig ist, wäre das Evangelium Jesu schon längst vergessen. In allen Lebenssituationen der Kirche wird der Geist wirksam. In einem Konzil und im hl. Vater als dem mit persönlicher Unfehlbarkeit Begabten. Der Geist ist es, der die Kirche lebendig macht in allen ihren Gliedern, im Zeugnis für Christus, im Dienst am Nächsten, in der Liebe zu den Ausgestoßenen.

Lebendigkeit im Heiligen Geiste ist freilich etwas anderes als Betriebsamkeit. Die Lebendigkeit, die der Geist wirkt, zeigt sich in Innerlichkeit und Anbetung, in der Bereitschaft zum Dienst und zum Opfer, in missionarischer Gesinnung. Nicht die Gemeinde ist lebendig, in der Unterhaltung, Plauderei und Geselligkeit blühen, sondern in der Gottes Forderungen ernstgenommen und die schweren Dinge angepackt werden. Das Reich Gottes besteht nicht im Reden, sondern in Tat und in Kraft. Wenn man

mir sagt, eine bestimmte Gemeinde ist lebendig, dann stelle ich zwei Fragen. Erstens: „Wie hoch ist die Zahl derer, die das Bußsakrament empfangen?“ Zweitens: „Wie viele kinderreiche Familien gibt es in dieser Gemeinde?“ Das ist das Kriterium der Lebendigkeit. Der Imbiß- und Umtrunk-Katholizismus, der sich in der Nachkonzilszeit ausgebreitet hat, hat mit dem Wirken des Heiligen Geistes wenig zu tun. „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geiste“, schreibt der Apostel Paulus. Lebendige Spiritualität und christliche Aktivität leben aus der Gegenwart des Heiligen Geistes. Die Kirche ist das Werkzeug des Heiligen Geistes, sie ist aber auch sein Organ, d.h. der Geist wirkt durch die Kirche. Die Kirche soll ein prophetisches Zeichen sein, d.h. sie soll durch ihr Wirken Gott in der Welt lebendig und gegenwärtig machen. Sie soll Sauerteig sein. Sie soll die Menschheit mit ihrer Botschaft durchdringen, und sie soll den Menschen die heilende und erhebende Kraft des Geistes vermitteln. Die Kirche vermag umso mehr in der Welt zu wirken, je weniger sie sich der Welt anpasst. Ich höre die Mahnung des Völkerapostels: „Gestaltet euch nicht dieser Weltzeit gleich, sondern wandelt euch um durch die Erneuerung eures Geistes.“ Der Geist hat die Kirche im Glauben zusammengeführt. Er erhält sie auch im Glauben. Meine lieben Freunde, Elemente des Christentums gibt es auch außerhalb der katholischen Kirche. Es wird die Taufe gespendet. Es werden die Evangelien gelesen, wenn auch anders erklärt. Es gibt den Dienst der Gemeinschaft und der Nächstenliebe – unbestritten. Aber die Fülle des Christentums ist nur da, wo außer dem Taufsakrament auch der volle Glaube unversehrt bewahrt wird. Und das ist nur da möglich, wo der Geist die Abweichung von diesem Glauben verwehrt. Deswegen hat Gott den Geist einem Manne gegeben, wir nennen ihn den Papst, der in seinen letztgültigen Entscheidungen unfehlbar ist. Er besitzt die persönliche Unfehlbarkeit, dieselbe Unfehlbarkeit, die der Gesamtkirche gegeben ist. Heute wird oft davon geredet, man solle der Ortskirche, also den Diözesen, mehr Selbständigkeit geben. Der Erzbischof Zollitsch fordert solche Selbständigkeit. Meine lieben Freunde, ich vermag diesem Ruf nach mehr Selbständigkeit für die Ortskirchen nicht zu folgen. Es ist gewiss, wohin diese Selbständigkeit führen wird: Zum Abbau alles Beschwerlichen und Lästigen, zur Einführung von Elementen, die mit der katholischen Kirche nichts zu tun haben. Ich warne den Erzbischof Zollitsch und seine Genossen. Der Geist ist der Gesamtkirche gegeben, und in der Gesamtkirche finden wir die Wahrheit und die Gnade. Der Apostel Paulus mahnte einst die Gemeinde in Saloniki: „Löschet den Geist nicht aus“, d.h. hemmt nicht sein Wirken, unterdrückt nicht seine Impulse, zerstört nicht seine Initiativen. Mir ist, als richtete der Apostel heute dieselbe Mahnung an uns. Löschet den Geist nicht aus! Seid nicht geistlose, ungeistige, geistesfremde und geistvergessene Christen. Lasst euch vom Geist führen. „Alle, die sich vom Geist treiben lassen, sind Kinder Gottes“, schreibt Paulus an die Gemeinde in Rom. Lasst den Geist euch führen und über alles Engherzige, Kleinliche, Eigensüchtige hinwegheben. Werdet hochherzige, großmütige, adelige Geistträger! „Werdet untadelige Menschen, mitten unter einem irren und wirren Geschlecht, unter dem ihr leuchten solltet, wie die Sterne im Weltall.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der dreieinige Gott nach der Lehre des Apostels Paulus

26.05.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zum Fest der heiligen Dreifaltigkeit Versammelte!

Wir begehen heute das Fest des dreieinigen Gottes. Es geziemt sich, über seinen Inhalt nachzusinnen. Wir wollen es tun anhand der Lehre des Apostels Paulus. Nichtkatholische Religionsgemeinschaften machen es sich leicht mit dem Glaubensbekenntnis der Trinität: Wenn ich etwa an den berühmten evangelischen Theologen Adolf von Harnack denke, der hat es mit der Dreifaltigkeit so gehalten, dass er sagte: Jawohl, Gott existiert, aber Jesus ist lediglich ein großer Mensch und der Heilige Geist ist eine unpersönliche Kraft. So kann man auch mit der Dreifaltigkeit fertig werden. Und viele evangelische Theologen folgen ihm. Aber das ist ein Abfall von der Lehre der Kirche, von allen Dogmen und von der Lehre des Apostels Paulus, wie wir, so hoffe ich, heute sehen werden. Man muss sich vorstellen, vor welcher Herausforderung die Jünger Jesu und die Urkirche standen durch das Erscheinen des Gottessohnes auf Erden. Sie mussten versuchen, sein Auftreten in ihren vom Alten Bund überkommenen Eingottglauben einzuordnen. Der Glaube an den einen Gott stand ihnen unverrückbar fest, daran war nicht zu rütteln. Aber wie konnte man die zweite göttliche Wirklichkeit dann begreifen? Und wie konnte man den göttlichen Geist mit Gott und dem Gesandten Gottes vereinigen? Der Kirche ist unter der Führung des Heiligen Geistes nach und nach aufgegangen, wie Einheit des Wesens und Dreiheit der Personen in Gott zu vereinigen sind. Die entscheidenden Aussagen wurden gemacht im Konzil von Nicäa, im Konzil von Konstantinopel und im Konzil von Chalcedon. Bis zu diesen Glaubensaussagen war ein weiter Weg, und Paulus steht am Beginn dieses Weges.

Wie hat nun Paulus den dreieinigen Gott zu beschreiben versucht? An den Anfang seiner Lehre setzt er das Wort: „Durch Christus haben wir in dem einen Geiste Zutritt zum Vater." Hier sind alle drei beisammen: Durch Christus haben wir in dem einen Geiste Zutritt zum Vater. Das heißt nur durch Christus werden wir mit Gott verbunden. Indem wir ihm eingegliedert werden, werden wir mit Gott vereint. Christus aber wandelt die Menschen um durch den Heiligen Geist. Das neue Leben ist eine Teilnahme am Leben der drei göttlichen Personen. Wer durch die Taufe in Berührung mit Christus kommt, in den fließt der Christus durchströmende Geist ein und durchherrscht ihn. Und dieser wiederum, der Heilige Geist, der in ständiger Hinneigung zum Sohne und zum Vater lebt, führt uns zum Vater. Die Dreiheit der Personen und unsere Vereinigung mit ihnen durch Christus kommt an zahlreichen Stellen der Lehre des Apostels Paulus zum Ausdruck. Im Abschiedsgruß an die Korinther heißt es: „Die Gnade des Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen." Hier sind sie beisammen: Die Gnade Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die gemeinschaftsbildende Kraft des Heiligen Geistes. Ähnlich schreibt er im Brief an die Epheser: „Berauschet euch nicht mit Wein, sondern werdet voll des Heiligen Geistes. Im Namen unseres Herrn Jesus Christus danket Gott dem Vater für alles." Auch hier sind die drei wieder beisammen: Voll des Heiligen Geistes sollen wir werden, durch Christus dem Vatergott danken.

Wir müssen nacheinander das Verhältnis Christi und des Heiligen Geistes zu Gott dem Vater bedenken. Christus ist nach Aussage des Apostels Paulus das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Abglanz seiner Herrlichkeit und die Ausprägung seiner Substanz. Das Wort „Bild" bezeichnet nicht nur die Nachahmung Gottes durch Christus, sondern in der Denkweise des Apostels Paulus die Ausstrahlung, das Sichtbarwerden einer unsichtbaren Wirklichkeit, und hat es an dieser Wirklichkeit Anteil

– ja ist die Wirklichkeit selbst, insofern sie in Erscheinung tritt. Das Bild ist daher der abgebildeten Wirklichkeit ebenbürtig. Das Bild ist ja der geliebte Sohn des himmlischen Vaters. Er existierte, als die Welt noch nicht geschaffen war. „Er befand sich in Gottesgestalt," schreibt Paulus an die Philipper, „hat aber nicht geglaubt, sein Gottgleichsein wie einen Raub festhalten zu müssen, sondern entäußerte sich und ward dem Äußeren nach erfunden wie ein Mensch." Der Vater hat ihn, seinen Sohn, in die Welt gesandt, damit er uns von der Sünde loskaufe und uns die Gottesherrschaft vermittele, die Gottessohnschaft schenke. In ihm hat er uns mit sich versöhnt, und durch den Glauben an Christus haben wir Frieden mit Gott und dem Herrn Jesus Christus.

Dann beschreibt der Apostel Paulus die Doppelstellung Christi als Haupt der Kirche und Haupt der Schöpfung. In seiner verklärten Gestalt ist er das Haupt der Kirche, deren Glieder die Christusgläubigen sind. Als solcher ist er Quell des Lebens, wie der erste Adam Quell der Sünde und des Todes war. Durch die Eingliederung in die Gemeinschaft der Kirche, durch Taufe und Glaube, wird der einzelne Mensch mit Christus verbunden und gewinnt Anteil an der Herrlichkeit Christi. Paulus beschreibt das mit den Worten: „Er existiert in Christus", also mit einer örtlichen Präposition. Er existiert in Christus, in der Wirksphäre Christi. Und Christus existiert in ihm, wie Paulus oft sagt, das heißt der Christ ist durchherrscht von Christus. Und gleichzeitig wird er dadurch ein Kind Gottes. Denn die Sohnschaft Jesu breitet sich gewissermaßen auf alle aus, die an seiner Sohnschaft Anteil bekommen. Wir werden angenommene Söhne des Vaters, wie Christus der wirkliche Sohn des Vaters ist. Und wie wir Christus angehören, so gehört Christus Gott an.

Christus ist aber nicht nur das Haupt der Kirche, er ist auch das Haupt der Schöpfung. Alles, was von Gott kommt, existiert durch Christus. „Er ist der Erstgeborene vor aller Schöpfung," schreibt Paulus. In ihm ist alles erschaffen, was im Himmel und auf Erden ist, Sichtbares und Unsichtbares, Throne, Fürstentümer, Herrschaften und Mächte: alles ist durch ihn und für ihn erschaffen. Er steht an der Spitze des Alls. Das All hat in ihm seinen Bestand. Der Ausdruck Erstgeborener hat offenbar den Sinn, dass alles in Christus erschaffen ist. Die Tatsache, dass alles in Christus und auf ihn hin erschaffen ist, ist auch in dem Worte enthalten: Jesus ist der Herr. Das heißt: ihm gehört alles. Er ist auch der Richter. Unmittelbar beziehen sich diese Aussagen auf den verherrlichten Christus, aber sein verherrlichter Zustand ist ja nur die Offenbarung dessen, was immer in ihm war. Der verklärte Christus ist lebenspendender Geist. Er besitzt den Geist nicht nur durch Teilnahme, sondern von Natur aus. Deshalb kann er das Leben, die Kraft und die Weisheit der Gläubigen werden. Soviel zu dem Verhältnis Christi zum himmlischen Vater.

Nun die Beziehung des Heiligen Geistes zu Gott dem Vater. Paulus verwendet den Ausdruck „Geist" in einem doppelten Sinne, nämlich als unpersönliche Kraft und als personhafte Wirklichkeit. Die verschiedenen Elemente sind eigentlich immer gemeint, wenn er vom Geiste spricht. Er redet fünfzig- bis sechzigmal vom Geist, daraus sieht man die Bedeutung, die er ihm zuweist. Der Heilige Geist ist die gleichgeordnete personhafte Wirklichkeit, die zu Vater und Sohn gehört. Die Personhaftigkeit des von Vater und Sohn verschiedenen und doch zu ihnen gehörenden Geistes besitzt im Gesamtgefüge der Lehre Pauli über den Geist das stärkste Gewicht. Sie steht auch dort im Hintergrund, wo der Geist als unpersönliche Kraft gemeint ist, z. B. wenn er von den Gaben des Geistes spricht. Die Fülle des Geistes wurde am Pfingsttage der in Jerusalem versammelten Christengemeinde geschenkt. Paulus legt von der Wirksamkeit dieses Gottesgeistes wiederholt Zeugnis ab. Er wirkt in der Gemeinschaft, er gestaltet ihr das Leben Christi ein. Der Einzelne wird als Glied der Kirche des Geistes teilhaftig. Keinem Glied fehlt er. Der Geist ist die wesentliche Gabe des Christen, ohne ihn kann keiner ein Christ sein. „Ihr lebt nicht im Fleische, sondern im Geiste. Wohnt" – wohnt! – „doch Gottes in euch. Wenn aber einer Christi Geist nicht hat, der gehört ihm auch nicht an." Christus wirkt im Menschen durch den Geist. Christus ist das Lebensprinzip für die Getauften, sofern er ihnen den Geist spendet: „Ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerechtfertigt durch den Namen unseres Herrn Jesus Christus und durch den Geist unseres Gottes." Beachten Sie diese Nebeneinanderstellung: Durch den Namen unseres Herrn Jesus Christus und durch den Geist unseres Gottes.

Der Geist wirkt auch die verschiedenen Gnadengaben, die Charismen, die in der christlichen Erfahrung vorkommen. Sie alle stammen von ihm. Jenem wird die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit er damit Nutzen stifte, dem einen wird durch den Geist Weisheitsrede gegeben, einem anderen

Bekenntnisrede durch denselben Geist, einem anderen Glaube in ebendiesem Geist, wieder einem andern Wunderwirkungen, noch einem anderen Prophetengabe, schließlich einem anderen Unterscheidung der Geister. Alles das wirkt ein und derselbe Geist. Er teilt einem jeden zu, wie er will.

Der Geist ist eine seinshafte Wirklichkeit. Und diese seinshafte Wirklichkeit ist uns aufgegeben zur gesinnungsmäßigen Verwirklichung. Die seinshafte Geistigkeit muss gesinnungsmäßig immer mehr verwirklicht werden. Wir müssen in das einstimmen, was wir geworden sind. In einem ständigen fortschreitenden Bemühen wird das neue Leben in uns freigesetzt, das Leben, das frei ist von der Herrschaft des Fleisches und des Buchstabens, das Leben in Christus und durch Christus. Im Galaterbrief ist diese Mahnung am häufigsten anzutreffen: „Wenn wir im Geiste leben, so lasst uns auch im Geiste wandeln." „Ich sage aber: Wandelt im Geiste und vollbringt nicht das Begehren des Fleisches, denn das Fleisch begehrt wider den Geist und der Geist wider das Fleisch." Wer im Geiste wandelt, in dem erscheinen die Früchte des Geistes: Liebe, Freude, Friede, Langmut, Geduld, Güte, Treue, Sanftmut, Enthaltsamkeit. Das sind die Früchte des Geistes, das sind die Früchte derer, die im Geiste wandeln. Der Geist wirkt die Tugenden, durch die der Mensch Gott angenehm wird. „Jetzt, da ihr von der Sünde befreit seid und zu Knechten Gottes gemacht seid, habt ihr eine Frucht, die zur Heiligung führt." Zeichen des neuen Lebens ist die neue Sittlichkeit. Die, welche nach dem Fleische leben, trachten nach den Werken des Fleisches. Die nach dem Geiste leben, trachten nach den Werken des Geistes. Das Trachten des Fleisches ist Tod, das Trachten des Geistes ist Leben und Frieden. Der Geist erleuchtet und stärkt den Christen, er, der in ihm ist, bewegt ihn zu seinem Tun, so dass er nicht mehr durch ein äußeres Gesetz gezwungen oder getrieben wird, sondern sich selbst Gesetz ist. „Wenn ihr vom Geiste getrieben seid, dann seid ihr Kinder Gottes, dann steht ihr nicht mehr unter dem Gesetz." Der Geist ist das Prinzip des Lebens im Christen. „Wenn der Geist in euch ist," sagt der Apostel Paulus, „wenn der Geist dessen in euch ist, der Jesus von den Toten erweckt hat, der in euch wohnt, dann wird er auch eure sterblichen Leiber lebendig machen und zur Auferstehung führen." Der Geist gibt die Anwartschaft, er ist das Unterpfand des ewigen Lebens. Wer den Geist hat, der kann mit Gewissheit rechnen, dass er das ewige Leben empfangen und die Auferstehung erleben wird. Unterpfand, das ist das entscheidende Wort, besagt die sichere Anwartschaft. Wer das Unterpfand besitzt, der ist gewiss, dass er auch die volle Gabe empfangen wird. „Wenn Christus, unser Leben, erscheinen wird, dann werdet auch ihr mit ihm in Herrlichkeit erscheinen."

Nach diesen Zeugnissen, meine lieben Freunde, ist der Geist ein göttliches Prinzip. Für seinen personhaften Charakter sprechen viele Feststellungen Pauli: Er wohnt in uns, wie in einem Tempel, ja wir sind seine Tempel. Wir sind gerechtfertigt im Geiste, wir sind geheiligt im Geiste. Gott hat ihn in unsere Herzen gesandt. Er teilt seine Gaben aus, wie er will. Das alles sind Bezeichnungen, die die Personhaftigkeit des Geistes bezeugen. Nicht, wie nichtkatholische Religionsgemeinschaften meinen, nur seine Gaben, nur seine Mitteilungen, nur seine Werke nach außen hin. Nein: Der vom Vater gesandte Geist ist eine Person, die sich ebenbürtig neben die Person des Vaters und des Sohnes stellt.

Ich gebe zu, meine lieben Freude, dass der katholische Prediger wenige Gegenstände darzubieten hat, die so schwer zu vermitteln sind wie die Lehre des dreifaltigen Gottes. Ich habe versucht, sie anhand der Äußerungen des Apostels Paulus darzustellen. Ich bin mir bewusst, dass wir damit nur von ferne an das Geheimnis rühren. Aber muss es nicht so sein? Ein Gott, den wir durchschauen könnten, wäre nicht mehr Gott, der wäre ein Gemächte des Menschen, den hätte der Mensch selbst gemacht, wie Feuerbach geschrieben hat: Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde. Nein, so darf es nicht sein. Der Gott, an den wir glauben, muss undurchschaubar sein. Das ist eine Qualität seines Wesens. Wenn wir an den dreieinigen Gott denken, dann müssen wir in den Ruf Pauli einstimmen, den wir heute in der Epistel gelesen haben: „O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes. Wie unerforschlich sind seine Wege, wie unaufspürbar seine Gerichte. Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt? Wer ist ihm Ratgeber gewesen? Wer hat ihm etwas gegeben, so dass es ihm vergolten werden müsste? Nein: Alles ist durch ihn und aus ihm und zu ihm hin. Ihm sei die Ehre in Ewigkeit."

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesu Verheißung der Eucharistie

30.05.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der wahrhaftigen Gegenwart Christi Versammelte!

Das Fronleichnamsfest ist das Fest der wirklichen Gegenwart Christi im Sakrament des Altares. Wirkliche Gegenwart besagt, der Leib Christi ist nicht nach Art eines Bildes oder Zeichens gegenwärtig, sondern wirklich und wahrhaftig als solcher. Für diese wirkliche Gegenwart des Herrn haben wir die biblischen Zeugnisse. Meine lieben Freunde, wenn die katholische Kirche irgendwo in der Bibel sitzt, dann ist es in der Lehre von der Eucharistie. Im Evangelium haben wir die Verheißung des eucharistischen Sakramentes vernommen, in der Epistel die Einsetzung.

Ich möchte heute zum Gegenstand unserer Überlegungen die Verheißung der Eucharistie machen, also was im sechsten Kapitel des Johannesevangeliums geschrieben steht. Dieses sechste Kapitel zerfällt in zwei Teile, in eine bildliche und in eine unbildliche Rede. In beiden Texten wird vom Brot, vom Brot des Lebens, vom Himmelsbrot gesprochen. Aber in der Bildrede ist Jesus selbst das himmlische Brot, das angeeignet wird im Glauben. In der unbildlichen Rede sind es Fleisch und Blut Jesu, die nicht nur Glauben verlangen, sondern die von gläubigen Menschen genossen werden müssen. Für diejenigen, die Griechisch können, möchte ich darauf hinweisen, dass im Griechischen das Wort trogein steht, das heißt „zerkauen". Der erste Teil der Rede zeigt Christus in seiner Erscheinung als das Himmelsbrot. Er ist tatsächlich eine Nahrung für die Menschen, durch seine Lehre, durch seine Taten, durch seine bleibende Gegenwart. Aber im zweiten Teil, da ist nicht mehr von Jesus selbst die Rede, sondern von seinem Fleisch und Blut, also von der eucharistischen Gabe als Himmelsbrot. Beide Teile sind deutlich voneinander unterschieden. Im ersten Abschnitt ist die Speise eine gegenwärtige, Jesus weilt ja unter den Menschen. Im zweiten Teil ist die Gabe eine zukünftige: „Ich werde euch das Brot des Lebens geben." Im ersten Teil gibt der Vater das Brot, indem er Jesus in die Welt sendet. Im zweiten Teil gibt Jesus selbst das Brot. Im ersten Teil heißt es eingliedrig „Brot" als Beispiel und als Bild für die Aufnahme Jesu im Glauben, dort heißt es „Fleisch und Blut". Im ersten Teil nennt sich Jesus „Brot", aber vom „mich essen" ist nicht die Rede. Vom Essen ist nur die Rede, wo von Leib und Blut, wo von Fleisch und Blut die Rede ist.

Der Aufbau der Rede, die Unmöglichkeit der bildlichen Deutung, das Verhalten der Zuhörer und die Stellungnahme Jesu sind so viele Gründe, die eucharistische Lehre anzunehmen, wie sie die katholische Kirche seit zweitausend Jahren vertritt.

Der Aufbau der Rede: Da ist von einer dreifachen Speise die Rede: Manna, Lebensbrot und Fleisch und Blut. Manna, das ist das, was die Väter in der Wüste gegessen haben, was ihnen der himmlische Vater in ihrer irdischen Not geschaffen hat. Lebensbrot, das ist Jesus selbst, der den Menschen zum Glauben gegeben wird. Sein Wort ist Wahrheit, und die Wahrheit eignet man sich an durch Glauben. Das aber, was in Zukunft gegeben werden wird, das ist Jesu Fleisch und Blut. Und ich sage noch einmal: Hier wird ganz deutlich unterschieden zwischen der gläubigen Annahme der Verkündigung Jesu und der gläubigen Aufnahme seiner wirklichen, wahrhaftigen, gegenwärtigen Person.

Die zweite Beweisführung setzt dort an, wo es unmöglich ist, die Worte Jesu figürlich, bildlich, als Zeichenrede zu verstehen. „Jemandes Fleisch essen" bedeutet nämlich im orientalischen Sprachkreis: jemanden verfolgen. Wenn also Jesus hier bildlich gesprochen hätte, dann würde er eine Prämie setzen auf seine Verfolgung. Und „jemandes Blut trinken", das besagt: nachsetzen, jemanden hassen. Auch

das ist unmöglich bildlich zu verstehen, denn Jesus will ja doch nicht gehasst, sondern geliebt werden. Die bildliche, die figürliche Deutung der Worte Jesu ist unmöglich, sie widerspricht allem, was wir vom orientalisch-jüdischen Sprachgebrauch wissen.

Die dritte Beweisführung setzt an beim Verhalten der Zuhörer: „Wie kann uns dieser sein Fleisch zu essen geben?“ fragen die Juden. Sie haben also die Worte Jesu nicht bildlich, sondern sie haben sie wörtlich verstanden. Und wie verhielt sich nun der Redner, Jesus, gegenüber den heftig Streitenden? Hat er seine Rede zurückgenommen, hat er sie berichtigt? Nein, er bestätigt sie. Er bestätigt sie in feierlicher Weise. Er knüpft an den Nichtgenuss die Verdammnis und an den Genuss die Rettung. Er unterstreicht, was bisher gesagt wurde, indem er sagt: „Mein Fleisch ist wahrhaft – wahrhaft, nicht bildlich, nicht zeichenhaft – ist wahrhaft eine Speise, und mein Blut ist wahrhaft ein Trank“. Aber es gab auch Jünger, die an dieser Rede Anstoß nahmen, sie murrten. Und da fragte sie Jesus: „Ärgert euch dieses? Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch nützt nichts.“ Ich werde gleich erklären, was damit ausgesagt werden soll. Und einige von den Jünger wanderten nicht mehr mit ihm, sie nahmen Ärgernis an seinen Worten. Und da fragt er die Zwölf: „Wollt auch ihr gehen?“ Er hätte sie gehen lassen, wenn sie seine Rede missverstanden hätten, wenn sie sie so ausgelegt hätten, wie die Zwinglianer. „Herr, zu wem sollen wir gehen,“ sagt Petrus, „du hast Worte des ewigen Lebens. Wir haben geglaubt daran, dass du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“

Ich sagte, ich wollte noch erklären, warum Jesus sagt: „Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch nützt nichts.“ Es gab nämlich Leute, vor allem aus dem schweizerischen Bereich, welche die Worte Jesu rein geistig verstanden, figürlich, als ein Bild von Jesus, ein Zeichen auf Jesus, eine Figur. Sie könnten unmöglich buchstäblich verstanden werden, weil sie dann auf ein sittenwidriges Fleischessen hinausliefen. Deswegen sagt Jesus: „Meine Worte sind Geist und Leben.“ Er will betonen, dass hier von Fleisch und Blut nicht in der Weise die Rede ist, wie man, um sie zu beschaffen, zum Metzger geht, sondern die Gegenwart Jesu ist eine geisterfüllte, er lebt ja in der Herrlichkeit des Vaters als der Verklärte. Fleisch und Blut befinden sich nicht in der gewöhnlichen, sondern in einer wunderbaren Daseinsweise. Sie sind verborgen in Brot und Wein, in Gegenständen, die zum normalen Essen, zur normalen Nahrung des Menschen dienen. Das Essen und Trinken geschieht also in einer Weise, wie es bei menschlichen Mahlzeiten üblich ist. Aber unter dieser Speise und in dieser Speise verbirgt sich Christus. „Wir beten dich, tiefverborgene Gottheit, an, die du den Schleier hier des Brotes umgetan.“ Fleisch und Blut Christi sind durchgeistigte Wirklichkeiten, und als solche können sie in einer so winzigen Menge Brot und in einer so kleinen Quantität Weines ihren Platz finden. Ich brauche nicht mehr darauf hinzuweisen, dass die Kirchenväter ausnahmslos die Auffassung der Eucharistie vertreten, welche die Kirche immer gelehrt hat. Augustinus sagt: „Christus trug sich selbst in seinen Händen, da er den Jüngern seinen Leib darreichte.“ Ambrosius sagt: „Nachdem die geheimnisvollen Worte über das Brot gesprochen worden sind, ist aus dem Brot das Fleisch Christi geworden.“

Ich möchte weiter ausholen, als ich heute kann, dem die Zeit drängt. Zwei letzte Überlegungen. Erstens: Wie hätte es Jesus machen sollen, damit es den Kritikern der katholischen Eucharistielehre passt? Wer nicht an die allmächtige Liebe Gottes glaubt, der findet an allen seinen Werken etwas auszusetzen. So wie die nichtkatholischen Religionsgemeinschaften über die Eucharistie denken, so würde sie aussehen, wenn sie sie eingesetzt hätten. – Zweitens: Wenn der Mensch die göttliche Weisheit und ihre Werke durchschauen könnte, wären sie nicht mehr göttlich. Das ist ja gerade das Merkmal der göttlichen Werke, dass sie das Sinnen und Trachten des Menschen überschreiten. Der unvergessliche Münchner Erzbischof Faulhaber, den ich noch persönlich kennengelernt habe, hat einmal erklärt: „Ich würde eher an einer Glaubenssache irre werden, in der alles klar wäre wie Wasser und durchsichtig bis auf den Grund, denn damit wäre bewiesen, dass ein solcher Glaube Menschengedanken enthält, aber nicht Gottesgedanken.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Glaube als Übergabe des Menschen an Gott und als Fürwahrhalten

02.06.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Glaube ist die Antwort des Menschen auf Gottes Offenbarung. Im Glauben eignen wir uns die Selbsterschließung Gottes in Wort und Werk an. Die Antwort des Glaubens schließt zwei Momente ein: Erstens, die vertrauende Übergabe des Menschen an Gott. Zweitens, die feste Annahme des intelligiblen Inhaltes der Offenbarung. „Der Glaube ist", wie das I. Vatikanische Konzil erklärte, „der volle Gehorsamsdienst des Verstandes und des Willens gegenüber dem offenbarenden Gott." Der Glaube ist gewiss vertrauende Hingabe und Übergabe an Gott, unbestreitbar. Aber er ist auch und gleichbedeutend Annahme der Offenbarung, oder wie die Kirche lehrt, „Fürwahrhalten". Das Wort „Fürwahrhalten" ist bei einer bestimmten Strömung in der Theologie und dem Volke in Verdacht geraten. Es wird bagatellisiert. Da ist es angebracht zu hören, was das I. Vatikanische Konzil vom Glauben lehrt: „Der Glaube", so heißt es da, „ist eine übernatürliche Tugend, durch die wir auf Antrieb und mit Beistand des Heiligen Geistes glauben, dass das von Gott Geoffenbarte wahr ist, nicht, weil wir die innere Wahrheit der Dinge mit dem natürlichen Licht der Vernunft einsehen, sondern auf die Autorität des sich offenbarenden Gottes hin, der weder täuschen noch getäuscht werden kann." Der Glaube ist also eine übernatürliche Tugend, durch die wir auf Antrieb und mit dem Beistand der Gnade Gottes glauben, dass das von Gott Geoffenbarte wahr ist. Der Glaube ist eine Wahrheitserkenntnis, eine besondere Art der Wahrheitserkenntnis. Nicht ein Streben, ein Fühlen, ein Erleben, das haben nämlich manche evangelische Theologen gelehrt, vor allem Schleiermacher. Glaube sei das Gefühl der ständigen Abhängigkeit, der schlechthinnigen Abhängigkeit. Das Gefühl! Nein, eine Wahrheitserkenntnis ist der Glaube! Er ist auch eine Tugend, d.h. er setzt guten Willen und ein sittliches Gewissen voraus. Der Glaube ist Zeugnisglaube und Autoritätsglaube. Wir glauben auf das Zeugnis und die Autorität Gottes hin.

Der Glaube ist göttlicher Glaube, d.h. er stützt sich unmittelbar auf Gott. Der Glaube ist auch christlicher Glaube, denn Mittelpunkt, Höhepunkt unseres Glaubens ist Christus Jesus. Wenn man uns fragt, was das Christentum ist, dann können wir antworten: Das Christentum ist Jesus Christus, unser Herr und Heiland. Der Glaube ist katholischer Glaube, d.h. er wird uns vermittelt durch die katholische Kirche. Sie ist die Bewahrerin, sie ist die Erklärerin des Glaubens. Keiner glaubt für sich allein. Keiner ist isoliert, wenn er glaubt, sondern jeder glaubt mit anderen, denn Glaube verbindet. Niemand kann sich selbst den Glauben geben, er wird ihm überkommen. Und das lässt sich zurückführen bis auf Jesus Christus und seine Apostel. Ich kann nicht glauben, wenn ich nicht auch durch den Glauben anderer getragen werde und wenn ich nicht meinerseits den Glauben anderer mittrage. Jawohl, wir sind miteinander eine Glaubensgemeinschaft, die sich gegenseitig trägt. Da sehen wir die ungeheure Verantwortung, die wir auch für den Glauben anderer haben. Die Kirche ist es, die den Glauben trägt, nährt, stützt. Sie bekennt überall den Herrn. Mit ihr und in ihr kommen wir dazu, den Glauben zu bekennen. Im Taufritus fragt der Taufspender den Täufling: „Was erbittest du von der Kirche Christi?" Die Antwort lautet: „Den Glauben." „Was gibt dir der Glaube?" „Das Ewige Leben." Ohne die Kirche als Hüterin und Erklärerin des Glaubens wäre die christliche Lehre längst verderbt, verstümmelt, verunstaltet. In diesem Wagnerjahr, das wir begehen, wird versucht, Richard Wagner zu einem Christen zu stempeln. Meine lieben Freunde, der Mann war kein Christ, hat sich den

Glauben selber gemacht. Was er an christlichen Elementen übernimmt, das ist für ihn genauso viel wert wie Wotan oder Alberich. Das ist nicht die Religion Christi. Sie kann nur gewonnen werden und überkommen werden in der Kirche Christi. „Ich würde dem Evangelium nicht glauben", schreibt einmal der hl. Augustinus, „wenn mich nicht die Autorität der Kirche dazu bestimmte." Christlicher Glaube ist entweder kirchlicher Glaube oder er ist überhaupt kein christlicher Glaube.

Wir glauben nicht an Formeln, sondern an Wirklichkeiten, die in den Formeln ausgedrückt werden. „Der Akt des Glaubens hat seinen Zielpunkt nicht bei der Aussage, sondern bei der ausgesagten Wirklichkeit", schreibt der hl. Thomas von Aquin. Aber freilich, wir nähern uns dieser Wirklichkeit mit Hilfe der Glaubensformeln. Diese ermöglichen es uns, den Glauben auszudrücken und weiterzugeben, ihn in Gemeinschaft zu feiern, ihn uns anzueignen und immer mehr aus ihm zu leben. Die Glaubensaussagen, meine lieben Freunde, sind unentbehrlich und unaufgebbar. Gegenüber einem subjektivistischen Missverständnis ist zu sagen: Der Glaube schafft nicht die Wirklichkeit, die er ausdrückt, sondern er entdeckt sie. Was im Glauben bejaht wird, sind Wirklichkeiten, und zwar Wirklichkeiten, die längst bestehen, bevor der Mensch an sie glaubt. Diese Wirklichkeiten würden auch bestehen, wenn niemand an sie glaubt. Das ist zu sagen gegenüber jenen Strömungen, bei denen der Glaube die Wirklichkeit erzeugt. Wir würden das als katholische Christen Illusion nennen. Nein, im Glauben eignet sich der Christ diese Wirklichkeiten innerlich an. Der Glaube ist ein Ergreifen der Wirklichkeiten durch den menschlichen Geist. Wir wissen, dass unsere Glaubensaussagen zwar Gott treffen, aber sein Wesen nicht ausschöpfen, das ist menschlich unmöglich. Es muss so sein, es kann nicht anders sein, als dass wir zwar mit den Glaubensformeln zum Glauben und zu den Wirklichkeiten finden, aber es ist ebenso wahr, dass wir sie nicht ausschöpfen. Und deswegen sagt das IV. Konzil vom Lateran im Jahre 1215: „Die Unähnlichkeit der Aussagen ist größer als die Ähnlichkeit." Es besteht Ähnlichkeit, aber diese Ähnlichkeit ist keine Deckungsgleichheit.

Seit Jahrhunderten bekennt die Kirche in vielen Sprachen, Kulturen, Völkern ihren einzigen vom Herrn empfangenen und durch die Taufe weitergegebenen Glauben. So verschieden die Völker und Zeiten sind, der Glaube ist überall und allezeit derselbe, muss derselbe sein, denn Gott ist Einer, Christus ist Einer, der Heilige Geist ist Einer. Die Selbsterschließung Gottes in der Offenbarung ist für die gesamte Menschheit aller Zeiten bestimmt. Der Kirche ist es aufgegeben, den Inhalt des Glaubens unverkürzt und unversehrt weiterzugeben. Die Kirche hat für die Einheit im Glauben einen hohen Preis gezahlt. Viele Einzelne und ganze Länder haben sich von ihr getrennt, weil sie nicht im unabänderlichen katholischen Glauben verharren wollten. Die Kirche hat sie mit Schmerzen ziehen lassen, aber irregeworden an der Pflicht, den einen Glauben zu bewahren, ist sie nicht. Jene, die die Kirche und den kirchlichen Glauben verlassen haben, fügen sich selbst den größten Schaden zu. „Die Trennung von der Kirche ist immer ein größeres Übel als die Übel, denen man durch die Trennung entgehen will", schreibt der hl. Cyprian. Die Trennung von der Kirche ist immer ein größeres Übel als die Übel, denen man durch die Trennung entgehen will. Auch heute gibt es Menschen, welche die Kirche verlassen, aus Unzufriedenheit, aus Verärgerung, aus Enttäuschung. Sie gehen zu anderen Religionsgemeinschaften über oder bilden selber eine. In England soll es einmal einen Mann gegeben haben, der mit keiner Religionsgesellschaft zufrieden war und sich selbst eine Kirche baute und sich selbst predigte. Die Kirche hat die traurige Genugtuung: Erstens, jede Abspaltung von ihr steht unter dem Gesetz: „Der ersten Abspaltung folgt eine zweite und dritte." Zweitens, jede von ihr abgespaltene Religionsgesellschaft ist unfähig, den vollen christlichen Glauben zu bewahren. Alle machen Abstriche und versuchen, auf diese Weise ihre Anhänger bei sich zu behalten. Wenn sich heute Christen, wie der Herr Lammert in Berlin, als katholisch bezeichnen, die sich von dem einen oder anderen Gegenstand des Glaubens losgesagt haben, so zerstören sie damit nicht die Einheit im Glauben, sondern sie bekunden lediglich, dass sie sich davon getrennt haben. Für sie gilt das Wort des Apostels Johannes: „Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht wirklich von uns. Denn wenn sie von uns gewesen wären, wären sie bei uns geblieben." Es ist bekannt, dass katholische Theologen, die von der Kirche angestellt sind, den wahren Glauben verfälschen, irrige Ansichten vortragen. Die Einheit der Kirche fällt damit nicht dahin. Am Anfang des 3. Jahrhunderts schrieb der Kirchenschriftsteller Tertullian: „Was folgt daraus, wenn ein Bischof, ein Lehrer, ja selbst ein Märtyrer der Lehre der Kirche untreu wird? Wird darum die Irrlehre wahr? Prüfen wir den Glauben nach der Person oder die Person

nach dem Glauben?“ Die Einheit im Glauben ist das Kennzeichen der wahren Kirche Christi. Wer in diese Kirche eintreten oder in ihr verharren will, ist verpflichtet, alle Wahrheiten, die sie als Dogmen, als unverrückbare Glaubenssätze verkündet, anzunehmen. Wer eine Auswahl trifft, wird zum Häretiker, denn Häresie heißt Auswahl. In der Wochenzeitung „Die Zeit“ schrieb am 5. Mai dieses Jahres ein Journalist über den Evangelischen Kirchentag. Ich zitiere wörtlich: „Ob Jesus wirklich Gott ist, und die Bibel Gottes Wort enthält, darüber werden Kirchentage kontrovers diskutieren. Es braucht auch keinen Konsens darüber, ob Treue in der Partnerschaft heute noch nötig ist. Aber beim Müll kennt der Kirchentag keinen Diskurs und keinen Widerspruch. Das Glaubensbekenntnis lautet: Müll trennen.“ Das sage nicht ich, das sagt ein evangelischer Journalist. Auch in unserer Kirche gibt es Männer und Frauen, die Gegenstände des Glaubens auf Katholikentagen bestreiten. Aber meine lieben Freunde: Wir schauen jenseits der Berge. Wir schauen dahin, wo der Nachfolger Petri ist, und wir wissen, da ist der Glaube der Kirche, da ist die Einheit dieses Glaubens gewährleistet.

Der Glaube wird zusammengefasst in Kurzformeln, Glaubensbekenntnisse genannt. Von Anfang an hat die Kirche ihren Glauben in bestimmte Formeln gefasst. An die Gemeinde in Rom schreibt der Apostel Paulus: „Das ist das Wort des Glaubens, das wir verkündigen. Denn wenn du mit deinem Munde Jesus als den Herrn bekennst und in deinem Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten erweckt hat, dann wirst du gerettet werden.“ Also das ist das apostolische Bekenntnis im Anfang: Jesus ist der Herr, d.h. der Gottgleiche, und Jesus ist der Auferstandene. Freilich wurden diese Bekenntnisse bald ausgeweitet. Man hatte es notwendig, um eben einen breiteren Konsens in den Glaubenswahrheiten zu schaffen. Man musste sich vor allem gegen Irrlehren wehren, und so ist das Apostolische Glaubensbekenntnis entstanden, das wir ja bei jedem Rosenkranz, den wir beten, zitieren. Es besteht aus drei Hauptteilen, je nach der Anrede an den Vater, an den Sohn und an den Heiligen Geist. Und diese drei Hauptteile werden wieder in zwölf Artikel eingeteilt. Diesem Glaubensbekenntnis sind viele andere gefolgt. Etwa das Bekenntnis des Konzils von Nicäa 325, das Bekenntnis des Konzils von Konstantinopel 381, das Bekenntnis des Vierten Laterankonzils 1215, das Bekenntnis, darauf lege ich größten Wert, das Bekenntnis des XI. Konzils von Toledo im Jahre 675. Das ist von einer ganz besonderen Qualität. Wenn Sie sich einmal einen religiösen und intellektuellen Genuss bereiten wollen, dann lesen Sie das Glaubensbekenntnis des XI. Konzils von Toledo, 675. Natürlich auch das Glaubensbekenntnis des Konzils von Trient. Keines der Bekenntnisse ist überflüssig. Keines kann als wertlos oder überholt angesehen werden. Sie alle fassen den Glauben der Kirche zusammen und helfen uns, ihn tiefer zu verstehen. Das Apostolische Glaubensbekenntnis ist uns heilig, aber es hat einen Mangel, nämlich es enthält keine ausgefeilte und ausgegliederte Lehre über die Trinität. Deswegen ist es gefährlich, wenn im Gottesdienst immer nur das Apostolische Glaubensbekenntnis gebetet wird. Hier fehlt eine ausgefaltete Lehre über den Dreieinigen Gott. Daher ist für die Verwendung im Gottesdienst das nicäno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis vorzuziehen. Die Bekenntnisse haben regelmäßig ihre Besonderheiten. Es gibt bestimmte Schwerpunkte, auf die sie Wert legen. Das athanasianische Glaubensbekenntnis zum Beispiel ist eine gegliederte und ausgeführte Lehre über den Dreieinigen Gott. Die Glaubensbekenntnisse der Alten Zeit enthalten keine Aussagen über das Priestertum und über die Eucharistie. Als diese Gegenstände von den Glaubensneuerern des 16. Jahrhunderts angefochten wurden, hat das Konzil von Trient sie in das Glaubensbekenntnis aufgenommen. Das Glaubensbekenntnis des Trienter Konzils hebt also hervor, dass Gott in der Hl. Messe ein wahres, eigentliches, sühnendes Opfer dargebracht wird, für Lebende und Tote. Dass in der Eucharistie wahrhaft, wirklich und wesentlich Leib und Blut, Seele und Gottheit Christi gegenwärtig sind. Dass in der Wandlung die ganze Brotsubstanz in den Leib und die ganze Weinsubstanz in das Blut Christi verwandelt wird. Das II. Vatikanische Konzil hat bedauerlicherweise kein Glaubensbekenntnis formuliert. Ein bedenklicher Mangel, aber der Papst des Konzils, Paul VI., hat dann nachträglich das Glaubensbekenntnis des Gottesvolkes formuliert, das ich hier vor mir habe. Meine lieben Freunde, es ist eine der Merkwürdigkeiten der nachkonziliaren Szene, dass dieses Glaubensbekenntnis nur durch Privatdrucke verbreitet ist. Nur durch Privatdrucke, nicht durch amtliche! Ich glaube, dass unter Ihnen kaum jemand ist, der einen Text dieses Glaubensbekenntnisses von Paul VI. besitzt. Und es ist so reich und es ist so eindeutig und es ist so klar. Ich zitiere eine einzige Nummer: „Christus kann in diesem Sakrament“, damit ist die Eucharistie gemeint, „Christus kann in diesem Sakrament

nicht anders gegenwärtig sein als durch die Verwandlung der Substanz des Brotes in seinen Leib und die Verwandlung der Substanz des Weines in sein Blut. Diese geheimnisvolle Verwandlung nennt die Kirche auf sehr treffende Weise Transsubstantiation." Hier kommt alles das zur Sprache, was auf diesem Konzil vergessen wurde.

Es ist ein unaussprechliches Glück, den Glauben zu kennen und im Glauben zu leben. Wer glaubt, meine Freunde, gewinnt Zugang zu einer ganz neuen, ja, zu der entscheidenden Dimension der Wirklichkeit. Wer nicht glaubt, verpasst die ausschlaggebende Realität. Wer glaubt, erkennt den tiefsten Sinn und den höchsten Zweck seines Lebens. Wer nicht glaubt, läuft in die Irre. Wer glaubt, hat in Gottes Geboten einen untrüglichen Führer für ein Gelingen des Lebens. Wer nicht glaubt, verfällt den Verirrungen seiner Triebe. Vor einiger Zeit wurde ein Film gezeigt mit dem Titel „Erde". Ein Film, der weltanschaulich den Materialismus als einzige Wirklichkeit vertritt. In diesem Filme stirbt ein alter Bauer. Man reicht ihm einen schönen rotwangigen Apfel. Mit der letzten Kraft seiner zitternden Hände packt ihn der Sterbende. Und wie er ihn langsam und mühsam verzehrt, er hat ja kaum noch Zähne im Munde, da verklärt sich sein Gesicht zu höchster Verzückung. Das soll dieses Mannes heilige Wegzehrung sein, der Apfel, die edle Frucht der Erde, als Sinnbild der Materie, des Stoffes, den man als einzigen Gott verehrt. Und sein Genuss als Sakrament der Erde wird mit der Kommunion verglichen. Das alles ist mit meisterhafter Technik und ganz raffiniert zusammengestellt, aber nur darauf berechnet, das vom Schöpfer in den Menschen gelegte Verlangen nach einem jenseitigen, ewigen Leben zu zerstören. Es gibt, meine lieben Freunde, keinen Bauern in der ganzen Welt, dessen abgearbeitetes Gesicht in der Todesstunde sich deshalb verklärt zu heiliger Erhabenheit, weil er Aussicht hat, nun bald unter die Erde zu kommen und als Dünger für kommende Generationen zu dienen. Aber schon manches harte Antlitz, in Kummer und Not hart gewordene Antlitz, hat sich verklärt, und das habe ich selbst gesehen, wenn ich dem Christen in seiner Todesstunde den Leib des Herrn reichen und ihm die Gewissheit vermitteln konnte, dass Christus mit ihm in die Ewigkeit gehen wird. Der Apostel Paulus, der große Herold des Glaubens, hat seine Gemeinden und seine Schüler eindringlich dazu aufgerufen, am unverfälschten Glauben festzuhalten. Der Gemeinde in Galatien schreibt er: „Wenn euch jemand ein anderes Evangelium verkündigen würde als ich es verkündigt habe, der sei verflucht." Seinem Schüler Timotheus ruft er zu: „Bleibe bei dem, was du gelernt hast und was dir anvertraut wurde."

Ach, meine lieben Freunde, dass wir doch mit dem Apostel Paulus sprechen könnten: „Nun lebe nicht ich mehr, sondern Christus lebt in mir. Was ich aber jetzt im Fleische lebe, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich dahingegeben hat."

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Man kann sich den Himmel verdienen

09.06.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor wenigen Tagen fragte mich eine Dame aus unserer Gemeinde: „Kann man sich den Himmel verdienen?“ Mit dieser Frage sind das Verdienst, seine Möglichkeit und seine Berechtigung angesprochen. Kann man sich den Himmel verdienen, so fragte die Dame. Die Grundlage des Verdienstes sind die guten Werke. Wer vom Verdienst sprechen will, muss zuerst von den guten Werken sprechen, denn verdienstlich sind eben nur gute Werke. Wir wollen deswegen zwei Sätze aufstellen und über sie nachsinnen. Erstens: Gute Werke sind notwendig, um das Heil zu erlangen. Zweitens: Gute Werke sind verdienstlich vor Gott.

Der erste Satz lautet: „Gute Werke sind notwendig, um das Heil zu erlangen.“ Was sind gute Werke? Gute Werke sind freie Handlungen des Menschen, die nach Inhalt und Absicht mit dem göttlichen Gesetz übereinstimmen. Diese alle sind gute Werke: Freie Handlungen des Menschen, die nach Inhalt und Absicht mit dem göttlichen Gesetz, also mit den Geboten, übereinstimmen. Gute Werke werden unterschieden in natürlich gute Werke und in übernatürlich gute Werke. Die natürlich guten Werke stammen allein aus den sittlichen Kräften des Menschen, aus der bloßen Natur. Der Mensch kann auch im gefallenen Zustand manches natürlich gute Werk ohne Gnadenhilfe vollbringen. Die natürlich guten Werke haben zwar für die Übernatur keine Bedeutung, aber sie räumen die Hindernisse hinweg, die der Gnade den Weg verwehren. Luther war ganz anderer Ansicht. Er lehrte: „Der Gerechte sündigt in jedem guten Werke.“ Wie kann man einen solchen Unsinn sagen! Dem gefallenen Menschen und dem ungläubigen Menschen muss auf Grund seiner verbliebenen geistigen Natur die Befähigung zu sittlich guten Werken zugesprochen werden, die grundsätzlich ohne aktuelle wie habituelle Gnade und ohne Glauben geschehen können. Das ist tröstlich, weil einer, der in der Todsünde lebt, nicht meinen muss: „Ich kann jetzt nichts mehr tun für mein Heil.“ O ja, er kann selbst in der Todsünde noch gute Werke verrichten, natürlich gute Werke, die der Gnade den Weg bereiten. Die übernatürlich guten Werke stammen aus der Gnade als ihrem vorzüglichen Prinzip. Sie sind von einem übernatürlichen Motiv getragen, und sie sind auf den übernatürlichen Endzweck hingerichtet. Die guten Werke des Gerechtfertigten, die guten Werke im Gnadenstande, sind Taten Gottes, die vom Wirken des Menschen aufgenommen und zur menschlich geschichtlichen Aktualität gebracht werden. Sie sind ganz Werke Gottes und ganz Werke des Menschen, aber unterschieden durch die je eigentümliche Wirkweise. Gott als dem Allverursacher kommen die guten Werke absolut und selbständig zu. Dem Menschen als der Zweitursache kommen sie in Abhängigkeit und als gnadenhafte Teilhabe an Gott zu. Also kein Widerspruch, wenn wir sagen, gute Werke sind sowohl die Taten Gottes als auch die Taten des Menschen, nämlich jeweils in verschiedener Richtung. Wenn man ohne nähere Bezeichnung von guten Werken spricht, so sind die im Stande der heiligmachenden Gnade verrichteten Handlungen gemeint. Man muss, meine lieben Freunde, nichts Außergewöhnliches tun, um gute Werke zu verrichten. Nicht bloß beten, fasten und Almosen geben sind gute Werke, sondern alles, was wir als Gerechtfertigte in richtiger und sachlicher Weise nach Gottes Willen tun, das sind gute Werke. Unsere Berufsarbeit, unsere häuslichen Pflichten sind gute Werke, wenn sie in der rechten Absicht und im Gnadenstande geschehen.

Es ist ein Dogma der katholischen Kirche, dass der Gerechtfertigte gute Werke vollbringen muss. Gute Werke sind notwendig. Denken Sie an Johannes den Täufer. „Jeder Baum, der keine Frucht bringt, wird ausgehauen und ins Feuer geworfen." Das sind die guten Werke, die man bei ihm vermisst. Denken Sie an das Gleichnis von den Talenten. Der faule Knecht, der nicht gearbeitet hat, wird in die Finsternis hinausgeworfen, weil er keine guten Werke aufzuweisen hat. Gute Werke sind heilsnotwendig. „Nicht jeder, der zu mir sagt, Herr, Herr, wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines himmlischen Vaters tut." Dem reichen Jüngling sagt der Herr: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote." Das sind die guten Werke, die von dir verlangt werden. Jakobus, der Apostel Jakobus, hebt wie kein anderer neutestamentlicher Autor die Notwendigkeit, die Heilsnotwendigkeit der guten Werke hervor. „Was nützt es, wenn einer sagt, er habe Glauben, aber keine Werke? Kann ihn der Glaube retten?" Er erinnert sich eben an das, was der Herr gesagt hat: „Was ihr einem der Geringsten nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan."

Gute Werke, nun, das ist der zweite Satz, sind verdienstlich vor Gott. Es ist ein Dogma, ein Glaubenssatz unserer Kirche: Die guten Werke der Gerechtfertigten sind vor Gott wahrhaft verdienstlich. Wer getreu bis zum Ende wirkt und auf Gott hofft, dem stellt der Herr das Ewige Leben in Aussicht. Zugleich als Gnade, also als unverdientes Geschenk, und zugleich als Lohn, der für gute Werke ausgezahlt wird. Christus lässt eben in die Gerechtfertigten unaufhörlich seine Kraft einströmen, und diese Kraft geht ihren Werken voraus, damit sie geschehen. Sie begleitet sie und folgt ihnen nach. Ohne sie könnte kein Werk verdienstlich vor Gott sein. Meine lieben Freunde, ich habe Sie gelegentlich hingewiesen auf frühere Konzilien. Und hier möchte ich das Konzil von Orange in Südfrankreich erwähnen, aus dem Jahre 529. In dieser frühen Zeit hat das Konzil von Orange gelehrt: „Den guten Werken wird Lohn geschuldet, wenn sie geschehen. Die Gnade Gottes aber, die nicht geschuldet wird, geht voraus, damit sie geschehen." Hier ist in einer, ich möchte sagen, geradezu erleuchteten Weise das Prinzip der katholischen Verdienstlehre ausgesprochen. Den guten Werken wird Lohn geschuldet, wenn sie geschehen. Die Gnade Gottes aber, die nicht geschuldet wird, sondern frei ist, geht voraus, damit sie geschehen. Das Konzil von Trient hat die Verdienstlehre ein für allemal gültig und immer bleibend vorgetragen. Das Konzil weist darauf hin, dass zwar die Schrift das Wort Verdienst nicht kennt, aber die Schrift spricht vom Lohn, von der Vergeltung, vom Siegespreis, von der Krone in gleichem Sinne, wie wir vom Verdienst sprechen. Der Lohn ist kein Anspruch, den der Mensch bei Gott geltend machen könnte, sondern Gnade. Es ist Gnadenlohn. Es ist ein frei gewährter, nicht ein geschuldeter Lohn. Aber Gott hat sich verpflichtet, Lohn zu zahlen für den, der gearbeitet hat. „Siehe, ich komme bald", heißt es in der Apokalypse des Johannes, „und mit mir mein Lohn, um einem jeden nach seinen Werken zu vergelten." Durch die Verdienstlehre der Kirche wird nicht eine neue menschliche Selbstherrlichkeit aufgerichtet, als ob man sich rühmen könnte der Verdienste. Nein, die Verdienste gründen ja in der Kraft Gottes und nur in ihr. Der Mensch kann übernatürliche Werte schaffen, weil und sofern Gott sie durch ihn schafft. Er kann nur in der Schöpferkraft Gottes schöpferisch werden. Aber in dieser Kraft wird er auch schöpferisch. Denn wenn der von Gott ergriffene und durchherrschte Mensch tätig wird, dann wird Gott durch ihn tätig. Es sind Gottes eigene Werke, von denen wir sagen, dass sie verdienstlich sind. Und deswegen beten wir ja auch in der Präfation von Allerheiligen: „Wenn du, Gott, ihre Verdienste krönst, krönst du deine Werke." Der von Gott zur Freiheit geschaffene Mensch wirkt in freier Entscheidung und Verantwortung in der Kraft Gottes die Werke Gottes. Aber Gottes Taten sind zugleich Menschentaten. Wie immer man sich das Zusammen von göttlicher Wirksamkeit und menschlicher Mitwirksamkeit erklären mag, es ist sicher, dass eine Verantwortung des Menschen für die guten Werke bleibt und dass er dafür von Gott Lohn erhält.

Was kann man sich denn verdienen? Das Konzil von Trient gibt darauf die Antwort. Man kann sich verdienen den Zuwachs an Gnade, das Ewige Leben und die Vermehrung der himmlischen Herrlichkeit. Drei Dinge nennt das Konzil von Trient: Vermehrung der Gnade, das Ewige Leben und Zuwachs an Herrlichkeit. Es lautet also die Antwort auf die Frage, die mir die Dame gestellt hat: Man kann, ich setze hinzu, man muss sich den Himmel verdienen.

Damit vonseiten des Menschen ein Verdienst zustande kommt, sind einige Bedingungen notwendig. Erstens: Der Mensch muss noch auf dem Wege sein – in statu viatoris – also noch im irdischen Leben. Nach dem Tode sind keine Verdienste mehr möglich. Jetzt ist die Zeit der Aussaat. Jetzt ist der

Tag der Arbeit. Darin liegt auch der gewaltige Ernst des menschlichen Lebens. Zweitens: Wer Verdienste erwerben will, muss im Stande der Gnade sein, d.h. er muss übernatürlich geheiligt und göttlichen Lebens teilhaftig sein. Drittens: Das Werk, das er verrichtet, muss eine freie, sittlich gute Handlung sein. Es muss also mit wahrer innerer Willensfreiheit verrichtet werden. Es kann aber auch jedes gute Werk zum Verdienst werden. Auch das pflichtmäßig geleistete, auch unsere tägliche Arbeit im Beruf und im Haus. Auch das kann und soll Verdienst werden. Viertens: Der Beweggrund des verdienstlichen Handelns muss die Liebe zu Gott sein. Nach Paulus sind alle, auch die größten Werke, nichtig, wenn sie nicht aus Liebe geschehen. „Und wenn ich meinem Leib zum Verbrennen gäbe, hätte aber die Liebe nicht, ich wäre nichts." Nach Jakobus wird der in der Prüfung Bewährte die Krone des Lebens empfangen, die Gott denen verleiht, die ihn lieben. Wer liebt, arbeitet im wahren Sinne für Gott und seine Sache. Wer liebt, handelt aus vollkommener innerer Freiheit. Beides macht die Taten des Lohnes würdig. Es genügt die habituelle, also die einmal erweckte und anhaltende Gesinnung der Liebe, um gute Werke zu verrichten. Ein aktuelles Denken an Gott ist nicht notwendig. Das ist ein großer Trost, meine lieben Freunde. Ein aktuelles Denken an Gott ist nicht notwendig. Es genügt, die einmal erweckte Haltung der Liebe, um das ganze Wirken als gute Werke Gott darzubringen. Man spricht hier gewöhnlich von der guten Meinung. Gute Meinung ist die Absicht, alles zur Ehre Gottes oder aus Liebe zu Gott zu tun. Diese gute Meinung allerdings erlässt uns Gott nicht. Sie müssen wir haben. Das ergibt sich aus dem Wesen der Sittlichkeit und aus den ausdrücklichen Geboten Gottes. Es fragt sich, wie oft wir die gute Meinung erwecken müssen, damit unser Handeln übernatürlichen Wert erhält. Nun, ich sage noch einmal: Die jeweils eigene Erweckung der guten Meinung ist zur Verdienstlichkeit des Handelns nicht notwendig. Es genügt, wenn wir sie einmal gesetzt haben und nicht widerrufen. Aber freilich, wir sind Gefahren und Versuchungen ausgesetzt. Die gute Absicht bei uns kann sich abschwächen. Wir wissen ja, wie wir nach der Beichte gewöhnlich gut anfangen, und dann lauer werden. Und deswegen empfiehlt sich die regelmäßige Erweckung der guten Meinung. Ich halte es für außerordentlich verdienstlich, täglich die gute Meinung zu erwecken. An jedem Tage zu sprechen: „O Gott, lass mich diesen Tag zu Deiner Ehre, zum Heile meiner Seele, zum Segen für meine Mitmenschen verbringen." Wenn Sie das sprechen, meine lieben Freunde, da sammeln Sie wahrhaft Schätze für den Himmel. „O Gott, lass mich diesen Tag zu Deiner Ehre, zum Heile meiner Seele, zum Segen für meine Mitmenschen verbringen."

Wir wissen alle, dass das Gerichtsurteil Gottes, nach unserem Tode, nach den Werken erfolgt. Jeder erhält Strafe oder Lohn nach dem, was er getan oder unterlassen hat. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit guter Werke, um im Gericht bestehen zu können. Das gute Handeln, die guten Werke sind den Menschen zum Heile unbedingt notwendig. Sie sind nicht die Wirkursache des Heils, sie schaffen nicht das Heil, aber sie sind die Bedingung, die Bedingung, von der Gott sein barmherziges Urteil abhängig macht. „Seid bestrebt, eure Berufung und Auserwählung durch gute Werke sicherzustellen", heißt es im 2. Petrusbrief. „Seid bestrebt, eure Berufung und Auserwählung durch gute Werke sicherzustellen."

Ich wurde gefragt: „Kann man sich den Himmel verdienen?" Ich antworte: „Ja, man kann, man soll, man muss ihn sich verdienen." Man muss die guten Werke vollbringen, die dem göttlichen Richter ermöglichen, das Urteil zu fällen: „Du guter und getreuer Knecht, du gute und getreue Magd, weil du über Weniges getreu gewesen bist, will ich dich über Vieles setzen. Geh' ein in die Freude deines Herrn."

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wert und Bedeutung des Leibes

16.06.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Leib bin ich und Seele." So redet das Kind. Aber der Erwachte, der Wissende sagt: „Leib bin ich ganz und gar und nichts außerdem. Und Seele ist nur ein Wort für ein Etwas am Leibe", so schreibt Friedrich Nietzsche in seinem Zarathustra. Viele Menschen sprechen es ihm nach, wissen nichts mehr davon, dass der Mensch aus Leib und Seele besteht. Und sie wissen auch nichts von der Zuordnung von Leib und Seele, von der richtigen, von der gottgewollten Zuordnung. Im 13. Jahrhundert verfasste der englische Theologe Alexander von Hales eine Summa, in der er folgendes ausführte: „Das nächste Ziel des Leibes ist die Vereinigung mit der Seele. Das entferntere Ziel des Leibes ist die Geneigtheit, zusammen mit der Seele die ewige Seligkeit zu verdienen. Dazu hat nämlich Gott den Leib geschaffen, dass er im Dienst der Seele gute, geordnete Werke verrichte, nicht aber, um die Werke der Lust zu vollbringen. Die Seele soll ihn als Instrument zum geordneten Handeln benützen, um so Verdienste zu sammeln." Das ist die Lehre des Alexander von Hales über die Zuordnung von Leib und Seele. Es ist die Lehre der Kirche, wie sie unverändert heute gilt. Wir wollen den Leib im Lichte der Natur, im Lichte der Offenbarung und im Lichte der Lehre der Kirche betrachten.

Der Leib im Lichte der Natur. Wir wissen, dass ein Naturtrieb in uns ist, der uns heißt, den Leib zu schätzen, den Leib zu benutzen, den Leib zu pflegen. Dieser mächtige Naturdrang geht auf den Willen des Schöpfers zurück. Er hat ihn in die menschlichen Körper eingesenkt. Und aus diesem Naturdrang ergibt sich der sittliche Wert der Leiblichkeit. Das sittliche Handeln ist ja von der Leiblichkeit abhängig. Wir können nur so lange wirken, wie wir im Leibe wandeln. Hier ist die Zeit der Aussaat, später im Jenseits sollen wir ernten. Der Herr hat selber erklärt: „Ich muss wirken, solange es Tag ist. Es kommt die Nacht, da niemand mehr wirken kann." Im Leibe, meine lieben Freunde, wirken wir unser Heil oder schaffen wir unser Unheil. Das sittliche Handeln hängt auch inhaltlich und sachlich vom Stande des leiblichen Lebens ab. Natürlich liegt die Sittlichkeit wesentlich im Geiste, aber der Geist ist mit dem Körper zu einem Wesen verbunden. Der Leib ist nicht nur die Wohnung des Körpers, sondern Leib und Seele bilden ein Wesen, eben den Menschen. Wir handeln durch unseren Leib, durch unsere Sprache, durch die Hände, durch den Kopf. Der Leib ist der Vollstrecker der Gedanken und der Schlüssel unseres Geistes. Und deswegen hat auch die Art und die Vollkommenheit des leiblichen Lebens großen Einfluss auf den Geist und auf das sittliche Handeln. Der eine ist antriebsstark, der andere antriebsschwach. Der eine ist begabt, der andere ist wenig begabt. Der eine ist musikalisch, der andere ist unmusikalisch. Also die leibliche Verfasstheit hat ihre Auswirkung auf Talent, auf Neigung, auf Leidenschaft, auf Gemütslage. Und selbstverständlich bedürfen wir der leiblichen Kräfte für alles äußere Handeln, für die wirksame Durchführung des Sittlichen in dem Kampfe mit der Natur und mit dem Schicksal. Wie wunderbar, meine lieben Freunde, ist der Mensch doch ausgestattet. Die Hand ist das Universalwerkzeug. Wenn Sie einmal nachdenken, dann werden Sie erkennen, dass alle Werkzeuge, die wir geschaffen haben, der Hand nachgebildet sind. Der Hammer der Faust, die Schere den Fingern, der Spaten der Hand, die hineingreift ins Erdreich. Wie glücklich ist der Mensch, der seine beiden Hände zur Arbeit benutzen kann. Und wie bedauernswert jener, dem diese Kräfte fehlen. Oder denken Sie an das Auge. Das Auge hat sogar Charles Darwin Schwierigkeiten gemacht bei seiner Evolutionstheorie. Das Auge ist die leistungsfähigste Kamera, die man sich denken kann. Bei ihr sind ver-

eint farbige Wiedergabe, automatische Einstellung, sofortige Entwicklung und Wahrnehmung. Wie glücklich der Mensch, dem das Augenlicht bis zum Ende seines Lebens verbleibt. Und wie unglücklich jener, dessen Sehkraft nachlässt oder gar erlischt. Was Gott gegeben hat, das soll auch gebraucht werden. Die Naturanlage ist die Aufforderung an uns, sie im Dienste Gottes und der Menschen zu benützen. Ich bin überzeugt, dass es Gottes Wille ist, dass man so lange arbeiten soll, wie man arbeiten kann. Gott gibt die Kraft, und er will, dass sie benutzt wird. Als praktische Folgerung ergibt sich die Pflicht, den Leib als Teil des Menschen hochzuhalten, ihn als ein Werk Gottes mit Ehrfurcht zu behandeln. Der Körper darf nicht vernachlässigt werden. Es ist angemessene Körperpflege zu betreiben. Das Haar ist in Ordnung zu halten. Es ist kein Luxus, meine lieben Freunde, zum Friseur zu gehen. Wir müssen das Leben vor Verletzung, vor Gefährdung schützen. Denken wir an das pflichtmäßige Verhalten im Straßenverkehr, an angemessene Kleidung zu jeder Jahreszeit, an Schutz vor Sonnenbrand und Blitzschlag. Wir dürfen kein Risiko eingehen, das vor der Vernunft nicht bestehen kann. Extreme Sportarten, wie Bergsteigen, bedürfen sorgfältiger Prüfung der eigenen Leistungsfähigkeit. Wir müssen unsere Gesundheit schützen durch entsprechende Maßnahmen, durch Hygiene. Das ist eine sittliche Aufgabe des einzelnen. „Wer gegen seinen Schöpfer sündigt, fällt dem Arzt in die Hände", steht in der Heiligen Schrift. Wer gegen seinen Schöpfer sündigt, fällt dem Arzt in die Hände.

An zweiter Stelle ist der Wert des Leibes vom Standpunkt des Christentums zu bedenken. Das Alte Testament erzählt in feierlicher Weise die Erschaffung des Menschen nach Leib und Seele durch Gott. Die Erzählung erfolgt, wie man eben einfachen Menschen erzählt, in bildhafter Weise. „Gott nahm den Lehm der Erde und bildete daraus den Menschen." Das darf nicht wörtlich verstanden werden. Schon Augustinus hat geschrieben: „Das wörtliche Verständnis dieser Stelle wäre eine „Nimis puerilis cogitatio", eine allzu kindliche Vorstellung." Nein, damit wird ausgesagt: Gott hat den Menschen geschaffen und ihn seinen Gesetzen unterstellt. Er hat die Achtung vor dem Menschen und vor dem Menschenleben geboten. „Ich allein bin Gott. Ich töte und mache lebendig. Ich schlage und heile." In den verschiedenen Weisheitsbüchern des Alten Testamentes werden gesundheitliche Regeln, Ernährungsregeln, aufgestellt. „Der Wein ist für den Menschen ein Lebenstrank", heißt es im Buche Sirach, „wenn er ihn mäßig trinkt." „Was ist das Leben, das des Weines entbehrt." Das steht in der Heiligen Schrift. Im Neuen Testament ist der Leib des Menschen noch einmal geheiligt durch die Fleischwerdung, durch die Menschwerdung des LOGOS. Es ist tatsächlich der Leib des Menschen zu einem Bestandteil des auf Erden erschienenen Gottessohnes geworden. In enger Beziehung zu der Menschwerdung stehen die Sakramente. Durch sie wird der Leib, auch der Leib, geweiht und geheiligt. Wir erwarten die Auferstehung des Leibes. Mir ist immer wieder eingekommen, wie notwendig der Leib auch für uns Priester ist. Wenn ein Priester die Sprache verliert, kann er nicht mehr zelebrieren. Das Messopfer ist gebunden an das Aussprechen. Die Christen sollen nach dem Wort des Apostels ihre Leiber als Glieder Christi und als Tempel des Heiligen Geistes betrachten. Ja, wie geht man mit Gliedern Christi um und mit einem Tempel des Heiligen Geistes? Eben ehrfürchtig. Die Christen sollen ihre Leiber als lebendige Opfergabe Gott darbringen. Eine Opfergabe muss makellos, fehlerlos sein. Neben dieser übernatürlichen Schätzung des Leibes bleibt die natürliche bestehen. Christus heilt auch Schäden des Leibes. Er ist der Gesundmacher.

An dritter Stelle gilt es, die Lehre der Kirche über den Leib zu betrachten. Die Kirche hat immer die rechte Mitte zwischen Geringschätzung und Überschätzung des Leibes gewahrt. In alter Zeit bekämpfte sie den Manichäismus. Nach dem Manichäismus ist der Leib ein Geschöpf des Teufels. Die Kirche wandte sich gegen den Spiritualismus, nämlich die Ansicht, der Leib sei ein Kerker der Seele, wie es bei den Platonikern der Fall war. Seit dem Mittelalter ist eindeutig klargestellt, dass Leib und Seele innig und organisch zusammengehören. Die einzelnen sittlichen Gebote um die Pflege des Leibes lassen sich in folgender Weise auseinanderfalten: Da Gott das höchste Gut ist und die Erfüllung seines Willens der höchste Beruf des Menschen, so gibt es eine bestimmte Freiheit des Menschen gegenüber dem leiblichen Leben. Sie drückt sich aus etwa in dem Worte: Sorget nicht für das, was ihr essen, was ihr trinken werdet, was ihr anziehen werdet. Legt alle diese Anliegen Gott vor, er sorgt für euch. Selbstverständlich will Gott nicht die vernünftige Sicherung des Lebens und des Leibes außer Acht gelassen wissen. Worum es ihm geht, ist das Vermeiden des Aufgehens in der Leibsorge. Die Daseinsvorsorge ist notwendig, aber sie darf nicht das einzige Ziel des menschlichen Lebens sein.

„Sorg, aber sorge nicht zu viel, es kommt doch, wie Gott es haben will." So hatten meine Eltern in einem Spruch über ihre Wohnung geschrieben. Es kann notwendig sein, das Leben zu opfern. „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen." „Fürchtet nicht diejenigen, die nur den Leib töten können. Fürchtet vielmehr den, der Leib und Seele in die Hölle stoßen kann. Ja, sage ich euch, den sollt ihr fürchten." Der Herr hat immer wieder darauf hingewiesen, dass es notwendig sein kann, das eigene Leben für die anderen hinzugeben. „Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Eine größere Liebe hat niemand als die, dass er sein Leben hingibt für seine Freunde." Innerhalb des Menschenwesens ist der Leib nicht Selbstzweck, sondern Werkzeug und Diener des Geistes. Der Wert des Lebens und der Anspruch des Leibes ist zu bemessen nach den Bedürfnissen des Geistes. Eine solche Wertschätzung des Leibes fordert die Einschränkung und die Zucht der Triebe. Wir müssen die Triebregung, die an sich gut ist, in den Griff bekommen. Wir müssen sie dem Geiste unterordnen. Die gesunde Kraft des Geistes soll sich harmonisch verbinden mit einem gesunden Körper. Die Vernunft soll über die Triebe herrschen. Wir wissen heute um die Bedeutung der Psychosomatik, das ist die Wissenschaft von den wechselseitigen Beziehungen psychischer, sozialer und körperlicher Vorgänge in ihrer Bedeutung für Gesundheit und Krankheit. Der Internist Ludolf von Krehl hat das Grundprinzip der Psychosomatik ausgesprochen: „Es gibt keine Krankheiten, es gibt nur kranke Menschen." Damit wollte er sagen: Körper und Seele beeinflussen sich bei jeder Krankheit wechselseitig. Bei jeder körperlichen Krankheit wird der Verlauf wesentlich auch von der seelischen Verfassung und Verarbeitung des Patienten bestimmt. Das Christentum spricht häufig vom Fleisch. Damit ist gemeint: der Körper, insofern er der Schwäche, der Vergänglichkeit und der Triebgefährdung ausgesetzt ist. Fleisch ist also das natürliche Leben, insofern es bedroht ist. Und vor diesem Fleisch erklärt der Apostel Paulus: „Das Fleisch begehrt wider den Geist. Der Geist aber wider das Fleisch." Lesen Sie einmal das 7. Kapitel des Römerbriefes. Da finden Sie diesen Zwiespalt ausgefaltet: Das Fleisch auf der einen Seite, der Geist auf der anderen Seite. Und nun fordert der Apostel auf, das Fleisch zu töten, also die Triebe zu beherrschen, „Die Christus angehören", schreibt er im Galaterbrief, „haben das Fleisch samt seinen Leidenschaften und Lüsten gekreuzigt." Im Kolosserbrief fordert er die Adressaten auf: „Tötet an euch das, was der Erde angehört: Unzucht, Unreinheit, Leidenschaft, böse Lust und Habsucht, welche Götzendienst ist." Es geht im Christentum, meine lieben Freunde, nicht ohne Aszese, nicht ohne Beherrschung, nicht ohne Abtötung. Es geht im Christentum nicht ohne Aszese.

Die allgemeine Sorgepflicht für den Leib umfasst einige wichtige Einzelpflichten. So zum ersten: Die Pflicht zur Ernährung. Maß und Art der Ernährung richten sich nach dem Ziel, nämlich eben die Körperkraft zu erhalten. Wir essen, um zu leben, aber wir leben nicht, um zu essen. Die Ernährung muss menschenwürdig erfolgen, das heißt mit Überlegung, mit Beherrschung. Sie muss mit Rücksicht auf andere geschehen, denn Speisen soll verbinden, nicht trennen. Speisen soll Gemeinschaft stiften und fördern. Das Mahl hat eine hohe Bedeutung für die menschliche Gemeinschaft. Mit Rücksicht auf Gott sollen wir dankbar die Speisen entgegennehmen. Das Tischgebet hat seine große Berechtigung, meine lieben Freunde. Es gibt auch eine Pflicht zur Kleidung. Die Kleidung hat eine dreifache Funktion: Eine Schutzfunktion, eine Ausdrucksfunktion und eine Sozialfunktion. Die Kleidung schützt vor Kälte oder Sonnenhitze, vor Regen. Die Kleidung drückt etwas aus, nämlich: Wir unterscheiden die Werktags- und die Sonntagskleidung. Der Sonntag ist eben ein besonderer Tag. Man zieht sich anders an, wenn man zu einem Fest geht oder wenn man die Arbeit aufnimmt. Schließlich hat die Kleidung auch eine Sozialfunktion. Sie soll das Zusammenleben der Menschen erleichtern, nicht erschweren. Es gibt eine Dienstkleidung, es gibt eine Uniform. Die Kleidung soll auch vor sinnlicher Aufreizung schützen und nicht eine solche hervorrufen. Sie haben alle schon von dem Präsidenten der Burenrepublik in Südafrika gehört, dem Ohm Krüger. Er wurde zu einer großen Abendeinladung gerufen. Er kam zu der bestimmten Stunde. Man führte ihn in den Festsaal. Kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, da meinte er: „Ich bitte um Entschuldigung. Ich wusste nicht, dass die Damen noch nicht fertig angezogen sind." Er drehte sich um und verließ das Haus. Diese Haltung ist lange vergangen. Heute sind wir an ganz andere Entblößungen gewöhnt. Die Jahre der Weimarer Republik werden uns von vielen als die „Goldenen Jahre" vorgestellt. Ich habe das immer bezweifelt. Golden, für wen waren sie denn golden? Für den Libertinisten, für den waren sie golden. Sie kennen vielleicht den großen,

angeblich großen, Theatermacher Max Reinhardt. Er hatte den ursprünglichen Namen Maximilian Goldman. Also dieser Max Reinhardt veranstaltete in seiner Villa Feste. Und wie ging es da zu? Die Männer erschienen im Frack, und die Frauen erschienen nackt. Das waren die Feste des Regisseurs Max Reinhardt. Es gibt eine Pflicht zur Wohnung und zum Heim. Der Mensch braucht nicht nur eine Nahrungs- und Schlafstätte, er braucht eine menschenwürdige, eine familiengerechte Wohnung. Zu enge, ungesunde, unabgeschlossene Wohnungen beeinträchtigen Gesundheit und Sittlichkeit der Bewohner. Das Familienleben bedarf einer familiengerechten Wohnung. Es gibt auch eine Pflicht zu ausreichendem Schlaf, denn der Schlaf erneuert die Kräfte. Die Dauer des Schlafes ist weithin individuell bestimmt, der eine braucht viel, der andere weniger. Aber viele schlafen zu viel, wenige schlafen zu wenig. Noch fremd klingt die Botschaft: „Bemesse die Zeit des Schlafes nach der Notwendigkeit, Gesundheit und Arbeitskraft zu erhalten." Es gibt auch eine Pflicht zur Erholung. Man sollte sich niemals, meine Freunde, völlig ausgeben. Man sollte sich niemals ausarbeiten und aufarbeiten bis zum Letzten, bis zum Zusammenbruch. Nein, man sollte stets einen gewissen Überschuss an Kraft besitzen, den man dreingeben kann, wenn es in außerordentlichen Umständen zu einem unerwarteten Einsatz kommt. Aber Erholung ist etwas anderes als Müßiggang. Sie dient der Erhaltung der Gesundheit und der Arbeitskraft, nicht dem Schlendrian. Erholung muss geplant und geordnet sein.

Der Mensch hat kein freies Verfügungsrecht über sich selbst. Die Rede, „mein Bauch gehört mir", ist falsch. Wir gehören Gott. Geist und Körper gehören Gott. Wir sind Verwalter, und Verwalter müssen einmal Rechenschaft ablegen über ihre Verwaltung. Wir müssen in unserem leiblichen Leben den Geist herrschen lassen. Wir müssen die Schöpfungsordnung beobachten, die uns Pflichten für den Leib auferlegt. Wir müssen die Erlösungsordnung beachten, durch die wir Tempel des Heiligen Geistes geworden sind. Ja, wir müssen auf die Aufforderung des Apostels Paulus hören: „Verherrlicht Gott in eurem Leibe."

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Tugend der Mäßigkeit

23.06.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Sie wissen, was eine Tugend ist. Eine Tugend ist eine Fertigkeit, eine Geläufigkeit im Guten. Unter den Tugenden gibt es besonders gewichtige, man nennt sie die Kardinal-, die Haupttugenden. Es sind vier: Gerechtigkeit, Klugheit, Starkmut, Mäßigkeit. Wir wollen heute uns der Tugend, der Kardinaltugend der Mäßigkeit zuwenden. Mäßigkeit oder Mäßigung besagt Selbstbeherrschung. Sie bedeutet, dass alles sinnliche Luststreben der Vernunft unterworfen wird. Die Mäßigkeit hat natürlich ihr besonderes Objekt im Essen und Trinken. Die Zufuhr von Speise und Trank ist lebensnotwendig. Wir wissen, wie Menschen hungers, oder was noch schlimmer ist, durstes sterben können. Die Aufnahme von Nahrung und Trank ist mit Lustgefühlen verbunden, so hat es Gott gewollt, mit Lust-, aber auch mit Unlustgefühlen. Die Lustgefühle laden ein, die Unlustgefühle schrecken ab. Das rechte Maß richtet sich nach dem objektiven Bedürfnis. Man muss die Mindestgrenze erreichen und darf die Höchstgrenze nicht überschreiten. Die sittliche Tugend liegt aber nicht nur in der Einhaltung des objektiven gesundheitlichen Maßes, sondern vor allem in der Beherrschung des inneren Begehrens. Die Speise dient dem Leben und das sinnliche, leibliche Begehren muss dem Geiste unterworfen sein. Alles tierische Genießen, alles was die sittliche Freiheit beim Essen und Trinken verletzt, ist Sünde. Freilich, die Menge und die Art der Speise unterliegt Einschränkungen, unterliegt Forderungen, die sich aus der Umgebung, die sich aus der Sitte des Volkes ergeben. Man muss Rücksicht nehmen auf sich und auf andere. In jedem Falle sind die Gaben, die wir zu uns nehmen, als Geschenke Gottes zu würdigen. Deswegen lehrt uns die Kirche das Tischgebet. Wir sollen bitten und danken für die Gabe, die Gott uns gibt. Was ist es Erbärmliches, wenn, wie ich es in der Nazizeit erlebt habe, unter einer jungen Gemeinschaft als Tischgebet gesprochen wurde: „Es isst der Mensch, es frisst das Pferd, doch heute sei es umgekehrt." Das wurde als Tischgebet uns vorgetragen.

Der Widerspruch zur Tugend der Mäßigkeit ist die ungeordnete Neigung nach Speise und Trank, die Unmäßigkeit. Im Lukasevangelium steht die Mahnung: „Gebt acht auf euch selbst, damit nicht etwa eure Herzen mit Schwelgerei, Rausch und irdischen Sorgen beschwert werden." Schwelgerei kann eine Sünde, eine schwere Sünde sein, wenn sie zur Gefährdung der Gesundheit, zur groben Verschwendung oder zur völligen Hingabe an die Sinnenlust führt. Im Philipperbrief spricht der Apostel Paulus von denen, die Feinde des Kreuzes sind, denn ihr Gott ist der Bauch. Man spricht auch vom epikuräischen und sybaritischen Genuss. Sybaris war eine kleine Stadt in Süditalien, und diese Stadt war zu Macht und Reichtum gelangt. Sie weilte im Wohlleben, und deswegen nannte man diejenigen, die sich eben dem Wohlleben ergeben, Sybariten. Es hat immer Menschen gegeben, die kein Maß zu halten verstanden. Der Reichskanzler Otto von Bismarck war ein solcher. Viele Jahre lang hat er übermäßig gegessen und getrunken. Zum Frühstück aß er bis zu elf Eier. Erst der bayerische Arzt Schweninger hat ihn zu einer gesunden Lebensführung gebracht. Ähnlich der Komponist Max Reger. Er war einmal in Leipzig in einem Restaurant und bestellte vier Portionen. Der Kellner wartete mit dem Auftragen, bis die Gäste kämen. „Die sind schon alle da", sagte Reger, und er hat vor den Augen des Kellners die vier Portionen aufgegessen. Das nennt man Unmäßigkeit.

Natürlich ist sie wahrscheinlich noch schlimmer, wenn sie sich auf das Trinken richtet, auf das Trinken alkoholischer, berauschender Getränke. Die Wirkung des Alkohols auf Gehirn und Nerven ist verheerend. Sie stört die normale Geistestätigkeit. Wenn der Vernunftgebrauch ausgeschaltet ist, spricht man von Trunkenheit. Man ist trunken, wenn der Vernunftgebrauch nicht mehr vorhanden ist, und der ist dann nicht mehr vorhanden, wenn man nicht mehr Gut und Böse unterscheiden kann. Die Hl. Schrift warnt vor der Trunkenheit: „Weder Ehebrecher noch Trunksüchtige noch Lästerer werden das Reich Gottes besitzen", schreibt der Apostel Paulus. Er nennt die Trunkenheit unter den Werken des Fleisches, die vom Reiche Gottes ausschließen. „Wie am Tage lasst uns wandeln, nicht in Schwelgereien und Trinkgelagen." Unmäßiges Trinken verleitet zur Geschwätzigkeit, zu verwerflichen Unterhaltungen, zu ungehörigem Betragen. Die Trunksucht wirkt verheerend. Das Vermögen wird vergeudet, „vertrunken", wie man sagt. Krankheiten stellen sich ein. Die Familie wird zerrüttet, ihre materielle Grundlage verschleudert, der Friede zerstört. Die Zucht der Kinder leidet, die Nachkommenschaft wird geschädigt, das Eheleben verwüstet. Die Trunkenheit zerstört schließlich den Sinn für alles Höhere. Ich habe einmal einen Trinker besucht, der saß am Tisch, hatte eine Flasche Schnaps vor sich und schüttete ein Gläschen nach dem anderen in sich hinein. Er sagte zu mir: „Ich brauche nur einen Bestatter." Unübersehbar und schlimm sind die sozialen Folgen. Durch Unmäßigkeit werden zweckmäßige Güter zerstört. Die Not der Armen wird dadurch gefördert. Die Unmäßigkeit schädigt und zerrüttet die geistige und leibliche Kraft. Sie steigert auch die Konkupiszenz. Der heidnische Dichter Terenz hat einmal den bedenkenswerten Satz geschrieben: „Sine Cerere et Baccho friget Venus". Ceres ist die Göttin des Wachstums, Bacchus ist der Gott des Weines, Venus ist die Göttin der Liebe. Der Satz bedeutet also: „Ohne Nahrungsaufnahme und ohne geistige Getränke ist auch die Konkupiszenz nicht gefährlich." Sie wird erst gefährlich durch die wirkliche und überreichliche Nahrungsaufnahme und durch die Trunkenheit. Zum Trinker wird man durch Gewöhnung. Der Genuss alkoholischer Getränke beginnt mit scheinbar harmlosen Mengen und steigert sich allmählich. Vor Jahren kniete ich einmal in der Sakramentskapelle des Domes in Mainz. Ich bemerkte, dass ein Herr neben mir kniete, der nach Alkohol roch. Als ich mich umwandte, sah ich, es war ein Priester, dem ich die Primizpredigt gehalten hatte. Er war dem Alkohol verfallen. Er ist am Alkoholismus gestorben. Wie konnte es dazu kommen? Diejenigen, die ihn kannten, meinten, er habe auf den Schiffen, die er als Seelsorger begleitete, das Trinken gelernt. Andere meinten, er sei zum Trinken gekommen, um Trost zu suchen wegen der Herrschaft von dominanten Frauen in der Pfarrei. Der Alkoholismus, meine lieben Freunde, ist zu einer großen Gefahr für unser Volk geworden. Man schätzt in Deutschland zweieinhalb Millionen Alkoholkranke. Knapp 60% der 15- und 16-jährigen sind mindestens einmal im Monat betrunken. Das Komasaufen nimmt zu bei den Jugendlichen. 23.165 junge Leute zwischen zehn und zwanzig Jahren mussten während eines Jahres wegen Alkohols stationär behandelt werden. In diesen Tagen haben Abiturfeiern stattgefunden. In Bad Homburg haben sich die Schüler derart betrunken, dass vierzig von ihnen medizinisch versorgt werden mussten. In Frankfurt war es nicht viel anders. An die tausend betrunkene Jugendliche haben im Frankfurter Park einen Großeinsatz von Polizei und Feuerwehr ausgelöst. Totalabstinenz, also völlige Enthaltung von Alkohol, ist nicht vorgeschrieben, kann aber aus opferbereiter Nächstenliebe hervorgehen. Mein Religionslehrer war ein solcher Totalabstinenter. Er sagte einmal zu mir: „Solange es Menschen gibt, die zu viel trinken, muss es auch solche geben, die gar nichts trinken." Also aus opferbereiter Nächstenliebe hat er dem Alkohol völlig entsagt.

Freilich ist Schwelgerei, ist Trunkenheit nicht die einzige Sucht, der die Menschen nachgeben. Denken Sie auch an die Unmäßigkeit im Rauchen. Rauchen gilt in der Pubertät als ein Mittel, um dem anderen Geschlecht zu imponieren. Man erhofft auch davon Überwindung der Selbstunsicherheit. Man meint, man könne damit leichter Prüfungen und Stresssituationen bewältigen. Und in der Tat hat das Rauchen einen anregenden und in höheren Dosen einen beruhigenden Einfluss. Es mindert Hunger und Angstgefühle. Aber in vielen Fällen kommt es zu einer pharmakologischen Abhängigkeit von Nikotin. Unser Sportlehrer warnte davor, ein Sklave der Zigarette zu werden. Denken Sie an den ehemaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt, bei dem die Zigarette nicht ausgeht. Wir haben es in der Gefangenschaft erlebt, dass Kameraden ihre dürftige Lebensmittelration weggaben, um Rauchware zu erlangen. Rauchen ist eine Gefahr für die Gesundheit. Es kann gefäßschädigende Wirkungen haben,

führt zu Arteriosklerose, Herzinfarkt, Schlaganfall, Gefäßverschlüsse der unteren Gliedmaßen, man spricht vom Raucherbein. Dem Bundespräsidenten Heuss, der ein starker Raucher war, musste ein Bein abgenommen werden. Vielleicht noch schlimmer ist der übermäßige Gebrauch von Drogen, Rauschmitteln, Rauschgiften. Man rechnet heute in der ganzen Welt mit einem Umsatz an Drogen von über tausend Milliarden Euro. Über tausend Milliarden Euro werden umgesetzt im Rauschmittelhandel. Menschen greifen zu Drogen in Konfliktsituationen, aus Überdruss, Einsamkeit, Isolation, aber auch zur Steigerung des Lebensgenusses. Bei jungen Menschen stehen Neugier oder Abenteuerlust, Belastungen in der Zeit der Pubertät, Angst vor der Zukunft, mangelndes Selbstwertgefühl, Protest gegen die Welt der Erwachsenen im Vordergrund als Motive. Der wiederholte Gebrauch von Drogen kann zur Sucht, zur Drogensucht führen, und diese Sucht setzt sich dann über alle moralischen Bedenken hinweg. Um zu Drogen zu gelangen, gibt es eine eigene Drogenkriminalität. Der Süchtige verliert die Kontrolle über sich. Häufig ist damit verbunden Prostitution, HIV-Infektion, Aids, gesellschaftliche Ausgrenzung und Verelendung. Das relativ harmlose Morphium wird ja heute kaum noch gebraucht, aber wir haben einen geschichtlichen Fall des Missbrauchs von Morphium, nämlich bei dem Feldmarschall und späteren Reichsmarschall Hermann Göring. Er war morphiumsüchtig. In einem solchen Morphiumrausch machte er die Aussage: „Wenn ein einziges feindliches Flugzeug über Deutschland kommt, will ich Meier heißen." Bald kamen tausende und abertausende von Flugzeugen über Deutschland und zerstörten die deutschen Städte. Die Zahl der Haschischkonsumenten in Deutschland wird auf 200.000 bis 300.000 geschätzt. Dazu kommen sechzig- bis siebzigtausend Heroinabhängige. Eine andere Erscheinung, die mit der Unmäßigkeit zusammenhängt, ist die Wegwerfgesellschaft. Ich habe hier ein Blatt mit amtlichen Angaben. Da heißt es: Ein Drittel aller Lebensmittel landet nicht auf dem Esstisch, sondern im Müll, das meiste schon auf dem Weg vom Acker in den Laden, bevor es überhaupt unseren Esstisch erreicht. Jeder zweite Kopfsalat, jede zweite Kartoffel und jedes fünfte Brot. Das entspricht etwa 500.000 Lkw-Ladungen pro Jahr. Bis zu 20 Millionen Tonnen Lebensmittel werden jedes Jahr allein in Deutschland weggeworfen. Die Älteren von uns haben noch erlebt, wie der Wirtschaftsminister Ludwig Erhard aufrief zum Maßhalten. „Maßhalten", hat er gesagt, „müsst ihr, nicht euch ins Übermaß verirren." Die Kirche hat das Maßhalten immer den Menschen vorgelegt und eingeschärft. Sie hat die Unmäßigkeit unter die sieben Hauptsünden eingereiht. Die Kirche hat Abbruchs- und Enthaltungsfasten geboten. Wie segensreich ist noch heute, was davon übriggeblieben ist, das Freitagsgebot. Es dient auch der Beherrschung des Nahrungstriebes. Das eucharistische Fasten ist zwar hauptsächlich wegen der Würde der eucharistischen Speise eingeführt, aber hat auch eine Auswirkung auf die Mäßigung. Es ist gar keine Frage, meine lieben Freunde, dass die Gefahren der Sucht heute unser Volk und Millionen unserer Volksbrüder bedrohen. Zur Sucht kann beinahe alles werden, nicht nur Essen und Trinken, nicht nur Tabak und Nikotin und Drogen. Auch das Fernsehen, auch das Internet, auch der Sport können zu Drogen werden. Um sich zu betäuben, um sich abzulenken, um sich einen Genuss zu verschaffen, greifen die Menschen zu diesen Mitteln. Letztlich ist für diese Erscheinungen nichts anderes verantwortlich als der Verlust Gottes. Wer Gott nicht sucht, der verfällt der Sucht.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das fünfte Gebot (1)

(Du sollst nicht töten)

30.06.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Sie kennen alle die Zehn Gebote. Unter ihnen das fünfte: Du sollst nicht töten! Es ist geoffenbartes Recht, dass die Tötung Unschuldiger von Gott ausnahmslos verboten worden ist. Es ist das auch ein sittliches Naturgesetz. Es ergibt sich aus dem Wert des Menschen, dass er nicht der Vernichtung überantwortet werden darf. Es ist eine Pflicht der Gerechtigkeit, sein Leben zu schonen. Und es ist eine Pflicht der Nächstenliebe, alles zu vermeiden, was sein Leben gefährden oder schädigen könnte. Die Tötung eines unschuldigen Menschen ist ein Vergehen gegen den Nächsten, es ist ein Vergehen gegen die Familie, es ist ein Vergehen gegen die Gesellschaft, und es ist ein Eingriff in die Rechte Gottes.

Unser Strafgesetzbuch unterscheidet zwischen Mord und Tötung. Mord ist die Tötung aus niedrigen Beweggründen oder die grausame oder hinterhältige Tötung. Alle anderen Tötungen werden als Totschlag eingeordnet, wobei aber zu unterscheiden ist zwischen dem vorsätzlichen und dem fahrlässigen Totschlag. Alle diese Vergehen sind in unserem Strafgesetzbuch mit Strafe bedroht. Im Bereich des Sittengesetzes, und damit auch der Kirche, unterscheiden wir zwischen direkter und indirekter Tötung. Direkte Tötung ist die Vernichtung eines Lebens, bei der entweder die Absicht besteht, zu töten oder doch Mittel anzuwenden, die ihrer Natur nach den Tod herbeiführen. Sie liegt also auch dann vor, wenn der Wille einen erlaubten Zweck verfolgt, aber für ihn Mittel gebraucht werden, die naturgemäß auf die Tötung abzielen, also etwa Darreichung von Gift bei einer qualvollen Erkrankung. Die direkte Tötung des Nebenmenschen ist immer schwere Sünde. Im Ersten Buch der Heiligen Schrift heißt es: „Du sollst nicht töten. Das Blut deines Bruders Abel schreit zu mir zum Himmel." Im Buche Exodus wird noch einmal gesagt: „Einen Unschuldigen und Gerechten darfst Du nicht töten!" Eigentlich sollte man das 5. Gebot anders übersetzen. Das hebräische Wort „rasach" heißt nämlich „ungerecht töten", morden. Also eigentlich müssten wir sagen: „Du sollst nicht morden, du sollst nicht willkürlich, eigenmächtig und gegen alles Gesetz und alles Recht töten."

Tötungsdelikte sind auch in unserer Gesellschaft nicht selten. Wir brauchen nur eine Zeitung aufzuschlagen, da finden Sie Berichte von Tötungen. Besonders schmerzlich, wenn es Kinder sind, die getötet werden. In Stuttgart hat eine vierunddreißigjährige Frau ihre einzige Tochter von der Neckarbrücke in den Strom gestoßen und auf diese Weise getötet. In Köln fand ein Entsorgungsbediensteter ein Kind, das nicht von selbst gestorben, sondern das getötet worden war auf der Müllhalde. In Hildesheim hat ein Vater seine vier Kinder umgebracht, als die Frau ihm am Telefon mitteilte, sie werde nicht mehr zu ihm zurückkehren. Eine besondere Qualität nimmt das Töten an, wenn es auf Verlangen eines Menschen geschieht. Auf Verlangen eines Menschen, der nicht mehr leben will. Dieser Fall tritt immer häufiger ein und breitet sich aus. Tötung auf Verlangen. Diese Bewegung hat begonnen in den angelsächsischen Ländern, in England und Amerika. Sie hat sich ausgebreitet auf dem Kontinent. Sie wissen, dass in den Niederlanden die Tötung auf Verlangen möglich ist, straffrei ist, freigegeben ist. Und in der Schweiz ist es nicht viel anders. In einem Jahre haben etwa 120 Deutsche sich in die Schweiz begeben, um sich dort töten zu lassen. Das merkwürdige ist, dass diese Kampagne für den sogenannten Freitod von vielen anglikanischen Geistlichen unterstützt wird. Der Bischof von Birmingham zum Beispiel ist ein solcher, der dieses Treiben fördert. Es gibt eine eigene „Voluntary Euthana-

sia Society“, eine eigene Gesellschaft in England mit zwanzigtausend Mitgliedern, die für die Selbsttötung oder die Tötung auf Verlangen eintritt. Sie hat sich bedeutende Schriftsteller als Paten besorgt: Bernard Shaw, Herbert George Wells und Virginia Woolf sind es, die diese Bewegung unterstützten. Wir sprechen hier von aktiver Sterbehilfe. Aktive Sterbehilfe besteht darin, dass ein Patient von einem anderen Menschen getötet wird, etwa durch eine Spritze mit einem tödlichen Gift, die bewusste Tötung eines Sterbenden oder Kranken durch medizinische Maßnahmen. Noch, noch ist die aktive Sterbehilfe in Deutschland verboten. Der Paragraph 216 des Strafgesetzbuches stellt sie unter Strafe – von 6 Monaten bis 5 Jahren Haft. Immer mehr wird ein Recht auf Sterbehilfe propagiert. Der Rechtssoziologe Klaus Lüdersen schlägt ein Recht auf aktive Sterbehilfe vor. In einer Leserzuschrift hat ein Medizinprofessor aus Magdeburg ihm die Antwort gegeben: „Wenn dieses Recht durchgesetzt würde, dann sollte man die Rechtsphilosophen damit beauftragen, die Tötung vorzunehmen.“ In vielen europäischen Ländern gibt es bereits eine Mehrheit der Bevölkerung, die für aktive Sterbehilfe eintritt. Nach einer Studie der Universität Brüssel sind es die Niederlande, Dänemark, Schweden, Finnland, Island, Frankreich, Belgien, Luxemburg, Tschechei, Russland und Slowenien, wo eine Mehrheit der Bevölkerung für aktive Sterbehilfe eintritt. Bei uns gibt es Leute, die das Recht auf den eigenen Tod fordern. Meine lieben Freunde, ein solches Recht existiert nicht. Der Herr über Leben und Tod ist Gott. Es gibt kein Recht auf den eigenen Tod.

Es gibt eine weitere Form der Sterbehilfe, die man die passive nennt, die passive Sterbehilfe. Sie besteht darin, dass, wenn eine Krankheit einen nicht umkehrbaren Verlauf genommen hat, die Ärzte die Behandlung abbrechen können oder erst gar nicht aufnehmen müssen. Eine solche passive Sterbehilfe ist nach dem Urteil des Bundesgerichtshofs zulässig. Die Beendigung der ärztlichen Behandlung, also der Verzicht auf künstliche Lebensverlängerung, bei einem ohnehin Sterbenden, wenn ärztliche Maßnahmen nur noch Leiden, Schmerzen und das Sterben unnötig verlängern würde. Wenn der Patient dem zustimmt, dass die Apparate abgeschaltet werden, ist die passive Sterbehilfe straflos. Auch die Kirche hat gegen eine solche Weise der Sterbehilfe keine grundsätzlichen Einwände.

Von der aktiven und passiven Sterbehilfe verschieden ist die Tötung von Menschen, die als Ballast empfunden werden, ohne ihren Willen und gegen ihren Willen. Man nennt das „Euthanasie“, schönen Tod. Die Bewegung, Menschen, die angeblich unnütz sind, zu töten, hat wiederum in England und in den USA begonnen. Lange, bevor die Nationalsozialisten in Deutschland dazu übergingen, solche Menschen zu töten, hat man in England und Amerika diese Weise, sich Menschen vom Leibe zu schaffen, gefordert. Auch hier waren anglikanische Geistliche führend beteiligt. Die nationalsozialistische Regierung hat von 1940 bis 1945 ein Programm zur systematischen Tötung missgebildeter Kinder und erwachsener Geisteskranker durchgeführt. Ich selbst habe in dem Hause, in dem meine Familie lebte, zwei Personen erlebt, die in Anstalten geschafft wurden, von denen dann nach kurzer Zeit die Nachricht kam, sie seien an Grippe oder an Lungenentzündung gestorben. Man hatte sie umgebracht. Die Nationalsozialisten konnten sich auf Gelehrte berufen, welche die Tötung lebensunwerten Lebens gefordert hatten. Es war der Jurist Karl Binding, und es war der Psychiater Alfred Hoche. Sie haben 1920 das Buch geschrieben: „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“. Von 1940 bis 1941 wurden etwa 70.000 Menschen auf diese Weise getötet. Von 1941 bis 1945 noch einmal 20.000 bis 30.000. Und jetzt, meine lieben Freunde, muss ich Ihnen etwas sagen, was wieder uns katholische Christen erheben und erfreuen kann. Am 2. Dezember 1940, also als diese Tötungsaktion anlief, hat der Heilige Vater in Rom folgende Erklärung veröffentlichen lassen: „Frage: Ist es erlaubt, auf Geheiß der öffentlichen Autorität solche direkt zu töten, die, obwohl sie kein todeswürdiges Verbrechen begangen haben, dennoch wegen psychischer oder physischer Fehler der Nation“ – man achte auf dieses Wort, das zielt natürlich auf Deutschland – „nicht mehr nützen können und sie vielmehr, wie man meint, belasten und ihrer Kraft und Stärke entgegenstehen?“ Das war die Frage. Dann die Antwort, vom Papst bestätigt: „Nein, da es dem natürlichen und dem geoffenbarten göttlichen Recht entgegensteht.“ Das ist die katholische Kirche. Da hat der Heilige Vater gesprochen. Deswegen trifft sie auch der Hass der Tötungsbereiten. In einer Leserzuschrift hieß es: „Sind wir denn vom Vatikan regiert oder von aufgeklärten Menschen?“ Eine andere Leserzuschrift antwortete darauf: „Ja, es wäre mir lieber, wir würden vom Vatikan regiert, als von den aufgeklärten mephistophelischen Gestalten.“ Das war die direkte Tötung, die von der indirekten Tötung zu unterscheiden ist.

Indirekte Tötung gibt es, wenn ein tödlich Kranker medizinisch gebotene schmerzlindernde Mittel erhält, die zu seinem früheren Tode führen können, ohne dass dies beabsichtigt ist. Also indirekte Tötung geschieht ohne die Absicht der Tötung und ist nur die Anwendung von Maßnahmen, die einen anderen Zweck verfolgen, nämlich die Schmerzen zu lindern. Eine solche indirekte Sterbehilfe ist zulässig, auch wenn dadurch der Tod rascher eintritt als nach natürlicher Entwicklung. Solche Dinge können auch bei anderen Gelegenheiten geschehen. Denken Sie etwa an die Entschärfung einer Fliegerbombe. Es ist nie auszuschließen, dass dabei Menschen ums Leben kommen, aber die Notwendigkeit zwingt zu einer solchen Maßnahme. Die indirekte Tötung fällt auch unter das 5. Gebot, aber sie kann durch schwerwiegende Gründe erlaubt oder sogar geboten sein. Das Leben darf niemals leichtfertig aufs Spiel gesetzt werden, aber es kann geopfert werden, wenn höhere Güter auf dem Spiele sind. Bei der indirekten Tötung ist der Tod nicht als Wirkung des eigenen Tuns direkt gewollt, sondern als Ergebnis äußerer Lebens- und Wirkumstände bloß zugelassen.

Eine besondere Art der Tötung ist die Abtreibung. Abtreibung ist die direkte Tötung der Leibesfrucht, und zwar sowohl die gewollte und direkt herbeigeführte Ausstoßung der noch nicht lebensfähigen Leibesfrucht aus dem Mutterschoß als auch die direkte Tötung im Mutterschoß. Nicht selbständig lebensfähig ist eine Frucht vor Beginn des 7. Monats. Die Kirche hat das Laster der Abtreibung alle Jahrhunderte von Anfang ihrer Existenz bekämpft, denn die Heiden haben dieses Mittel der Beseitigung von Menschen auch praktiziert. In vielen Entscheidungen, vor allem des Heiligen Stuhles, ist ein derartiger Eingriff in das Kindesleben absolut und ohne Ausnahme verboten worden. Der Protestantismus denkt anders. Nach protestantischer Auffassung kann man sich schuldig machen, wenn man nicht abtreibt. Das hat das höchste Organ der evangelischen Kirche in Deutschland im Jahre 1976 feierlich erklärt. Die Abtreibungszahlen sind, wie Sie alle wissen, erschütternd hoch. Offiziell werden 100.000 genannt. Nach den Berechnungen des großen Gelehrten Manfred Spieker in Osnabrück sind es 200.000 in Deutschland, zweihunderttausend Abtreibungen jedes Jahr. Diese Differenz der Zahlen ist auf das Meldedefizit zurückzuführen, denn zahlreiche Abtreibungen werden überhaupt nicht gemeldet. Wir holen Afrikaner und Türken nach Deutschland, weil uns die Menschen fehlen. Die Politiker und Politikerinnen beklagen den demographischen Wandel, d.h. das Ausbleiben einer genügenden Zahl von Geburten. Aber sie lassen es geschehen, dass hunderttausende Kinder vor der Geburt zerstückelt oder abgesaugt werden. Wer jedes Jahr hunderttausend Abtreibungen faktisch fördert, der sollte über fehlende Geburten nicht jammern. Natürlich gibt es Einwände gegen das ausschließliche Verbot der Abtreibung. Man sagt, der Embryo sei an bloßer Annex, ein Anhängsel, ein bloßer Annex oder ein erkranktes Glied der Mutter. Das ist natürlich Unsinn. Der Embryo ist kein Annex, sondern ein selbständiges Wesen. Man kann auch nicht sagen, die Abtreibung sei Notwehr, denn es liegt ja kein ungerechter Angriff vor durch das Kind. Andere sagen, das Kindesleben sei wertlos, wegen der Gefährdung. Dann müssten viele Leben für wertlos erklärt werden. Und auch die Behauptung, das Leben der Mutter sei kostbarer als das des Kindes, lässt sich nicht halten. Man kann nicht Leben gegen Leben aufzurechnen. Am meisten Eindruck macht die Behauptung, wenn man nichts tut, dann gehen möglicherweise zwei Leben zugrunde. Das kann sein, aber – das muss hingenommen werden. Wir, die wir glauben, dass es ein anderes Leben gibt, wir werden dem Tod nicht mit derselben Scheu entgegentreten wie diejenigen, die nur die Erde anerkennen.

Meine lieben Freunde. Bei dem Thema „Tötung“ lassen sich drei Feststellungen nicht umgehen: 1. Die staatliche Gesetzgebung ist kein ausreichender Schutz gegen ungerechte Tötung. Sie gibt Stimmungen und Umfragen nach, sie wandelt sich. Im parlamentarischen System wird heute umgeworfen, was gestern gegolten hat. Hier gilt nicht die Wahrheit, sondern die Mehrheit, und die Mehrheiten wandeln sich. 2. Allein das Gottesrecht wehrt dem Unrecht gegen das Leben. Dieses Recht zieht klare Grenzen, ist unveränderlich, gilt für alle Menschen und ist allen Nützlichkeitsgesichtspunkten enthoben. Wo das Gottesrecht fällt, da fällt auch der Schutz des menschlichen Lebens. 3. Von den Religionsgemeinschaften ist nur eine einzige, die das Leben bedingungslos schützt: Es ist die katholische Kirche. Sie steht unerschüttert im Ansturm von Nutzen und Leidenschaft. Sie ist der Herold des göttlichen Willens. Unbeirrt vom Hass der Abtreiber und der Mörder hält sie Gott die Treue. Lassen wir uns an Treue zu dieser Kirche von niemandem übertreffen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das fünfte Gebot (2)

(Der Selbstmord)

07.07.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Als ich ein Knabe von zehn Jahren war, kam eines Tages eine Dame aus dem Hause, in dem wir wohnten, zu meiner Mutter und bat sie, eilig mit ihr zu kommen, es sei etwas Furchtbares passiert. Die Mutter begab sich in die Wohnung der Dame, und in der Küche lag der Ehemann entseelt, starr und steif. Er hatte sich mit Leuchtgas vergiftet. Selbstmorde hat es in der Geschichte immer gegeben, am seltensten allerdings im christlichen Mittelalter. Von der Kykladen-Insel Keos wird berichtet, dass dort alte Menschen, wenn sie sich der Situation des Lebens nicht mehr gewachsen fühlten oder wenn sie am Leben verzweifelt waren, freiwillig durch den Schierlingstrank, also durch Gift, aus dem Leben schieden. Von Massilia, dem heutigen Marseille, wird sogar berichtet, dass der Stadtrat eine Menge Gift bereithielt, um denen, die darum baten, davon auszuhändigen, damit sie sich den Tod geben könnten. Die größten Philosophen des Altertums haben den Freitod allerdings verurteilt: Pythagoras, Platon, Aristoteles. Aristoteles sagt, der Freitod, der Selbstmord ist ein Unrecht gegen die Polis, also gegen die Stadtgemeinde, der man zum Dienst verpflichtet ist. Die Stoiker dagegen sahen im Freitod einen Ausweg aus einer schwierigen Lebenslage. „Exitus patet“, so schrieben sie, es steht ein Ausweg bereit. Ebenso dachten die Epikuräer. Cato und Seneca sahen im Freitod das Kennzeichen einer heldenmütigen Seele. Viele protestantische Naturrechtslehrer des 17. und 18. Jahrhunderts haben ebenfalls für den Selbstmord plädiert. Seit David Hume und Jean Jacques Rousseau ist ein weiter Streifen der Schriftsteller und Philosophen für die eigene Beendigung des Lebens eingetreten. Nietzsche verstand den Selbstmord als den freien Tod, der nicht heranschleicht, sondern kommt, wie ich es will. Der Königsberger Philosoph Immanuel Kant hat dagegen Einspruch erhoben. Er war der festen Überzeugung, der Mensch habe die Pflicht, das Leben, auch wenn es noch zu schwer sei, auszuhalten, und zwar aus Würdebewusstein, aus Plicht gegen den eigenen Körper. Heute gilt das Selbstbestimmungsrecht über den Tod als eine weitverbreitete Ansicht. Eine Ärztin aus Wiesbaden schrieb neulich in einem Leserbrief, sie lasse sich das Selbstbestimmungsrecht nicht nehmen. Eine andere sagte, man solle in den Apotheken Tabletten bereithalten für solche, die lebensmüde sind. Tatsächlich ist Selbstmord außerordentlich häufig. Alle 40 Sekunden bringt sich ein Mensch um. In der Altersgruppe der 15- bis 44-Jährigen ist der Selbstmord die dritthäufigste Todesursache. Bei den Jugendlichen sogar die zweithäufigste. In der amerikanischen Armee bringen sich mehr Soldaten um, als durch den Krieg getötet werden. Im Jahre 2012 wurden 349 Selbstmorde verzeichnet gegenüber 229 im Kampfe Gefallenen. Vor wenigen Wochen ging die Nachricht durch die Zeitung, in Bürstadt, also in unserer Nähe, in Bürstadt habe sich ein Schüler von 18 Jahren nach der Abiturfeier vor den Schnellzug geworfen und sei überrollt worden. Eine besondere Form des Selbstmordes ist der Massenselbstmord. Sie wissen vielleicht alle, dass sich im Jahre 70 n. Chr. in der Festung Massada, also im Judenlande, tausend Juden selbst umgebracht haben, um sich nicht den Römern ausliefern zu müssen. Solche Massenselbstmorde kommen immer wieder vor, vor allem bei Sektenmitgliedern. Die Volkstempler haben sich 1978 in Guayana umgebracht, die Sonnentempler 1994 in Kanada und in der Schweiz, 1995 sogar in Frankeich. Sie alle wissen, dass Leute, die Selbstmord begehen wollen, in die Schweiz fahren. Wa-

rum? In der Schweiz ist der Selbstmord ohne ärztliche Hilfe vom Gesetz gestattet. Da gibt es eine Organisation, die heißt Dignitas. Dignitas bedeutet eigentlich die Würde. Dignitas. Diese Organisation überreicht den Lebensmüden ein Barbiturat, mit dem sie sich selbst töten können. Eingebunden in gesellschaftliche Gruppen kann der Selbstmord auch im Sinne eines Selbstopfers als Mittel zur Verwirklichung eines Zieles dienen. Als öffentlicher Appell, als politischer Aufruf. In Tibet, wie wir immer wieder lesen, in Tibet geben sich Mönche und Nonnen durch Selbstverbrennung den Tod, um gegen die Besetzung des Landes durch die Chinesen zu protestieren. Am 18. August 1976 verbrannte sich in Zeitz, also in einem der neuen Bundesländer, der evangelische Pfarrer Brüsewitz vor der Kirche. Er wollte Zeugnis ablegen, wie er sagte oder wie er hinterließ, für seinen Herrn und König und General Jesus Christus und zugleich Anklage erheben gegen den Kommunismus. In islamischen Ländern sind die Selbstmordattentate üblich. Man sprengt sich in die Luft, um damit andere in den Tod zu reißen.

Was sind die Ursachen, meine lieben Freunde, für dieses schreckliche Geschehen? Man nimmt von psychologischer Seite ererbte Anlagen an oder erworbene psychopathische Merkmale. Als Motive werden angegeben ein als unüberwindlich gehaltener Widerspruch zwischen Lebensanspruch und Realität. Oder auch subjektives und objektives Scheitern im Beruf, in der Ehe, als unerträglich eingeschätzter Leidensdruck. Die Absicht ist, Ruhe zu finden, auszuweichen vor einer erwarteten Katastrophe, Rache zu nehmen für eine massive Kränkung, Appell an die Umwelt, Wunsch nach einer entlastenden Ruhepause oder manchmal auch Selbstaggression. Von den Männern, die an der Verschwörung gegen Hitler beteiligt waren, haben sich manche selbst den Tod gegeben. Ich erinnere an Henning von Tresckow und Peter von Oertzen. Sie waren Protestanten. Der Oberst Stauffenberg wurde vom Generaloberst Fromm aufgefordert, sich selbst zu töten, weil der Putsch gescheitert sei. Stauffenberg lehnte es ab, sich selbst zu töten. Er war Katholik. Selbstmord ist im Strafrecht unserer Bundesrepublik straflos. Ebenso der Selbstmordversuch sowie Anstiftung und Beihilfe zum Selbstmord – alles straflos. Eine bloße Teilnahme am Selbstmord liegt vor, wenn die Tatherrschaft über den todbringenden Moment beim Selbstmörder verbleibt. Wer das Geschehen, wer den Ablauf des Geschehens in der Hand behält, der ist der Selbstmörder, Also nicht der, der das todbringende Medikament besorgt. Es kann freilich Tötung in mittelbarer Tatherrschaft strafbar sein oder als unterlassene Hinderung, aber die Gerichte sind im Allgemeinen außerordentlich großzügig, wenn es um Selbstmord und Beteiligung am Selbstmord geht.

Was sagt die Religion über den Selbstmord, meine lieben Freunde? Der Selbstmord ist die direkt gewollte Zerstörung des eigenen Lebens und als solche immer schwere Sünde. In der katholischen Lehre gibt es keine Ausnahme von diesem Gesetz. Der Protestantismus denkt anders. Er ist der Meinung, es kann Lagen und Umstände geben, die den Selbstmord als zulässig erscheinen lassen. Worauf stützt sich die Lehre unserer Kirche? Zunächst stützt sie sich auf die Vernunft. Jeder Mensch hat einen natürlichen Drang, im Leben zu bleiben, das Leben zu erhalten. Es gibt eine geordnete und berechtigte sittliche Selbstliebe. Wir dürfen uns selbst lieben, denn wir sollen unseren Nächsten lieben wie uns selbst. Der Mensch erkennt das Leben als ein wertvolles, ja als das wertvollste irdische Gut und als Grundlage des sittlichen Verdienstes und darf es deswegen nicht wegwerfen. Er hat ein Nutzungsrecht am Leben und am Leib, aber er hat kein Verfügungsrecht. Pius XII., wie immer leuchtend klar, hat im Jahre 1952 in einer Ansprache vor Psychiatern erklärt: „Der Mensch ist nicht absoluter Herr seiner selbst, seines Leibes und seines Geistes. Er ist nicht Eigentümer, sondern Nutzungsberechtigter des Leibes. Darum hat er auch kein freies Verfügungsrecht über den Leib. Es ist gebunden an die natürliche Ordnung und an die Zielbestimmung des Leibes und seiner Glieder. Diese dürfen nicht verletzt oder entfernt werden, sondern nur, wenn es zur Rettung des Lebens notwendig ist.“ Der Selbstmord widerspricht auch der Ehre und dem Recht Gottes. Gott ist der Schöpfer und das höchste Ziel des Menschen und darum auch Herr des menschlichen Lebens. Ihm gehört der Mensch als volles Eigentum. Seinem Dienste sind alle seine Kräfte und alle Augenblicke des Lebens geweiht. Aber auch übernatürlich ergibt sich die Herrschaft Gottes. Er hat uns ja erlöst, losgekauft durch sein kostbares Blut. Wir sind als Erlöste Christus übereignet. Wir gehören uns nicht mehr selbst, sondern wir gehören dem, der sich für uns geopfert hat. Freigemacht von der Knechtschaft unter den Schicksalsmächten dieser Welt und unter der Last unserer eigenen Schuld gehören wir demjenigen, der uns erlöst hat.

In Christus sind wir neue Geschöpfe. Das Leben ist seine Gabe. Wir dürfen es nicht wegwerfen. Im Selbstmord liegt auch ein Frevel gegen die menschliche Gesellschaft. Man beraubt die Gesellschaft eines Gliedes, eines lebensfähigen Gliedes. Der Staatsanwalt Brunner von Zürich hat mitgeteilt, dass von denen, die nach der Schweiz kommen, um sich dort umzubringen, viele noch Jahre oder Jahrzehnte leben könnten. Selbstmord ist ein Anschlag auch gegen die menschliche Gesellschaft. Freilich kann es eine berechtigte Verfügung über das eigene Leben geben, nämlich wenn höhere Pflichten drängen wie die Ehre Gottes oder die Rettung des Volkes. In solchen Fällen haben wir das Recht oder die Pflicht, den ohne unser Zutun drohenden, nahenden Tod willig anzunehmen oder zu erleiden. Es gibt Berufe, die ihr Leben aufs Spiel setzen müssen: der Priester, der Arzt. Im Dienste der körperlichen oder geistigen Arbeit muss mancher das Leben einsetzen. In meiner Nachbarschaft wohnte ein Herr, der Feuerwerker war. Er ist bei der Entschärfung einer Fliegerbombe zerrissen worden. Als indirekte Tötung bezeichnen wir eine freie Betätigung, die nicht auf die Tötung abzielt, aber tatsächlich das eigene Leben zerstört oder aufs höchste gefährdet. Ein solches Verhalten kann erlaubt oder geboten sein, wenn es einem erlaubten Zweck dient. So muss man in den Krieg ziehen, wenn das Vaterland ruft. Im Kampf gegen Feinde muss man eben sein Leben einsetzen. Auch die Verstümmelung ist durch das Gebot „Du sollst nicht töten“ gedeckt als Verstoß gegen Gott und gegen sein Eigentumsrecht. Selbstverstümmelung und Selbstverletzung sind Verschuldungen, Verschuldungen gegen Gott. Sie wissen, dass solche gar nicht selten vorkommen. Beispielsweise Sterilisationen von Männern und Frauen, um den Geschlechtsverkehr ohne die Möglichkeit einer Empfängnis ausüben zu können. Im letzten Kriege haben sich nicht ganz wenige Soldaten durch einen Schuss in den Fuß oder in die Hand selbst verstümmelt, um nicht an die Front zu kommen oder dem Wehrdienst zu entgehen. Vor Kurzem wurde in Potsdam ein Arzt verurteilt, der sich einen Finger abgeschnitten hat, um in den Genuss der Versicherung zu gelangen.

Es lassen sich Gründe, meine lieben Freunde, für Selbsttötung anführen. Aber sie schlagen nicht durch. Als Hauptgrund gibt man meistens an, das menschliche Leben verliere nicht selten infolge von Laster, Schande, Schmerz, Kraftlosigkeit jede Schätzung und jeden Arbeitswert. Aber sittliche Schuld kann durch Buße gesühnt werden. Es gibt keine unsühnbare Schuld. Leid und Schande können durch tapferes Aushalten überwunden werden. Der englische Minister Profumo, der wegen sittlicher Verfehlungen sein Amt und seinen Ruf verlor, hat sich durch Arbeit in den Armenvierteln von London wieder hochgearbeitet. Äußere Schwäche kann durch innere Geduld und Größe fruchtbar gemacht werden. Das Leben behält immer einen sittlichen Wert. Die Last, die einer für andere Menschen sein kann, ist Anlass, dass diese edle Tugenden ausüben, dass sie ihn ertragen in seiner Hinfälligkeit. Der Gehorsam gegen Gott steht höher als jede irdische Nützlichkeit. Wer den Händen der Menschen entflieht, fällt in die Hand Gottes. Der Gläubige hat das Vertrauen, dass er in der Obhut Gottes jeden Schicksalsschlag ertragen kann.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das fünfte Gebot (3)

(Todesstrafe, Notwehr und Krieg)

14.07.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der chinesische Eisenbahnminister ist zum Tode verurteilt worden. Er hat sich in seiner Amtsführung bestechen lassen, hat Ämter verkauft, hat ein unbeschreibliches Wohlleben geführt. Vierunddreißig Wohnungen, achtzehn Konkubinen, ein eigenes Hotel. Das alles hat er sich während seiner Amtszeit angeschafft. Acht Millionen Euro umgerechnet sind in seinen Besitz übergegangen. Dieses Todesurteil, das auf Bewährung ausgesetzt wurde, ruft in uns den Entschluß wach, über das Gebot „Du sollst nicht töten" nachzudenken. Die Frage lautet: Ist die Todesstrafe erlaubt? Darf der Staat Menschen vom Leben in den Tod befördern?

Was ist eine Strafe? Eine Strafe ist ein Übel, das jemandem auferlegt wird, weil er eine mißbilligte Handlung gesetzt hat. Strafen entziehen dem Menschen einen Gut, die lustvolle Bewegung bei der Freiheitsstrafe, Besitz bei der Geldstrafe. Die Bewegung und die Ernährung werden eingeschränkt. In manchen Ländern waren und sind vielleicht noch verstümmelnde Strafen üblich. Bis vor einiger Zeit war es in Saudi-Arabien Gesetz, dass einem Dieb die rechte Hand abgehackt wurde. Wir fragen: „Ist die Todesstrafe erlaubt?" Nun, wenn wir in die Heilige Schrift schauen, finden wir Judizialvorschriften im Alten Bunde, die auf mannigfache Vergehen die Todesstrafe setzen: Mord, Gotteslästerei, Abgötterei, schwere Unzucht. Vor allem wird grundsätzlich für Mord die Todesstrafe festgesetzt. Wer das Blut eines Menschen vergießt, dessen Blut muss vergossen werden. Die Todesstrafe diente im Alten Bund dazu, das Volk Gottes rein zu halten, indem der Missetäter ausgegrenzt wurde, beseitigt wurde. Es sollte das heilige Volk als solches bewahrt, vor dem göttlichen Zorne bewahrt werden. Das Neue Testament schätzt Liebe und Milde hoch. Aber im Neuen Testament steht auch: „Die Obrigkeit besitzt das Schwert", und das Schwert ist die Waffe, mit der Menschen hingerichtet werden. Die Kirche hat Bedenken gegen die Todesstrafe bei einzelnen Kirchenvätern hingenommen. Aber im Ganzen bezeugen hervorragende Lehrer der Kirche die Erlaubtheit der Todesstrafe. Um nur zwei der Heiligen zu nennen: Augustinus und Thomas von Aquin. Die Erlaubtheit der Todesstrafe besagt nicht, dass sie festgelegt werden muß. Sie besagt auch nicht, dass sie, wenn sie festgelegt ist, tatsächlich verhängt werden muss. Und sie besagt schließlich auch nicht, dass die verhängte Todesstrafe vollstreckt werden muss. In der staatlichen Rechtspflege nimmt seit ältester Zeit die Todesstrafe eine unbestrittene und wichtige Stellung ein. Die ältere Rechtsphilosophie ist einmütig in der Anerkennung der Notwendigkeit dieser Strafe. Erst in der Aufklärungszeit mit ihrer individualistischen Ethik, mit ihrer Diesseitsethik tauchten Einsprüche gegen die Todesstrafe auf. Im Jahre 1764 hat der italienische Rechtsphilosoph Beccaria ein Buch geschrieben, in dem er die Todesstrafe grundsätzlich ablehnt. Er hat viele Nachfolger gefunden. Aber die beiden, die man als die größten deutschen Philosophen ansieht, Hegel und Kant, sind ohne Zögern immer für die Todesstrafe eingetreten. Kant ging nicht von dem Grundsatz ab: „Wer gemordet hat, muss sterben." Er schreibt einmal: „Selbst wenn die bürgerliche Gesellschaft sich auflöste, müsste der letzte im Gefängnis befindliche Verbrecher vorher hingerichtet werden, damit jedermann das widerfahre, was seine Taten wert sind und die Blutschuld nicht auf dem Volke hafte, das auf diese Bestrafung nicht gedrungen hat." Nun, im Artikel 102 unseres Grundgeset-

zes steht der Satz: „Die Todesstrafe ist abgeschafft." In anderen Ländern besteht sie noch. Nach einer Umfrage bejahen Zweidrittel der Amerikaner die Todesstrafe.

Die Strafe hat mehrere Zwecke. Man nennt die Vergeltung für das angetane Unrecht, die Sicherung der Bevölkerung vor dem Täter, die Abschreckung und die Besserung. Der Rechtsgrund für die Todesstrafe liegt in der sittlichen Notwendigkeit, der öffentlichen Wohlfahrt. Nach dem Urteil vieler Staatsmänner, vieler Völker, vieler Rechtsordnungen ist die Todesstrafe notwendig als Ultima Ratio, als letztes Mittel zur Ausschaltung von Verbrechern. Die Todesstrafe kann nur ein letztes und furchtbares Mittel sein, eine Waffe gegen äußerste Verbrechen. Es muss deswegen immer ernstlich geprüft werden, ob die öffentliche Sicherheit tatsächlich die Todesstrafe verlangt oder ob sie nicht ersetzt werden kann durch andere Strafmittel. Aber das ändert nichts daran, dass die Kirche die Todesstrafe nach wie vor grundsätzlich für erlaubt hält. Dem Reichspräsidenten Hindenburg hielt jemand vor, ob er schon einmal bei einer Hinrichtung dabeigewesen sei. Hindenburg fragte den Betreffenden: „Ja waren Sie schon einmal dabei, als einer ermordet wurde?"

In Wien hat dieser Tage ein Juwelier einen Räuber erschossen. Drei Männer drangen in sein Geschäft ein und bedrohten ihn und seine Frau. Er richtete die Waffe auf einen, traf ihn und dieser brach tot zusammen. Das nennt man „Notwehr". Notwehr ist die Anwendung von Gewalt bis zur Verletzung von Leib und Leben aufgrund einer durch den Angriff geschaffenen Notlage. Der Angriff muss widerrechtlich und gegenwärtig sein. Und die Gegenwehr muss sich auf die Verteidigung der eigenen Person und ihres Rechts beschränken. Sie darf nur solche Mittel anwenden, die im Verhältnis stehen zu der Größe der Gefahr und die zu ihrer Beseitigung notwendig sind. Die Notwehr ist auch gestattet zur Verteidigung eines Dritten. Eine schwere Verletzung oder eine Tötung des Angreifers ist nur erlaubt, wenn hohe Güter auf dem Spiel stehen, also das Leben, die geschlechtliche Integrität, ein großes Vermögensgut. Wenn wir die Heilige Schrift befragen, erhalten wir im Alten Testament die Antwort: „Wird der Dieb (des Nachts) beim Einbruch ertappt und totgeschlagen, so entsteht gegenüber ihm keine Blutschuld." Hier wird also die Notwehr gerechtfertigt bei einem nächtlichen Diebstahl. Das Neue Testament spricht anders. „Reiche dem, der dir auf die linke Wange schlägt, die rechte hin." Diese Äußerung des Herrn will besagen, dass wir großmütig und verzeihend sein und lieber Unrecht erleiden als Unrecht selber verrichten sollen. Aber die Kirche hat immer anerkannt, dass diese Aufforderung des Herrn die Ausübung der natürlichen Rechte der Selbstliebe und der Selbstverteidigung nicht zur Sünde stempelt. Die Kirche hat also die Notwehr allgemein anerkannt. Der Mensch darf sich selbst behaupten, er darf sich in berechtigter Selbstliebe wehren, eventuell bis zur Tötung des Angreifers. Dieser tritt aus der Rechtsordnung heraus, er schafft einen Konflikt, und in diesem Konflikt darf das eigene Leben vor das Leben des anderen gesetzt werden. Freilich wird man zur Begründung der berechtigten Notwehr die Wohlfahrt und die Sicherheit der Gesellschaft heranziehen müssen. Wenn der Einbrecher unverletzt bliebe, wenn man sich darauf verlassen könnte, es geschieht mir nichts, dann würden vermutlich Einbrecher und Mörder noch mehr Freiraum haben als sie jetzt schon besitzen. Es muss eine naturrechtliche Bevollmächtigung geben, um sich gegen Angreifer zu wehren. Im Jahre 1532 wurde das erste deutsche Strafgesetzbuch veröffentlicht, in Regensburg unter Karl V., die sogenannte Carolina. In diesem Gesetzbuch heißt es im Artikel 140: „Und so er also den Benötiger entleibt, er ist darum nicht schuldig." Hier wird die Tötung in Notwehr als berechtigt anerkannt. In unserem Bürgerlichen Gesetzbuch sagt es der Paragraph 227: „Eine durch Notwehr gebotene Handlung ist nicht widerrechtlich. Notwehr ist diejenige Verteidigung, welche erforderlich ist, um einen gegenwärtigen rechtswidrigen Angriff von sich oder einem anderen abzuwehren." Das Strafgesetzbuch wiederholt das noch einmal im Paragraphen 32: „Wer eine Tat begeht, die durch Notwehr geboten ist, handelt nicht rechtswidrig." Wir müssen allerdings hier bemerken, dass Notwehr erlaubt, nicht pflichtmäßig ist. Man kann auch auf Notwehr verzichten. In jedem Falle hat die Kirche unveränderlich daran festgehalten, dass Notwehr gestattet ist und dass sie, wenn es erforderlich scheint, bis zur Tötung des Angreifers schreiten kann.

Den schärfsten Gegensatz gegen das 5. Gebot scheint der Krieg zu bieten. Unter Krieg versteht man den blutigen Machtkampf zweier oder mehrerer Staaten. Nur Staaten, nur Gemeinwesen können Krieg führen. Die Kirche hat die Lehre vom gerechten Krieg entwickelt. Der hl. Thomas von Aquin fordert für den gerechten Krieg drei Elemente: 1. die rechtmäßige Autorität, 2. den gerechten Grund

und 3. die rechte Absicht. Aber die Kirche sagt auch immer: Selbst der gerechte Krieg ist nur ein notwendiges Übel, eine Wunde der christlichen Weltordnung. Er darf nur Mittel der Selbstverteidigung gegen schweres Unrecht und für lebenswichtige Güter sein. Er darf nur als letztes Mittel angewendet werden, wenn alle friedlichen Mittel erschöpft sind und wenn keine übergeordnete Instanz vorhanden ist, die das Unrecht aus der Welt schaffen kann. Es ist auch immer das erfahrene Unrecht gegen die durch den Krieg verursachten Schäden abzuwägen. Heute ist die Frage, ob es angesichts der Möglichkeit des Einsatzes von Atomwaffen überhaupt noch einen gerechten Krieg geben kann. Man unterscheidet den Verteidigungskrieg und den Angriffskrieg. Der Verteidigungskrieg ist Notwehr, Notwehr eines Volkes gegen einen ungerechten Angriff. Verteidigung seiner Existenz, seiner Güter und seiner Rechte gegen einen gegenwärtigen oder unmittelbar drohenden Angriffskrieg. Der Angriffskrieg kann die physische Selbsthilfe eines Staates zur Erzwingung begründeter Rechte und Forderungen oder auch zur Bestrafung geschehener Rechtsverletzungen sein. Sie alle haben einen solchen Angriffskrieg vor einigen Jahren erlebt, nämlich den Angriffskrieg der Engländer auf die Falklandinseln, die von Argentinien besetzt waren. Manche propagieren den Pazifismus. Pazifismus ist die grundsätzliche Ablehnung des Waffengebrauches durch eine Nation. Das ist nicht die Lehre der Kirche. Die Kirche weiß, dass die Wehrlosigkeit die Erpressung ermutigt und die Überwältigung provoziert. Der Pazifismus kann in den Frieden durch absolute Gewalt umschlagen. Ausnahmsweise könnte man hier mit Lenin sagen: „Pazifismus ist Unsinn." Der Verteidigungskrieg gründet, wie gesagt, in dem Recht der Notwehr. Dieses Recht steht nicht nur den Individuen zu, sondern auch den Staaten. So lange keine ordentliche Rechtspflege durch übergeordnete Institutionen vorhanden ist, so lange muss es möglich sein, einen Angreifer zurückzuschlagen. Freilich darf die Verteidigung in Absicht und angewandten Mitteln nicht über das zur Abwehr Notwendige hinausgehen. Ihr Ziel kann nur Friede und Gerechtigkeit sein, aber niemals Rache, Bestrafung oder gar totale Vernichtung des Gegners. Angriffskrieg kann gerechtfertigt sein durch verweigerte Erfüllung der Rechtsforderung. Die Engländer waren der Meinung, dass ihr Falklandkrieg gerechtfertigt sei, weil Argentinien die angeblich ihnen gehörenden Inseln besetzt hatte.

Meine lieben Freunde, „Du sollst nicht töten", so heißt das Gebot im Dekalog. Todesstrafe, Notwehr, Krieg stehen scheinbar diesem Prinzip entgegen, aber ich habe versucht, Ihnen klarzumachen, dass sie von dem Gebot nicht erfasst werden, dass das Gebot „Du sollst nicht töten" weder die Notwehr noch die Todesstrafe noch den gerechten Abwehrkrieg ausschließt. Die Grundsätze sind von christlichen Denkern entwickelt worden. Sie haben sich dabei, soweit es möglich war, auf die Heilige Schrift berufen. Sie haben aber auch das sittliche Naturgesetz angerufen. Man darf annehmen, dass der Heilige Geist in den zweitausend Jahren der Kirchengeschichte die Kirche bei ihrem Bemühen um ein gottgewolltes Verständnis des Gebotes „Du sollst nicht töten" nicht im Stich gelassen hat. Wir dürfen uns auf die von der Kirche anerkannten Grundsätze über Todesstrafe, Notwehr und Krieg verlassen. Dabei erinnern wir uns daran, dass die Anwendung von Gewalt in vielen Fällen nicht pflichtmäßig, sondern nur erlaubt ist. Wir denken auch an die Frage, die Paulus an die Korinther richtet: „Es ist überhaupt schon ein Makel für euch, dass ihr untereinander Händel habt. Warum lasst ihr euch nicht lieber Unrecht tun?"

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das sechste Gebot (1)

(Mann und Frau nach Gottes Ordnung)

21.07.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das fünfte Gebot hat den Einzelmenschen zum Gegenstand. Das sechste Gebot richtet sich auf das ganze Menschengeschlecht. Die Fortpflanzung des Menschen bedarf einer besonderen Weihe und Regelung, und sie liegt in der rechten Ordnung der Ehe. Nach dem Schöpfungsbericht hat Gott den Menschen von Anfang an als Mann und Frau geschaffen. Es sind Phantasien, wenn von bestimmter feministischer Seite behauptet wird, es habe einen geschlechtslosen Urzustand der Menschheit gegeben. Die Menschen waren immer geschlechtlich getrennt. Die leibliche Verschiedenheit, ungeachtet der gleichen Natur und Gottebenbildlichkeit, hat zum nächsten Zweck, zum eindeutigen und unaufhebbaren Zweck, die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes. „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde." Der Mensch besitzt das geschlechtliche Leben als Anlage zur geschlechtlichen Fortpflanzung. Das ist beim Manne nicht anders als bei der Frau. Die geschlechtliche Anlage ist von Gott zum Zweck der Fortpflanzung eingesetzt. Weil dieser Zweck so groß, so erhaben ist und weil er so viele Lasten und Beschwerden auferlegt, hat ihn Gott ausgestattet mit einem Trieb und den Lustgefühlen. Sie sind die Begleitschaft dieses erhabenen Zweckes. Es ist natürlich, dass ein solcher grundlegender und weitreichender Zweck wie die Fortpflanzung, eines besonders starken Triebes und starker Lustgefühle bedarf, weil er eben dem Einzelnen schwere und dauernde Opfer auferlegt. Der Trieb hat seine Wurzel im Leibe und bewirkt hier physiologische Lustregungen. Er breitet sich aus im seelischen Begehren, weckt hier sinnliches Verlangen nach entsprechendem Genuss und entsprechende Lustgefühle. Die höhere Anziehung der Geschlechter, also die sinnlich-geistige Liebe der Personen, erwächst nicht aus dem Geschlechtstrieb. Es gibt, meine lieben Freunde, eine Zuneigung zwischen den Geschlechtern, die nicht geschlechtlich bedingt ist.

Wie alles Sinnliche durch den Geist beherrscht und begrenzt werden muss, so empfängt auch das Geschlechtsleben durch eine naturgesetzlich-sittliche Regelung bestimmte Ordnungsprinzipien. Diese ordnen nicht nur das Grundlegende des Geschlechtslebens, sondern auch die Einzelheiten. Die Idee des Menschen und der Zeugung, die Hilfsbedürftigkeit des Kindes, die geistigen Bedürfnisse der Gatten bringen praktische Folgerungen mit sich, die sittlich streng verpflichten. Das menschliche Geschlechtsleben hat seine naturgewollte, von Gott gewollte Form in der Ehe, ausschließlich in der Ehe. Es gibt keine legitime Ausübung des Geschlechtslebens außerhalb der Ehe. Durch Ehe und Familie strebt die menschliche Fortpflanzung zum Aufbau der Gesellschaft. Die Vollendung der geschlechtlichen Liebe vollzieht sich im Geiste, in der geistigen Liebe. Das ist die verklärende Ergänzung in der Liebe der Freundschaft und des christlichen Wohlwollens. „Nicht die Libido", schreibt der hl. Augustinus, „sondern der ‚Amor Conjugalis' macht die Ehe." Also nicht das geschlechtliche Begehren,

sondern die eheliche Liebe begründet das Gattenverhältnis. Die geistige Liebeseinigung und die Liebesverpflichtung hat die Kirche der Ungebundenheit des Triebes entgegengesetzt. Maßgebend für den Bereich der Geschlecht-lichkeit ist, wie immer sie auch geordnet werden soll, maßgebend ist die Liebe, die zur Übernahme personaler und sozialer Verantwortung anhält.

Mann und Frau sind verschieden und doch aufeinander hingeordnet. Was ihre Person und die höchste Bestimmung angeht, ist die Frau als Trägerin einer unsterblichen Seele dem Manne gleich und ebenbürtig. Daher ist sie ihm auch gleichgestellt in der sittlichen Aufgabe, ein vollkommener Mensch und Christ zu werden. Die verschiedene Ausprägung der einen Natur in den beiden Geschlechtern begründet keinen sittlichen Wertunterschied. Die Frau ist nicht die Dienerin, sie ist die Genossin des Mannes. Das höchste Lebensziel für beide Geschlechter ist das gleiche, nämlich der vollkommene Mensch und Christ. Das Christentum hält unverrückbar an der Gleichwertigkeit wie an der Verschiedenartigkeit der Geschlechter fest. Dass die Frau ihr Menschsein auf andere Weise verwirklicht als der Mann, besagt keine Minderung ihrer Seinsqualitäten. Im Vollzug des Lebens sind Mann und Frau aufeinander angewiesen und ergänzen sich zur Fülle des Menschseins.

Der Geschlechtsunterschied ist fundamental. Zunächst biologisch. Die männlichen Geschlechts- und Körperzellen haben anstelle eines zweiten X-Chromosoms ein Y-Chromosom. Der Ovarialzyklus der Frau ist an bestimmte Jahre gebunden. Die Spermiogenese des Mannes erhält sich bis ins hohe Alter. Aber dieser Geschlechtsunterschied beschränkt sich nicht auf die körperlichen Differenzen im Dienste der Reproduktion, sondern prägt auch das Selbstverhältnis, das Fremdverhältnis und das Weltverhältnis bis ins Geistig-Personale. Der physiologisch so tiefgreifende Unterschied zwischen Mann und Frau äußert sich in allen Dimensionen des Menschen, auch im Geistigen. Die Frau sieht nicht nur anders aus als der Mann, sie ist auch in ihrer ganzen Beschaffenheit anders. Sie denkt, fühlt, handelt anders. Gott hat die Frau zur Mutter des Lebens bestellt, wie es in der Genesis heißt, und ihr die Hauptlast der Fortpflanzung auferlegt. Ihr Wesenszug ist daher unverrückbar die Mütterlichkeit. Das Muttertum wurzelt im Empfangen und Tragen und reift zu opferfreudiger, nie versagender Hingabe. Im Vollzug ihrer mütterlichen Aufgabe wird die Frau stärker von den Nöten des Lebens bedrückt als der Mann. Sie steht dem Leben näher. Sie erfährt es unmittelbarer, schneller und tiefer. Ihr Lebensantrieb ist daher spontaner, leidenschaftlicher. Stark von Gefühlen bewegt ist er auf das Lebenswichtige, Notwendige und Gegenwärtige gerichtet. Die Frau besitzt eine bessere Anpassungsfähigkeit und größere Variationsbreite als der Mann. Die frauliche Hingabe ist ungeteilt, ausdauernd und treu, mehr dem Einzelmenschen zugetan als der Menschheit, zumal dem Hilfsbedürftigen. Die Handlungsweise der Frau ist stärker personenbezogen als die des Mannes. Die Handlungsweise des Mannes ist stärker sachbezogen. Der Frau geht das Emotionale über das Rationale, das Herz über den Verstand. Das Konkrete und Vorstellbare spricht die Frau mehr an als der abstrakte Begriff. Sie fühlt sich sicherer im ahnenden und intuitiven Erfassen als im schlußfolgernden Denken. Der Feminismus, wie er heute im Schwange ist, sucht die Unterschiede zwischen Mann und Frau einzuebnen. Es wird bestritten, dass weibliche Eigenschaften und Rollen biologisch determiniert sind. Sie seien, so sagen die Feministinnen, gesellschaftlich bedingt. Unter dem Deckmantel der Gleichstellung von Mann und Frau kämpft die Gender-Ideologie gegen die geschlechtliche Identität von Mann und Frau. Es gebe kein männliches oder weibliches Wesen, sondern nur ein Verhalten, dass sich jederzeit ändern kann. Die Identität des Menschen bestimme sich nicht nach dem biologischen Geschlecht, sondern nach der frei gewollten sexuellen Orientierung. Mann und Frau, Ehe und Familie, Vater und Mutter, Sexualität und Fruchtbarkeit haben keinen Anspruch, nach den Feministinnen, auf Natürlichkeit, sind alle geworden – gesellschaftlich bedingt. „Die Heterosexualität muss überwunden werden“, sagen die Feministinnen. Die Gender-Ideologie, meine lieben Freunde, zerstört die Familie, ignoriert die Ehe, wertet die Mutterschaft ab, fördert die Promiskuität sexueller Praktiken und begünstigt den Sex für Jugendliche. Es ist eine gotteslästerliche Anmaßung, Ehe und Familie anders bestimmen zu wollen als der Schöpfer der Natur sie bestimmt hat. Kein Bundestag und kein Bundesverfassungsgericht ist befugt, die Schöpfungsordnung zu durchbrechen. Ebensowenig ein Papier der Evangelischen Kirche in Deutschland. Die Gleichstellung von gleichgeschlechtlicher Paarbeziehung mit der Ehe von Mann und Frau ist ein Attentat auf Ehe und Familie. Beziehungen als Ehe und Familie zu bezeichnen, welche die wesentlichen Merkmale, getreue Hingabe in der bindenden Beziehung von Mann und Frau

und die grundsätzliche Bereitschaft, Kinder zu zeugen und aufzuziehen, von Ehe und Familie nicht besitzen, ist zerstörerische Willkür. Der natürliche und regelmäßige Beruf der Frau liegt in Ehe und Mutterschaft. Niemand kann der Frau die Würde und die Bürde des Mutterseins abnehmen.

Die Verehelichung ist freilich keine Notwendigkeit und kein Zwang, sondern beruht auf freier Wahl. Die Frau vermag auch außerhalb der Ehe ihre Erfüllung zu finden und ihren Beitrag zur Gesellschaft zu leisten. Der einen ist die Möglichkeit der Ehe verschlossen, andere verzichten aus freien Stücken auf die Ehe. Die katholische Kirche hat die Ehelosigkeit um Gottes und der Menschen willen stets mit höchster Achtung betrachtet. Art. 3 unseres Grundgesetzes erklärt, Männer und Frauen sind gleichberechtigt. So gut, so schön. Die Frau war immer beteiligt an der Kultur und der Erwerbsarbeit. Heute unterliegt die Frau entweder aus eigenem Willen oder unter dem Druck der Verhältnisse einem gewissen Zwang, einen Beruf zu erlernen und auszuüben. Als Gründe für die Frauenerwerbsarbeit werden genannt: der Beitrag zur Lebenssicherung, zur sozialen Absicherung, die personale Selbstverwirklichung, die soziale Integration. Der Prozess der Eingliederung der meisten Frauen, in die Berufsarbeit wird kaum rückgängig gemacht werden können. Aber wir müssen auch die Schwierigkeiten sehen. Auch Gattin, Ehefrau und Mutter und Hausfrau sein ist ein Beruf. Dieser Beruf kann einen Menschen völlig ausfüllen. Ich sage, es ist ein Beruf und es ist ein notwendiger Beruf. Er ist nicht minderwertig gegenüber der Erwerbsarbeit, denn er kommt dem Mann und den Kindern zugute. Die Funktionen von Ehe und Mutterschaft mit der Berufsarbeit zu vereinen ist eine schwere, kaum zu stemmende Aufgabe. Frauen, die beruflich tätig sind, werden im allgemeinen nicht Mütter einer zahlreichen Kinderschar sein. Hier beginnt das Ein- und Zweikindersystem. Die heutige Kinderarmut ist auch eine Auswirkung der Erwerbsarbeit der Ehefrau. Es ist schwer denkbar, dass eine Ehefrau gleichzeitig ihren Pflichten als Gattin und Mutter einer Kinderschar – nicht eines Einzelkindes – sowie dem Beruf nachkommen kann, ohne dass die eine oder andere Tätigkeit Schaden leidet.

Es gibt freilich, meine lieben Freunde, nicht nur eine Frauenfrage, es gibt auch eine Männerfrage. Der radikale Feminismus entwürdigt und entwertet den Mann. Es gibt Leidens-, Ohnmachts- und Abhängigkeitserfahrungen von Männern. Männer leiden unter der Einseitigkeit und Überforderung durch beständigen Leistungs- und Konkurrenzdruck im Erwerbsleben. Viele Männer erleben sich in den Familien als einsam. Es bestehen Konflikte zwischen Vaterschaft und Berufsarbeit. Männer müssen oftmals berufliches Fortkommen und Erfolg durch schmerzhaften Verzicht auf intensives verantwortungsvolles Vatersein bezahlen. Ich habe einen Nachbarn, der ist Maurermeister. Er ist verheiratet, er hat zwei Kinder. Aber die Frau hat ihn verlassen. Warum? Er will sich einen Betrieb aufbauen, da kann er nicht mit einer 35-Stundenwoche auskommen; da muss er sechzig oder siebzig Stunden arbeiten, und natürlich geht das zu Lasten der Ehe und Familie. Und das wollte die Frau nicht ertragen. So ist sie ausgezogen.

Der Mensch, meine lieben Freunde, ist als Mann oder Frau geboren und findet seine Identität und Entfaltung in der Bejahung seiner Männlichkeit oder Weiblichkeit. Dem Menschen diese Gewissheit nehmen zu wollen, ist ein zerstörerisches Unternehmen. Die Vorgaben der Natur sind unaufhebbar. Es ist jedem Menschen aufgegeben, seine geschlechtliche Identität anzunehmen und nach Gottes Willen zu leben. Ein jeder muss sich selbst zu verstehen suchen und fragen, ob er für die Ehe brauchbar, geeignet ist und zur Verehelichung gewillt ist oder ob er unverehelicht seinen Beitrag zum Dienste Gottes leisten will. Das eine ist so gottgefällig wie das andere, wenn nur in allem Gott verherrlicht wird.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das sechste Gebot (2)

(Die Tugend der Keuschheit)

28.07.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Tugend der Keuschheit gehört zu der Kardinaltugend der Mäßigung. Keuschheit ist nichts anderes als die vernunftgemäße Beherrschung des Geschlechtstriebes. Zur Beherrschung des Geschlechtstriebes bedarf es einer eigenen Tugend. Es genügt nicht, dass man um das Unrecht der Unkeuschheit weiß, sondern man muss sich einüben, also eine Gewöhnung schaffen, damit man der rechten Verwendung der Geschlechtskraft mächtig werden kann. Das Tier ist durch seine Instinkte geschützt, aber der Mensch ist durch ein raffiniertes Denken und durch schrankenlose Phantasie verleitet, die Geschlechtskraft zu missbrauchen. Die Vernunft muss sagen, wie die Geschlechtskraft zu benutzen ist. Und wir gehen dabei aus von dem sachlichen Ziel des Geschlechtstriebes, nämlich der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes. Das muss der Maßstab sein für die Benutzung des geschlechtlichen Lebens. Und diese Aufgabe der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes wird gottgewollt nur erfüllt in der Ehe, und das heißt: In der gültigen Ehe liegt das Prinzip für den Gebrauch der Geschlechtskraft des Menschen.

Mit der geschlechtlichen Anlage hat Gott die Scham verbunden. Die Scham ist die Hüterin der Keuschheit. Sie ist die natürliche Wehr gegen den Missbrauch der Geschlechtskraft. Sie warnt vor verkehrten Trieben und vor Verführung. Sie wendet sich aber nicht bloß gegen den Missbrauch der Geschlechtskraft, sondern auch gegen alles, was die Geschlechtskraft unnötig erregt, was äußerlich zur Unzucht reizt und was die Keuschheit gefährdet. Intime Dinge brauchen einen Schleier. Die nackte Haut ist für erotische Reize empfänglich. Die Entblößung von Körperteilen übt sexuelle Reize aus. Und das wird geschickt genutzt von einer bestimmten Industrie und von den libertinösen Schriftstellern. Geschmackssicherheit, Anstand, Takt, Rücksicht auf das Empfinden Anderer dienen der Erziehung zur Schamhaftigkeit. Selbstbewahrung um der Liebe willen ist immer dringlich notwendig.

Es gibt verschiedene Arten der Keuschheit, je nachdem, in welchem Stande man sich befindet. Die Regelung des Geschlechtstriebes kann bestehen entweder in dauernder oder zeitweiliger Enthaltsamkeit oder im geschlechtlichen Verkehr unter Bedingungen, wie sie von dem Hauptzweck des Verkehrs, der menschlichen Nachkommenschaft, verlangt werden. Da diese Bedingungen nur in der ehelichen Lebensgemeinschaft gegeben sind, ist der erlaubte Geschlechtsverkehr auf die Ehe beschränkt, aber auch in der Ehe an sittliche Forderungen gebunden. In der Ehe bedeutet diese Einschränkung des Triebes das rechte sittliche Maß, in der Jungfräulichkeit die dauernde Enthaltung von geschlechtlicher Betätigung. Zwischen beiden stehen die voreheliche Keuschheit und die nacheheliche Keuschheit. Außerhalb der Ehe fordert die Pflicht der Keuschheit vollständige Enthaltsamkeit. Jede freiwillig erstrebte Befriedigung des Geschlechtstriebes ist als Sünde der Unkeuschheit zu beurteilen. Im Alten Bunde wurde das Gebot „Du sollst nicht ehebrechen“ ergänzt durch ein anderes: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib.“ Der Herr Jesus hat diese Pflicht und diese Tugend der Keuschheit noch vertieft, indem er die äußere und die innere Keuschheit verlangte: „Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt wurde, du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: Jeder, der eine andere Frau nur begehrlich ansieht, hat schon die Ehe gebrochen.“ Die Religion Christi kennt auch keinen Unterschied zwischen der Verpflichtung des Mannes und der Frau. Die meisten anderen Religionen gestehen dem

Mann Freiheiten zu, die sie der Frau versagen. Nicht so die heilige katholische Religion. Die Apostel bezeichnen die Fleischeslust als den Gegensatz zur Liebe Gottes und als Bundesgenossin der Welt und der Sünde. „Enthaltet euch der fleischlichen Gelüste, die wider die Seele streiten", mahnt der Apostel Petrus in seinem ersten Briefe. Und besonders ausführlich hat sich Paulus dieses Themas angenommen. Er weist darauf hin, dass der Gläubige dem Leibe Christi einverleibt ist, also ein Glied am Leibe Christi ist. Und deswegen gehört sein Leib dem Herrn. Es ist Entweihung des Einsseins mit Christus, wenn der Christ seinen Leib zu Gliedern einer Buhlerin macht. Die Keuschheit ist der notwendige Ausdruck der Zugehörigkeit des Leibes zu Christus. Dasselbe sagt er vom Heiligen Geist: „Wisst ihr nicht, dass ihr Tempel des Heiligen Geistes seid?" Ein Tempel darf nicht entweiht werden. Diese Mahnungen begründen die Tugend der Keuschheit in einer ganz tiefen Weise mit der Zugehörigkeit zu Christus und mit der Einwohnung des Heiligen Geistes. Christliche Keuschheit macht ernst mit dem Primat der Geistseele über den Leib; jede Verselbständigung des leiblichen Lebens und der leiblichen Triebe ist Abfall vom Primat des Geistes.

Das negative Dogma von der unbedingten Notwendigkeit geschlechtlicher Betätigung stammt von Herrn Luther. Mit dieser Irrlehre hat er unermesslichen Schaden angerichtet! Ich zitiere einige seiner Worte: „So wenig es in meiner Macht steht, dass ich kein Mannsbild bin, so wenig steht es auch frei, dass ich ohne Weib sei." Der Mönch Luther schreibt das! An anderer Stelle: „Ein Mann kann eines Weibes nicht geraten." Wir würden heute sagen: „entraten". Ein Mann kann eines Weibes nicht entraten, ist also unbedingt zum Weibe verpflichtet. Und noch ein drittes Wort: „Vor der Ehe sind wir in Brunst und wollen unsinnig werden nach dem Weibe."

Meine lieben Freunde, wer sagt, der Mensch könne nicht enthaltsam sein, der hat es noch nicht probiert. Der Mensch kann, wenn er will. Der Mensch kann, weil er muss. Der Geschlechtstrieb ist nicht unüberwindlich. Er wird so stark, wie ich ihn werden lasse. Die Heftigkeit der geschlechtlichen Leidenschaft verlangt eine zielbewusste Erziehung zur Keuschheit und stete Wachsamkeit und Selbstbeherrschung. Dazu sind mannigfache Bemühungen erforderlich. Ich habe meinen Priesterstudenten immer gesagt: „Ihr müsst nicht nur am Schreibtisch sitzen, ihr müsst euch körperlich betätigen, körperlich arbeiten oder wenigstens Sport treiben." Das ist eine – eine! – von den vielen Forderungen zur Erhaltung der Keuschheit. Dazu gehört weiter die rechtzeitige Aufklärung in der Jugend. Als ich den ersten Erstkommunionunterricht gab, habe ich eine Elternversammlung abgehalten. Ich fragte die Eltern: „Wünschen Sie, meine lieben Eltern, dass ich den Kindern in einer geeigneten Weise die körperlichen Vorgänge erkläre?" Die Eltern sagten einstimmig: „Tun Sie das, Herr Kaplan!" Dazu gehört die Zügelung des Triebes nach Speise und Trank. „Sine Baccho et Cerere friget Venus." Ohne die Aufnahme von Speise und Trank ist auch die geschlechtliche Anlage nicht gefährlich. Die Stadt Leningrad war im letzten Kriege neunhundert Tage eingeschlossen. Ich habe ein Buch darüber gelesen, dass in dem belagerten Leningrad die geschlechtliche Betätigung zum Erliegen gekommen ist, aus Mangel an Nahrung und Reizen. Dazu ist die Hygiene der Gedanken notwendig. Jede Verfehlung gegen die Keuschheit beginnt im Kopfe, mit Vorstellungen, in der Phantasie. Hier muss man ansetzen, wenn man keusch leben will. Es muss auch der Wille gestärkt werden durch Übungen, man muss sich Überwindungen zumuten, man muss sich Verzichte zumuten. Dann muss hinzukommen die Ehrfurcht und die Hochschätzung des anderen Geschlechtes. Der Regens im Priesterseminar in Breslau sagte uns: „Wenn Sie im Scheitniger Park in Breslau ein schönes Mädchen treffen, dann sagen Sie sich immer: Schön – aber nicht für mich!" Eine etwas primitive Anweisung, aber richtig! Kein ungesundes Verdrängen der Anziehung des anderen Geschlechtes, aber Erneuerung des Willens zur Vorsicht. Es muss auch das unbefangene Umgehen der Geschlechter in der Jugend geübt werden. Unbefangen muss man umgehen, nicht mit dem Hintergedanken, was kann ich mir an sexueller Lust herausholen? Dazu kommt die Hochachtung des eigenen Leibes. Es muss einem eine Schmach sein, wenn man dem Trieb unterliegt, vor allem der Selbstbefriedigung. Das muss einem eine Schmach sein. Dazu eine tiefe Marienverehrung. Wir hatten in der Oberschule einen barbarischen Sportlehrer. Von ihm stammt das Wort: „Beim Fußball müssen Knochen splittern!" Nun, das war natürlich übertrieben. Aber dieser harte Mann hat uns einmal bei einer bestimmten Gelegenheit gesagt: „Jungs, ich habe in meiner Jugend Maria verehrt und bin dadurch vor geschlechtlichen Verfehlungen bewahrt worden." Das sagte unser Sportlehrer.

Das Wesen der Jungfräulichkeit besteht für Männer und Frauen in der vollständigen Enthaltsamkeit von geschlechtlicher Betätigung aus sittlichen Motiven und für immer. Vollständige Enthaltsamkeit aus sittlichen Motiven und für immer. Also nicht bloß Ehelosigkeit, sondern es ist dazu ein positives sittliches Motiv erforderlich, nämlich die Hingabe an Gott und an die Aufgaben des Gottesreiches. Christus hat ausdrücklich das gottgeweihte jungfräuliche Leben empfohlen. Es gibt Menschen, die sich verschnitten haben um des Himmelsreiches willen – wer es fassen kann, der fasse es! Der hl. Paulus hat diesen Rat ausgefaltet im siebten Kapitel des ersten Korintherbriefes. Da gibt er alle die Motive an, die für die Jungfräulichkeit sprechen. Es ist ein Gnadenruf Gottes, man wird frei vom Irdischen, man ist ungeteilt in der Hingabe an Gott, man fördert den Gebetsgeist. „Wer seine Jungfrau zur Ehe gibt, handelt gut", sagt er. „Aber wer sie nicht zur Ehe gibt, handelt besser." Also: Die Jungfräulichkeit um Gottes willen steht über der Ehe. Ich sage noch einmal: Um Gottes willen. Nicht der Hagestolz, nicht der Faule oder der Feige, sondern wer um Gottes willen auf geschlechtliche Betätigung verzichtet, der steht in seinem Verhalten über dem Verehelichten.

Die innere Begründung der Lehre sind einmal darin gelegen, dass die Weltentsagung in der Form der Ehelosigkeit eine hohe Lebensform ist. Wir brauchen uns nicht von den Buddhisten belehren zu lassen, wie man der Welt absterben kann, wie man also zur Weltentäußerung und zur Freiheit von Begierden kommt. Das brauchen wir uns nicht von buddhistischen Mönchen sagen zu lassen. Wir wissen es aus unserer kirchlichen Lehre. Und die höchste Form, vielleicht auch die schwerste Form dieser Entsagung ist eben die Freiheit von geschlechtlichen Begierden. „Entsage der Begierde, dann findest du Frieden!" So steht es im Buch von der ‚Nachfolge Christi'. Entsage der Begierde, dann findest du Frieden! Diese Mahnung gilt zuerst von der Begierde nach geschlechtlicher Befriedigung.

Eine besondere Form der Jungfräulichkeit, der Enthaltsamkeit, ist der sogenannte Zölibat. Zölibat ist die von der Kirche den Weltpriestern und den Ordensgeistlichen auferlegte Lebensform der Enthaltsamkeit, immerwährender Enthaltsamkeit um des Himmelsreiches willen – Kanon 277 des kirchlichen Gesetzbuches. Immerwährender Enthaltsamkeit um des Himmelsreiches willen! Diese besondere Verpflichtung zur inneren und äußeren Keuschheit hat sich in der Kirche frühzeitig herausgebildet. Es wurden von Anfang an mit Vorliebe Unverheiratete geweiht. Und man hat Verheirateten die geschlechtliche Betätigung nach der Weihe verboten. Diese Entwicklung ist zum Abschluss gekommen auf dem Zweiten Laterankonzil 1139, auf dem die Ungültigkeit der Priesterehe, der versuchten Priesterehe, festgelegt wurde.

Meine lieben Freunde, der Hauptgrund für den Zölibat ist: Der katholische Priester ist Abbild und Stellvertreter Jesu Christi. Er handelt in Persona Christi. Er ist vor allem am Altare tätig in realmystischer Identität mit Christus, wie Johannes Paul II treffend erklärt hat. Er ist Christus im übernatürlichen Sein und Handeln angeglichen. Er soll es auch sein in der Lebensform. Die Angleichung an Jesus Christus, der als gesunder Mann auf Ehe und Familie verzichtet hat, um einem geistlichen Volke Stammvater zu werden, diese Angleichung an Christus ist der Hauptgrund für den priesterlichen Zölibat. Dazu kommen andere Gesichtspunkte. Wir Priester predigen ja unsichtbare Wahrheiten, unsichtbare Wirklichkeiten: Gott, die Gnade, das ewige Leben. Es ist ein Zeugnis für diese unsichtbaren Wahrheiten, wenn der Priester um ihretwillen auf hohe Werte, wie es Ehe und Familie sind, verzichtet. Er ist ein Hinweis auf das ewige Leben. Um des ewigen Lebens willen gibt er begehrenswerte irdische Werte preis. Genau das ist es. In der enthaltsamen Lebensform bekennt er seinen Glauben an diese Wirklichkeiten. Mit seinem Verzicht auf Ehe und Familie zeigt er den überragenden Wert der Wirklichkeit Gottes. Es lohnt sich, um Gottes willen auf irdische Erfüllungen zu verzichten. Dazu kommen selbstverständlich praktische Gründe: Der Priester, der unverehelicht ist, hat eine größere Freiheit und Festigkeit gegenüber der weltlichen Macht. Immer haben katholische Priester viel mehr als Religionsdiener anderer Gemeinschaften dem Unrecht widerstanden. Im Konzentrationslager Dachau, meine lieben Freunde, befanden sich 3000 Geistliche, davon waren 94% katholische Priester, 3% protestantische Geistliche. Diejenigen von uns, die in Russland waren, wie zum Beispiel mein lieber Freund, der Pfarrer von Kiedrich, der verstorben ist, Dr. Alfred Mann, die haben uns gesagt: „Wir haben in Russland die russischen Priester kennengelernt. Sie sind alle verheiratet. Aber ihre erste Sorge gilt ihrer Familie, und dann erst kommt die Gemeinde."

Dass Übertretungen des Zölibats vorkommen, ist sicher. Ihre Zahl ist ungewiss. Die Gegner des Zölibats und die am Zölibat Gescheiterten nennen hier exorbitante Zahlen, für die jede empirische Basis fehlt. Es sind Zweckbehauptungen, um eine Einrichtung zu Fall zu bringen, die ihnen zuwider ist und an der sie selbst gescheitert sind. Die Verletzungen des Zölibats beweisen gegen die kirchliche Einrichtung ebensowenig wie die Ehebrüche gegen die Ehe. Ich halte auch nichts davon – was in der letzten Zeit sehr oft vorkommt – ich halte nichts davon, zu sagen, die geschlechtliche Enthaltsamkeit sei eine besondere Gnadengabe, und nur wer diese Gnadengabe habe, könne geschlechtlich enthaltsam leben. Ich bin ganz im Gegenteil der Meinung: Jeder normale Mensch ist fähig, geschlechtlich enthaltsam zu leben. Ich frage die Anti-Zölibatäre: Was wollt ihr denn an die Stelle der lebenslangen Enthaltsamkeit setzen? Die Ehe mit freier Empfängnisverhütung, mit jederzeit möglichen Seitensprüngen, mit Scheidung und Wiederverheiratung? Im Protestantismus gibt es sehr viele geschiedene und wiederverheiratete Pastoren. Oder was wollt ihr an die Stelle setzen? Die homosexuelle Partnerschaft, ein widernatürliches Laster? Im Protestantismus können homosexuelle Pfarrer mit ihrem Partner im Pfarrhaus unterkommen und „fröhlich leben", wie der evangelische Landesbischof von Bayern sagt.

Nein! Der Zölibat, meine lieben Freunde, hat seine Schwierigkeiten, seine Gefährdungen und seine Problematik. Aber sind die Schwierigkeiten, die Gefährdungen und die Problematik der Ehe geringer? Ich persönlich bin überzeugt: Es ist schwerer, eine gute Ehe zu führen, als enthaltsam zu leben. Im Jahre 1870, am 18. Juli, wurde in Rom auf dem Ersten Vatikanischen Konzil das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit definiert. Einer der bekanntesten Theologen Deutschlands, Ignaz Döllinger, widersetzte sich dem Dogma und wurde zum Vater der sogenannten Altkatholiken, einer Sekte, die dieses Dogma und später auch Anderes verwarf. Als die Altkatholiken darangingen, den Zölibat abzuschaffen, da erklärte Döllinger: „Wenn der Klerus dem Volke nicht mehr das persönliche Opfer, das er seiner Gemeinde bringt, aufweisen kann, dann ist er und die Sache, welche er vertreten soll, verloren. Er rangiert dann mit den Gewerbetreibenden."

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das sechste Gebot (3)

(Die Ehe nach Gottes Willen)

04.08.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Ehe ist die rechtmäßige, dauernde und vollständige Lebensgemeinschaft eines Mannes und einer Frau zur Zeugung und Erziehung von Nachkommenschaft und zur gegenseitigen seelischen Ergänzung und Hilfeleistung. Das ist der natürliche Begriff der Ehe. Er gilt für alle Menschen ohne Ausnahme. Die Naturehe erhebt sich im Christentum zur sakramentalen Ehe. Im Christentum ist die Ehe ein Sakrament, das heißt ein Gnadenmittel. Durch die Ehe als Sakrament wird den Menschen Gnade zugewendet für ihr eheliches Leben, wird ihr Band zu einem unauflöslichen gemacht und tritt gewissermaßen Christus als Dritter in den Ehebund ein. Der Begriff Ehe wird entstellt und verzerrt, wenn er für andere Geschlechtsverhältnisse benutzt wird, wie es in Deutschland und in manchen europäischen Ländern der Fall ist. Die Entwicklung, die hier vor sich geht, meine Freunde, ist von größter Tragweite. Die Verletzung der Schöpfungsordnung kann sich nur zum Unheil auswirken. Die russisch-orthodoxe Kirche sieht in der Legalisierung der Homo-Ehe und in der Trauung gleichgeschlechtlicher Partner Zeichen der Endzeit. Der russische Patriarch Kyrill hat dieser Tage erklärt: „Ein Volk, das homosexuelle Verhältnisse als Ehen anerkennt, befindet sich auf dem Weg der Selbstzerstörung." Der russische Patriarch hat recht.

Der Ursprung der Ehe liegt in der Natur des Menschen. Gott hat die Menschen von Anfang an aufeinander hingeordnet durch ihre körperlich-geistige Ausstattung. „Habt ihr nicht gelesen", sagt Christus, „dass der, welcher den Menschen im Anfang geschaffen hat, sie als Mann und Frau geschaffen und gesagt hat, deshalb wird der Mensch Vater und Mutter verlassen und seiner Frau anhangen, und es werden zwei sein in einem Fleisch." Das ist die natürliche Ordnung der Ehe, wie sie Gott am Anfang festgelegt hat. Da sind sie nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch. „Was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen." Dasselbe Wort wird von Paulus angeführt. Er vertieft diese Sicht, indem er auf die sakramentale Seite der Ehe hinweist. „Das ist ein großes Geheimnis in Bezug auf Christus und die Kirche." Er will sagen, so wie Christus und die Kirche eine Ehe eingehen, unverbrüchlich, untrennbar, gnadenhaft, so sollen auch die Gatten einander verbunden sein in Christus, in der Gnade, in untrüglicher Verbindung. So ist es geblieben bis ins 16. Jahrhundert. Da trat ein Mann auf namens Martin Luther. Er gab die Sakramentalität der Ehe preis. „Wisse", schreibt er, „dass die Ehe ein äußerlich leiblich Ding ist wie andere weltliche Hantierung, wie Haus und Hof." „Die Ehe ist ein weltlich Ding", wiederholt er, „mit allen ihren Umständen, geht die Kirche nichts an." Dagegen stellte das Konzil von Trient fest: „Wer sagt, die Ehe sei nicht wahrhaft und eigentlich eines der sieben Sakramente, das von Christus eingesetzt wurde, sondern sei von Menschen erfunden, der sei ausgeschlossen." Zwischen diesen beiden Positionen gibt es keine Vermittlung.

Die hohe Bedeutung und Notwendigkeit der Ehe ergibt sich aus der innigen Verflechtung mit allen Seiten des menschlichen Lebens. Offenkundig ist die körperliche, die leibliche Seite. Die Naturseite der Ehe greift eben tief in das Gebiet der Biologie und der Physiologie ein. Die eheliche Liebe und Anhänglichkeit ist eine der stärksten Erscheinungen des Seelenlebens. Wo wirklich eine Ehe zustande kommt nach Gottes Willen, da sind die Gatten einander seelisch untrennbar verbunden. Die Ehe hat eine grundlegende Bedeutung für die Gesellschaft. Diese baut sich ja auf Ehen auf. Infolgedessen

muss sie auch von der Gesellschaft rechtlich geordnet werden, und nicht nur rechtlich, sondern auch moralisch. Als Sakrament gehört die Ehe in die Glaubenslehre der Kirche hinein. Diese verschiedenen Seiten der Ehe hat die Kirche in harmonischer Weise immer verbunden und niemals trennen lassen. Wegen der Einheit von Ehevertrag und Ehesakrament steht der Kirche die Hoheit über die Ehe zu. Auf der sakramentalen Natur der Ehe gründet sich die Hoheit der Kirche über die Ehe. Die Ehe auf Liebe gründen wollen, ist ein gewagtes Unternehmen. Das Liebesgefühl ist schwankend. Es ist zu unsicher, als dass es den Trieb genügend regeln könnte. Bei der sozialen Verpflichtung der Ehe und bei der sozialen Bedeutung der Ehe für die Fortpflanzung müssen das Recht als äußere Norm und die Moral als innere Norm hinzutreten. Das angebliche Recht auf freie Liebe, das heute propagiert wird, ist eine sittlich verwerfliche, eine lebenszerstörende Irrlehre.

Die Kirche hat die Güter der Ehe deutlich herausgearbeitet in der Lehre ihrer großen Theologen. Augustinus hat die Dreiheit von „fides, proles, sacramentum" aufgestellt, also die drei Güter: Der ehelichen Treue, der Nachkommenschaft und der sakramentalen Unauflöslichkeit. „Fides, proles, sacramentum". Und der hl. Thomas hat die Ehegüter in folgender Weise bestimmt: „Der nächste und wesentlichste Zweck der Ehe ist die Erzeugung und Erziehung der Nachkommenschaft. Der zweite ist die eheliche Treue, d.h. die volle und ausschließliche Herzens- und Liebesgemeinschaft. Und das dritte ist die übernatürliche Bedeutung der Ehe, die Abbildung des Bundes Christi mit seiner Kirche." Im kirchlichen Gesetzbuch heißt es im Canon 1055: „Der Ehebund, durch den Mann und Frau unter sich die Gemeinschaft des ganzen Lebens begründen, die durch die natürliche Eigenart auf das Wohl der Ehegatten und die Erzeugung und Erziehung von Nachkommenschaft hingeordnet ist, wurde zwischen Getauften durch Christus zur Würde eines Sakramentes erhoben." Diese Lehre ist vom II. Vatikanischen Konzil wiederholt eindeutig bestätigt worden, vor allem in der Konstitution „Gaudium et spes" in den Artikeln 48 und 50. Da heißt es: „Durch ihre natürliche Eigenart sind die Institution der Ehe und die eheliche Liebe auf die Zeugung und Erziehung der Nachkommenschaft hingeordnet und finden darin gleichsam ihre Krönung." An einer anderen Stelle heißt es: „Ehe und eheliche Liebe sind ihrem Wesen nach auf die Zeugung und Erziehung von Nachkommenschaft hingeordnet." Die Spielereien mit den Ehezwecken, die manche katholische Moraltheologen vornehmen, sind durch das Konzil nicht gedeckt. Der Wille zur Fruchtbarkeit ist insofern der Ehe wesentlich, als jemand, der nicht das volle Recht auf die Beiwohnung dem anderen Gatten übertragen will, keine gültige Ehe schließt. Das volle Recht heißt das uneingeschränkte Recht. Eheleute, deren Ehe nicht fruchtbar ist, müssen ihre Unfruchtbarkeit vor Gott rechtfertigen. Es kann Gründe, zulässige Gründe geben, auf die Erzeugung von Nachkommenschaft zu verzichten. Mir erzählte ein Pfleger im Hildegardis-Krankenhaus in Mainz, er dürfe und wolle keine Kinder haben, weil er eine Erbkrankheit in sich trage, die er nicht weitergeben wolle. Allerdings muss sich der Pfleger zwei Fragen gefallen lassen. Erstens: Warum hat er dann eine Ehe geschlossen? Zweitens: Wie steht er zum naturgemäßen ehelichen Verkehr?

Die Ehe ist die Verbindung zwischen einem Mann und einer Frau. Die Ein-Ehe ist von Gott festgesetzt. Sie bildet den Gegensatz zur Viel-Ehe, Viel-Männerei, Viel-Weiberei. Im Heidentum war die Viel-Ehe vielfach üblich. Im Islam ist sie noch heute gestattet. Der Mann darf vier Ehefrauen haben, vier sogenannte Ehefrauen, und beliebig viele Konkubinen. Auch in christlichen Kreisen gibt es solche, die die Mehr-Ehe verteidigen. Luther gab die Ein-Ehe preis. Er erklärte es nicht für verboten, dass ein Mann zwei Frauen habe. Es sei der Schrift nicht zuwider. Und Sie kennen alle den berühmten Fall, dass er dem Landgrafen von Hessen eine zweite Ehe gestattet hat, als Beichtrat. Diese schwankende Haltung von Luther hat das Konzil von Trient zum Anlass genommen zu erklären: „Wer sagt, es sei den Christen erlaubt, gleichzeitig mehrere Frauen zu haben, das sei durch kein göttliches Gesetz untersagt, der sei ausgeschlossen." Es ist selbstverständlich, dass der Herr nur die Ein-Ehe kennt, die Verbindung eines Mannes und einer Frau. „Jeder, der seine Frau entlässt und eine andere heiratet, bricht die Ehe." Und wenn er davon spricht, dass in der ehelichen Gemeinschaft zwei in einem Fleische sind, da schließt er eben aus, dass es drei oder vier sein können. Die Monogamie ist die Wiederherstellung der ursprünglichen Natur der Ehe. Die Mehrheit der Frauen lässt von vornherein nicht die volle Gleichwertigkeit der Frau in der Ehe aufkommen. Sie trübt die sittliche Würde der Frau. Die Mehr-Ehe bringt, fast notwendig, Eifersucht in die Eheverhältnisse hinein und beeinträchtigt die inni-

ge ausschließliche Liebe des Gatten zu einer Frau. Außerdem wird der Mann zu einer übermäßigen geschlechtlichen Betätigung angeleitet. Schließlich ist die Stellung der Kinder zu den Eltern in der Mehr-Ehe eine geteilte und unsichere. Das Familienleben verliert seine Einheit und Wärme. Wenn es im Islam scheinbar mit der Mehr-Ehe geht, dann hängt das damit zusammen, dass die Frau nichts zu sagen hat, dass sie sich restlos fügen muss, dass sie vom Manne völlig abhängig ist.

Die Unauflöslichkeit der Ehe ist ausnahmsloses Gesetz für jede gültige, leiblich vollzogene Ehe. Die gültig geschlossene christliche Ehe, die vollzogen ist, kann durch keine menschliche Macht getrennt werden. Luther ließ die Trennung zu. Auch in diesem Punkte verfehlte er sich gegen Gottes Gesetz. Er gestattete die Trennung der Ehegatten und ihre Wiederverheiratung. Das war der große Erfolg des Protestantismus, dass er die Ehescheidung freigab. Damit kann man sich Freunde machen in dieser Welt. Er fand Gründe für beides, und die Gründe ließen sich natürlich erweitern. Luther hat die Tür zur Zerstörung des Ehebandes weit aufgetan. Es gibt heute keine einzige Ehe im Protestantismus, die nicht getrennt werden könnte. Die Rede von der Unauflöslichkeit, die man in den protestantischen Kirchenordnungen findet, ist eine leere Floskel. Das Konzil von Trient hat gegenüber dem Protestantismus erklärt: „Wer sagt, wegen Irrglauben, wegen Schwierigkeiten im Zusammenleben oder wegen böswilliger Abwesenheit vom Gatten könne das eheliche Band gelöst werden, der sei ausgeschlossen." Der Herr hat es deutlich erklärt: „Was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen." Und Paulus wiederholt es: „Den Verheirateten gebiete nicht ich, sondern der Herr, dass die Frau vom Manne nicht weggehe. Wenn diese aber weggegangen ist, dass sie ehelos bleibe und sich mit ihrem Manne versöhne." Tatsächlich bringt schon die Möglichkeit der Ehescheidung ein Moment der Unsicherheit in die Ehe hinein. Ich habe es einmal erlebt bei der Heirat eines Arztes, dass die Frau auf einen Rechtsanwalt verwies, der an der Tafel saß, und sagte: „Dort sitzt für alle Fälle ein Ehescheidungsanwalt." Bei der Heirat war das! Die Möglichkeit der Scheidung und Wiederverheiratung ist geeignet, die Liebe und Treue in der Ehe in Gefahr zu bringen. Die wirkliche Scheidung trifft die Frau weit tiefer und nachteiliger als den Mann. Sie setzt die Kinder einer traurigen Zukunft aus und stiftet meistens Bitterkeit und Feindschaft. Ich verkenne nicht, dass es in einer Ehe Härten geben kann und dass das Aushalten hohe Tugend erfordert. Aber der Mensch ist aufgerufen, sich religiös und sittlich zu bewähren. Gegen das Gebot der Unauflöslichkeit wird heute gern die Barmherzigkeit Gottes und der Kirche angerufen. Ich halte diese Anrufung für verkehrt. Ich bin vielmehr überzeugt, gerade die Unauflöslichkeit der Ehe ist Ausfluss der Barmherzigkeit Gottes. Weil Gott den Verheirateten die Unsicherheit, die Untreue, das Ausschauen nach Abwechslung in der Geschlechterbeziehung ersparen will, hat er das Gebot der Untrennbarkeit erlassen. Weil es Gott mit den Menschen und ihrer ehelichen Verbindung gut meint, das heißt, weil er barmherzig ist, will er sie veranlassen, sich so miteinander zu vertragen, dass das Auseinandergehen vermieden wird, vermieden werden muss, weil Gottes Wille dahin geht. Damit die Ehegatten einen Halt haben, an dem sie sich aufrichten können in Krisen, hat er das Gebot der Unauflöslichkeit gegeben. Dass die Menschen es missachten, dass sie darüber hinweggehen, steht auf einem anderen Blatt. Aber Gottes Barmherzigkeit wird dadurch nicht tangiert.

Mit ihrer Lehre von der Ehe, mein lieben Freunde, hat sich die Kirche nicht viele Freunde gemacht, wohl aber zahlreiche Gegner geschaffen. Die klare und eindeutige Position der Kirche ist den meisten Menschen zuwider. Aber was sie vertritt, ist Gottes Wille über der Ehe. Die protestantische Ehelehre stammt von Menschen. Sie ist bequem und leicht. Sie geht den Menschen ein, eben weil sie angenehm ist. Aber die Kirche als der Herold Gottes hat keine Wahl. Sie muss zu dem stehen, was ihr der Geist Gottes zuspricht. Man kann mit allen Artikeln handeln, aber nicht mit Gottes Willen. Ehen, die nicht religiös gesehen werden, sind untragbar. Nach ein paar Monaten gilt nicht mehr die Leidenschaft, gilt nur noch die Treue. Auf dieser Welt gibt es keine doppelseitigen hundertprozentigen Lösungen, sondern nur ein Entweder-oder. Es gibt nicht für jede Not ein irdisches Heilmittel. Es gibt Not, die nur transzendent, im Aufblick zu Gott gelöst wird. Wir wissen, in unserer Gesellschaft herrschen geschlechtliche Unordnung und eheliche Wirrnis in unheimlichem Ausmaße. Dieses Chaos rettet kein Kompromiss. Kompromisse in letzten Dingen kompromittieren.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das sechste Gebot (4)

(Eheliche Pflichten)

11.08.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Auf Lebensentscheidungen muss man sich vorbereiten, auf den Beruf, aber auch auf die Eheschließung. Die beste und eigentlich unerlässliche Vorbereitung für eine Eheschließung ist, sich zu einer solchen Persönlichkeit zu gestalten, die ein wahres Geschenk für den anderen ist. Man sollte sich bemühen, eine vollkommene Persönlichkeit zu werden, die in einer Ehe die Garantie für das Gelingen dieser Gemeinschaft bietet. Das heißt, die Ehewilligen sollen die Haltungen, die Tugenden, die Eigenschaften ausbilden, die für eine Zweisamkeit unerlässlich sind: Rücksichtnahme, Selbstlosigkeit, Nachgiebigkeit, Versöhnlichkeit, Leidensbereitschaft. Man muss lernen, sich zusammenzunehmen, sich zu überwinden, zu verzichten, wenn man eine Ehe schließen will. Man muss hinnehmen, ertragen, dulden können, wenn man eine Zweisamkeit begründen will. Man muss fähig sein, auf den anderen einzugehen, seinen Bedürfnissen und Wünschen zuvorzukommen, wenn man mit ihm den Lebensbund schließen will. Der Eigenwille muss gezähmt, die Eigensucht überwunden werden, wenn man sich mit einem anderen Menschen ehelich verbinden will. Ehen leben nicht davon, meine lieben Freunde, dass jeder sein Recht einfordert, sondern dass jeder bereit ist, sein Recht preiszugeben. Selbstverständlich muss auch die Keuschheit und Schamhaftigkeit eingeübt werden vor der Ehe. Wer sich vor der Ehe nicht beherrschen kann, bei dem ist sehr zweifelhaft, ob er sich in der Ehe beherrschen wird. Es muss eine Belehrung erfolgen über die Zweigeschlechtlichkeit, über Ehe und Familie, und zwar möglichst frühzeitig und einprägsam. Zu einer sachlich richtigen Belehrung gehört nicht nur die Mitteilung über die körperlichen Vorgänge, sondern es muss auch über den ethisch und religiös verantworteten Umgang mit der Geschlechtlichkeit in der Ehe belehrt werden. Nicht die Orientierung über sexuelle Praktiken ist gefragt, sondern die Darstellung der Verantwortung gegenüber Gott und den Menschen. Es scheint, dass der heute betriebene Sexualkundeunterricht in der Schule diesen Erfordernissen nicht gerecht wird. Eltern und Kinder klagen, dass sie über sexuelle Verhütungspraktiken unterrichtet werden, aber nicht, wie man vor Gott und den Menschen die Geschlechtlichkeit beherrschen muss.

Der Ehestand bringt gewichtige Pflichten mit sich. Außer den allgemeinen Pflichten, die man gegenüber jedem Nächsten üben muss, kommen eben die speziellen Pflichten des Ehestandes hinzu, also aus der Lebensgemeinschaft, aus der Beziehung der Liebe, der Treue und der Gerechtigkeit. Die Pflichten der ehelichen Gemeinschaft im allgemeinen bestehen einmal in dem Zusammenleben, im äußeren Zusammenwohnen. Und das ist nicht leicht, denn hier lernt man sich in einer Weise intim kennen, die jeden Respekt vernichten kann. Das äußere Zusammenwohnen der Gatten ist aber von Sinn und Zweck der Ehe gefordert. Berufliche Gründe können ein kürzeres oder längeres Sichtrennen notwendig machen. Denken wir an die Fernfahrer in den Bussen und in den Lastkraftwagen, die tage-, manchmal wochenlang unterwegs sind. Ich kenne ein Ehepaar, von dem der eine Teil einen Betrieb in Nürnberg, der andere einen in Budenheim betreibt. Gott sei es gedankt, dass sie so viele Jahre und Jahrzehnte durchgehalten haben. Solche Wochenendehen bedürfen besonderer Rücksichtnahme, Aufmerksamkeit und Feinfühligkeit. Längeres Fernbleiben ohne gewichtigen Grund ist sittlich unzulässig. Auch die sonstigen Rechts- und Vermögensbestimmungen sind von sittlicher Bedeutung in der Ehe, denn die Ehe ist nun mal ein Band der Liebe und der Treue und es muss vor Lockerung ge-

schützt werden. Geduld, Opfersinn, Großmut, Arbeitsamkeit sind sittlich zu erwerben und zu festigen.

Aber eine Forderung gibt es, über die ich jedesmal erschrecke, wenn ich sie lese, nämlich im Epheserbrief schreibt der Apostel: „Ihr Männer, liebet eure Frauen, wie auch Christus die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat." Hier wird als Maßstab und als Leitbild der ehelichen Liebe das Vorbild Christi vor uns hingestellt. Und wie hat denn Christus seine Kirche geliebt? Indem er sie geliebt hat bis zum Tode, indem er sein Leben für sie hingegeben hat. Das ist eine erschreckende Forderung: Ihr Männer, liebet eure Frauen, wie Christus die Kirche geliebt hat. Wer seine Frau so liebt, wie Christus die Kirche geliebt hat, dessen Ehe steht fest. Eine solche Ehe ist vor allen Gefahren geschützt. Die rechte Führung der Ehe soll auch eine Schule der sittlichen Vervollkommnung und Erbauung sein. Die Gatten sollen sich gegenseitig fördern. „Nicht nur fort sollt ihr euch pflanzen", schreibt Friedrich Nietzsche, „sondern hinauf sollt ihr euch pflanzen." Jawohl, so ist es! Die Gatten sollen voneinander lernen, sich behilflich sein, um sich auszubilden. Einer muss fragen, was braucht der andere, wie kann ich ihn fördern, wie kann ich ihm dienen? Wir unterscheiden bekanntlich drei Arten der Liebe: Die begehrende Liebe, die schenkende Liebe und die dienende Liebe. Die wichtigste von diesen drei Arten der Liebe ist die dienende Liebe. Die Liebesgemeinschaft soll sich unter Prüfungen läutern und die Grundlage einer unerschütterlichen Lebens-gemeinschaft werden. Es ist kein unumstößliches Gesetz, dass die Liebe in der Ehe ständig abnimmt. Sie kann auch wachsen, sich vertiefen, lauterer und selbstloser werden. Die Kaiserin Maria Theresia von Österreich, die sechzehn Kinder geboren hat, diese Kaiserin Maria Theresia schrieb einmal an ihre Tochter Christine: „Alles Glück der Ehe besteht im gegenseitigen Vertrauen und Entgegenkommen. Die törichte Liebe vergeht bald, aber man muss einander achten und dienen."

Auch in der christlichen Ehe können Schwierigkeiten, Missverständnisse, Meinungsverschiedenheiten entstehen. Es ist fast unvermeidlich, dass zwei verschiedene Menschen unterschiedlich denken, und es ist nicht auszuschließen, dass es Widersprüche und vielleicht auch Konflikte gibt. Aber das unterscheidet christliche Ehen von anderen: In christlichen Ehen werden Verstimmungen, Spannungen, Reibungen überwunden, sodass es nicht zum Zerwürfnis und zur Zwietracht kommt. Christliche Ehen sind heilbar. In der Taukraft des Christentums werden Konflikte innerlich überwunden. Eine Generalbeichte, eine Osterkommunion, zwei Menschen nebeneinander auf den roten Kissen, wie damals bei der Hochzeit vor dem Tabernakel. Zwei Christen, die sich verzeihen, die ihre Pflicht wiederfinden, das ist Auferstehung.

Ein besonderes Wort muss zu den Pflichten bezüglich des Geschlechtsverkehrs in der Ehe gesagt werden. Das sechste Gebot schärft die Sündhaftigkeit jedes außerehelichen Geschlechtsverkehrs ein. Ein sogenannter Seitensprung ist und bleibt eine schwere Sünde. Eheleute verstoßen dadurch gegen die Keuschheit, die Gerechtigkeit und die Treue. Im heidnischen und im modernen Bereich werden dem Manne größere Freiheiten eingeräumt als der Frau. Nicht so im Christentum. Im Christentum gilt die wesentliche Gleichheit des Keuschheitsgebotes für den Mann wie für die Frau. Positiv bewirkt die Ehe die Pflicht, den natürlichen Geschlechtsverkehr zu gewähren. Man spricht von der ehelichen Pflicht: „Debitum conjugale". Das steht im 1. Korintherbrief. „Der Frau leiste der Mann die Pflicht, gleicherweise auch die Frau dem Manne. Die Frau hat nicht Gewalt über ihren Leib, sondern der Mann. Gleicherweise hat auch der Mann nicht Gewalt über seinen Leib, sondern die Frau." Erster Korintherbrief, siebentes Kapitel. Der natürlich vollzogene eheliche Akt ist sittlich erlaubt, ist pflichtmäßig und gut. Er ist das gottgewollte Mittel der Fortpflanzung. Im ersten Timotheusbrief schreibt Paulus: „Die Frau wird ihr Heil wirken durch Kindergebären." Der vornehmste und von Gott gewollte Zweck der ehelichen Beiwohnung ist selbstverständlich die Erzielung von Nachkommenschaft, für die Familie, für das Volk, für die Kirche. Aber auch die anderen Zwecke sind gültige Motive für den ehelichen Verkehr, also die Erhaltung der ehelichen Liebe und Treue, die geordnete Befriedigung des Geschlechtstriebes. Die eheliche Pflicht darf verweigert werden, wenn der andere Gatte Ehebruch begangen hat, wenn er seine Vaterpflichten gewissenlos versäumt, bei Trunkenheit. Mir sagte einmal ein bayerischer Minister: „Die meisten Kinder bei uns sind Rauschkinder", ein schreckliches Wort. Die meisten Kinder bei uns sind Rauschkinder, d.h. im Rausch erzeugt. Auch bei übermäßiger Forderung besteht die Möglichkeit der Verweigerung oder bei beträchtlichen leiblichen oder seelischen Be-

schwerden der Frau. Rücksichtnahme ist in jedem Falle gefordert. Jede vollständige Geschlechtsbefriedigung, die den Hauptzweck der Ehe in widernatürlicher Weise ausschließt, also der onanistische Eheverkehr, ist naturwidrig und deswegen untersagt. „Es gibt keinen noch so schwerwiegenden Grund", hat einst Papst Pius XI. verkündet, „der etwas innerlich Naturwidriges zu etwas Naturgemäßem und sittlich Gutem machen kann." Es gibt keinen noch so schwerwiegenden Grund, der etwas innerlich Naturwidriges zu etwas Naturgemäßem und sittlich Gutem machen kann. Das ist keine Sondermeinung eines Papstes, das ist die Lehre der Kirche seit zwei Jahrtausenden. Sie hat sich nie geändert, und sie kann sich nicht ändern, weil Gott sich nicht ändert und seine Gebote sich nicht ändern. Im zweiten Jahrhundert schreibt der Ehemann Tertullian: „Wir Christen gehen grundsätzlich die Ehe ein entweder um der Kinder willen oder wir verzichten auf die Ehe und leben enthaltsam." Das II. Vatikanische Konzil ist dieser Lehre treu geblieben. „Wo es sich um den Ausgleich zwischen ehelicher Liebe und verantwortlicher Weitergabe des Lebens handelt, hängt die sittliche Qualität der Handlungsweise nicht allein von der guten Absicht und der Bewertung der Motive ab, sondern auch von objektiven Kriterien, die sich aus dem Wesen der menschlichen Person und ihrer Akte ergeben und die sowohl den vollen Sinn gegenseitiger Hingabe als auch den einer humanen Zeugung in wirklicher Liebe wahren. Es ist den Kindern der Kirche nicht erlaubt, in der Geburtenregelung Wege zu bestreiten, die das Lehramt in Auslegung des göttlichen Gesetzes verwirft." Diese Lehre wurde von Papst Paul VI. in der bekannten Enzyklika, die mit den Worten „Humanae Vitae" beginnt, bekräftigt. Diejenigen, die gegen diese Enzyklika Stellung nehmen, haben meistenteils sie nicht gelesen. Wer sie liest, wird sehen, dass das, was dort vorgetragen wird, in sich schlüssig ist. Es heißt in dieser Enzyklika: „Jeglicher Vollzug der Ehe muss von sich aus auf die Erzeugung menschlichen Lebens ausgerichtet sein. Diese Lehre gründet in der von Gott bestimmten unlösbaren Verknüpfung der beiden Sinngehalte: Liebende Vereinigung und Fortpflanzung, die beide dem ehelichen Akte innewohnen. Diese Verknüpfung darf der Mensch nicht eigenmächtig aufgeben. Ein Akt gegenseitiger Liebe widerspricht dem göttlichen Plan über der Ehe und dem Willen des ersten Urhebers menschlichen Lebens, wenn er der vom Schöpfer in ihn hineingelegten Eignung zur Weckung neuen Lebens abträglich ist. Wer einerseits Gottes Gabe genießt und andererseits Sinn und Ziel dieser Gabe ausschließt, handelt im Widerspruch zur Natur des Mannes und der Frau und stellt sich gegen Gottes Plan und Willen. Jede Handlung ist verwerflich, die entweder in Voraussicht oder während des Vollzugs des ehelichen Aktes oder im Anschluss an ihn bei dem Ablauf seiner natürlichen Auswirkungen darauf abstellt, die Fortpflanzung zu verhindern."

Meine lieben Freunde, ich bin mir des Gewichtes dieser Normen durchaus bewusst. Vielleicht sagt jemand, du bist ja nicht verheiratet, du hast es leicht. Nein, der Priester hat es nicht leicht. Er muss das verkünden, was Vielen nicht gefällt. Wenn die Eheleute keinen Kindersegen wünschen, dann bleibt die mit Gottes Gnade mögliche Enthaltsamkeit, entweder die volle oder die periodische Enthaltsamkeit, d.h. die Nutzung der empfängnisfreien Tage für den ehelichen Verkehr. Die Verkündigung der Kirche weiß sehr wohl, dass es durchaus Gründe geben kann, die empfängnisfreien Tage für die eheliche Einung zu benutzen. „Wenn die Eheleute sie auch benutzen, ist nichts dagegen einzuwenden", sagt Pius XI. „Und nur, wenn sie ausschließlich benutzt werden, müssen schwerwiegende Motive da sein." Und die kann es durchaus geben. Es ist mir bekannt, dass kein Gegenstand der kirchlichen Verkündigung auf so heftigen Widerstand stößt wie dieser. Man verweist auf die hohe Zahl der Ehepaare, die die Empfängnisverhütung praktizieren. Ich frage: „Hält sich die Masse der Menschen, ja auch die Masse der katholischen Christen, hält sich die Masse der Menschen an die übrigen Gebote Gottes? Hält sie sich an das Gebot der Keuschheit, der Wahrhaftigkeit, der Ehrlichkeit? Dürfen wir, weil die Menschen auch diese Gebote fast überall übertreten, dürfen wir deswegen die Keuschheit, die Wahrhaftigkeit und die Ehrlichkeit aus dem Gebotekanon streichen?" In unserer Zeit ist die Ehe mit einem Kind oder mit zwei Kindern üblich geworden. Das war nicht immer so. Ein Bischof von Münster, Max von Galen, hat bei seinem Amtsantritt ein Bildchen drucken lassen, und auf diesem Bildchen stand geschrieben: „Ich bin das 13. Kind meiner Eltern, und ich werde es meiner einzigen Mutter ewig danken, dass sie den Mut hatte, auch zu diesem dreizehnten Kind, das Gott ihr anbot, noch ein Ja zu sagen. Ohne dieses Ja der Mutter wäre ich nicht Priester und Bischof geworden." Ich kenne alle Einwände, die gegen die gottgegebene und von der Kirche nur verkündete, nicht erfundene, von der Kir-

che nur verkündete Ehelehre vorgebracht werden. Ich nehme sie wahrlich nicht leicht, aber Grundsätze, meine lieben Freunde, dürfen nicht danach gemessen werden, ob sie schwer oder leicht sind, sondern ob sie richtig sind. Grundsätze werden auch nicht dadurch falsch, dass es Menschen gibt, die nicht darunter leiden. Es fällt mir gewiss schwer, ein Gesetz zu predigen, das den anderen belastet und mir selbst erspart bleibt. Aber ein Gesetz wird dadurch nicht falsch, dass es den, der es auf Anruf verkündet, mit seiner Schwere nicht trifft. Der Verkündiger weiß nicht, ob er selbst fähig und gewillt wäre, dem unveräußerlichen Willen Gottes über der Ehe nachzukommen. Niemand von uns ist sicher, das große Opfer, wenn es gefordert wird, zu erbringen. Aber eines ist gewiss: Ohne Opfer hat es nie ganze Kultur gegeben, noch weniger ganzes Christentum. Sein Geheimnis beginnt hier, seine Kraft.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die in die himmlische Herrlichkeit aufgenommene Gottesmutter

15.08.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Festes der leiblichen Aufnahme Marias in den Himmel Versammelte!

Am 1. November 1950 hat Papst Pius XII. als einen Glaubenssatz der katholischen Kirche verkündigt: „Die unbefleckte, immerwährend jungfräuliche Gottesmutter Maria ist, nachdem sie ihren irdischen Lebenslauf vollendet hatte, mit Leib und Seele zur himmlischen Herrlichkeit aufgenommen worden." Der Papst hat das Dogma kraft seiner persönlichen Unfehlbarkeit definiert. Die Definition ist aus sich gültig und bedarf keiner Zustimmung oder Bestätigung. Aber der Heilige Vater hat vorher den gesamten Episkopat der Kirche befragt. Die Bischöfe haben die Definibilität der Lehre fast einstimmig bejaht. Anders stand es um die Theologenschaft. Als bekannt wurde, dass Papst Pius XII. die Lehre von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel in den Rang eines Glaubenssatzes, eines Dogmas erheben wolle, erhob ein deutscher Theologieprofessor Einspruch. Er erklärte, diese Lehre sei eine fromme Meinung (pia opinio), d.h. sie habe zwar ihren Rückhalt in der liturgischen Praxis der Kirche, stehe aber in weitem Abstand zu dem (von jedem anzunehmenden) Glaubensgut der Kirche. Die Ansicht dieses Theologen trifft nicht zu. Die Kirche ist über sie hinweggeschritten. Der Inhalt des heutigen Festes ist Gegenstand des geoffenbarten Glaubens, nicht bloß eine fromme Meinung. Die Definition vom 1. November 1950 ruht auf solidem Grund. Sie konnte sich einmal auf die lebendige und allgemeine Vorlage der Lehre durch die Kirche in der Feier des Festes der Aufnahme Mariens in den Himmel berufen. Seit weit über tausend Jahren besteht dieses Fest. Die Dogmatisierung konnte sich sodann an die Lehre von der unbefleckten Empfängnis und der jungfräulichen Mutterschaft Mariens halten. Maria ist als einziger Mensch nicht von der (einmal zugezogenen) Erbsünde befreit, sondern von ihrer Zuziehung bewahrt worden. „Ganz schön bist du, Maria, denn der Erbschuld Makel ist nicht an dir." Das gibt ihr einen einzigartigen Rang unter den Menschen. Der Leib der Frau, der nie in das Verhängnis der Erbsünde hineingezogen wurde, sollte nicht der Verwesung überliefert werden. Maria ist über alle Frauen erhoben und zur Mutter des Erlösers erwählt worden. „Selige Pforte warst du dem Worte", singt das gläubige Volk. Der Leib der Frau, die den Sohn Gottes geboren hat, sollte nicht der Gewalt des Todes ausgeliefert bleiben. Ein weiteres Argument war die Übereinstimmung der Kirchenväter und der Theologen in dieser Frage. Über viele Jahrhunderte hinweg haben diese Lehrer des Glaubens ihre Überzeugung von der einzigartigen Erhöhung Mariens bekannt. Schließlich urteilte die gläubige Vernunft, dass Maria, die Ersterlöste, auch die Vollerlöste sein sollte. Wir dürfen annehmen, dass Maria gestorben und als Auferweckte in den Himmel aufgenommen wurde. Geschichtliche Nachrichten über Tod und Auferweckung Mariens fehlen. Die sogenannten Transitustexte sind gutgemeinte Erfindungen, aber keine historischen Quellen. Das allgemeine Glaubensbewusstsein der Kirche macht den Aufweis einer lückenlosen Überlieferung seit den Anfängen des Christentums überflüssig. Das Fehlen einer historischen Überlieferung wird aufgewogen durch die Existenz einer dogmatischen Überlieferung, soweit sie für uns greifbar ist. Schließlich ruht auch dieser Glaubenssatz auf der Heiligen Schrift. Diese bietet zwar kein ausdrückliches Zeugnis von dem, was mit Maria nach Beendigung ihres irdischen Laufes geschehen ist. Aber sie zeigt die enge Verbundenheit Mariens mit ihrem Sohne in biologischer und heilsgeschichtlicher Hinsicht. An ihr ist daher die Kraft der Auferstehung Christi voll zum Durchbruch gekommen. Das Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel hat die biblischen Keime dieser Lehre zur Entfaltung gebracht. An Maria hat sich er-

füllt, was in der Auferstehung Christi grundgelegt wurde. Die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel zeigt, wie die Vollendung aussieht, zu der jeder Mensch berufen ist. Nicht nur das Fortleben der Seele, sondern des ganzen Menschen mit Seele und Leib ist seine endgültige Bestimmung. Maria ist die Vollerlöste. Wäre Maria nur mit ihrer Seele verherrlicht, wäre sie nicht im ganzen Umfang ihres Wesens vollendet und beseligt. Was mit Maria geschah, das ist auch uns bestimmt. In der Aufnahme Mariens in den Himmel geschah jene Verherrlichung, die allen Gläubigen für das Ende der Zeiten verheißen ist. Die leibliche Verherrlichung Mariens nimmt jene Verherrlichung vorweg, die für alle übrigen Auserwählten vorgesehen ist. Mit der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel wurde zeitlich vorverlegt, was den übrigen Gläubigen am Ende der Geschichte zuteil werden wird. So ist Maria auch in dieser Hinsicht „unsere Hoffnung“. Sie ist vorangegangen, wir dürfen hoffen, dass wir ihr nachfolgen werden. Wenn die Stunde Gottes schlägt, werden die Seelen der Erlösten einen Leib erhalten und als ganze Menschen Gott eine Ewigkeit anbeten und preisen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das sechste Gebot (5)

(Verfehlungen gegen die Normen des geschlechtlichen Lebens)

18.08.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben an den vergangenen Sonntagen über die Ordnung des Geschlechtlichen uns Gedanken gemacht. Das Gegenteil zur Keuschheit ist die Unkeuschheit, also das ungeordnete Streben nach Geschlechtslust, die ungeordnete Befriedigung der Geschlechtslust. Die sittliche Beherrschung des Geschlechtstriebes fordert einmal, dass dieser Trieb dem Geist unterworfen wird. Sie fordert zum Zweiten, dass die Hinordnung der Geschlechtskraft auf die Fortpflanzung gewahrt wird. Und sie fordert drittens, dass dieser Trieb ausschließlich in der Ehe befriedigt wird. Die Unordnung ergibt sich aus dem Gegensatz zu diesen drei Prinzipien. Die Unordnung zeigt sich erstens in der rein sinnlichen Befriedigung des Triebes und in der damit gegebenen Entwürdigung der menschlichen Persönlichkeit. Die zweite Unordnung ist gegeben in der Vereitelung, Umgehung und Gefährdung der menschlichen Fortpflanzung. Die dritte Unordnung liegt in der Verletzung und Bedrohung der Ehe als der Stätte des geordneten Geschlechtslebens. Wir unterscheiden in der Moraltheologie vollendete Sünden gegen die Keuschheit und unvollendete Sünden. Vollendete Sünden sind jene, die zu einer vollen körperlichen Befriedigung führen, unvollendete Sünden andere, bei denen eben diese Befriedigung nicht eintritt, wo rein innere Sünden oder äußere Handlungen vorliegen, die keine solche Befriedigung enthalten. Die Sündhaftigkeit der Unkeuschheit ist in der Hl. Schrift mannigfach bezeugt. Im Alten Bunde, wo über die Städte wie Sodoma und Gomorrha die Todesstrafe verhängt wurde. Auch über bestimmte Unzuchtsünden wird die Todesstrafe festgesetzt, wie es im Buche Levitikus heißt. Im Neuen Testament ist die Aussage über die Unkeuschheit noch deutlicher. „Täuschet euch nicht“, schreibt der Apostel Paulus „weder Hurer, noch Ehebrecher, noch Weichlinge, noch Knabenschänder werden das Reich Gottes erlangen.“ Also Strafe für schwere geschlechtliche Vergehen ist der Ausschluss aus dem Reiche Gottes. „Unzucht und jegliche Unreinlichkeit soll bei euch nicht einmal genannt werden“, schreibt der Apostel an die Epheser. Die inneren Gründe, meine lieben Freunde, für die Schwere der Sünde liegen in der Wichtigkeit des Gegenstandes. Der Unzüchtige gibt seine Seele preis an den animalischen Trieb. Er gerät, was sehr häufig ist, in die Knechtschaft der Sünde. Keine Sünde reizt so sehr nach Wiederholung wie die Unkeuschheitssünde, und zwar zur Wiederholung mit immer stärkeren Dosen oder mit Abwechslung! Durch diese Sünde wird der Tempel des Hl. Geistes entweiht und das Menschheitsziel der Fortpflanzung in der Regel vereitelt. Die sittlich geordnete Ehe und Familie wird durch die Unzuchtssünde gefährdet, wenn nicht zerstört.

Die vollendeten Sünden der Unzucht werden eingeteilt in Sünden innerhalb der Natur und außerhalb der Natur. Innerhalb der Natur sind jene Sünden, bei denen der Zweck der Fortpflanzung nicht ausgeschaltet wird. Die anderen gegen die Natur sind solche, bei die Fortpflanzung keine Rolle spielt und ausgeschaltet wird. Als erste Sünde innerhalb der Natur muss der außereheliche Geschlechtsverkehr lediger Personen angesehen werden. Als dauerndes Verhältnis nennt man das Konkubinat: Geschlechtsverhältnis ohne Ehewillen. Darin liegt eine schwere Verletzung der Keuschheit und zugleich eine Quelle vieler anderer Sünden. Sie wissen, dass diese Sünde sehr häufig ist, beispielsweise bei Verlobten: Die voreheliche Keuschheit wird oft nicht beachtet. Verlobte nehmen das vor der Ehe hinweg, was der Ehe vorbehalten sein soll, nämlich die Spannung, das Sichschenken. In Amerika hat sich eine

Bewegung gebildet: Wahre Liebe kann warten. Zu dem außerehelichen Geschlechtsverkehr gehört auch die Notzucht, die Schändung, also der erzwungene Geschlechtsverkehr mit einer Person, die dazu nicht bereit ist: die vollendete Unzucht mit einer Frau ohne deren Einwilligung. Man wird auch hier weitergehen müssen und sagen, dass auch die vollendete Unzucht mit einem Manne, der sich dagegen sträubt, eine solche Notzucht ist. In diese Kategorie der Sünden gehört auch die gewerbsmäßige Unzucht. Diese Erscheinung, meine lieben Freunde, hat nichts mit reizvollem oder pikantem zu tun. Sie ist ein Unglück für alle, die sich damit abgeben. Ich bin immer wieder erschrocken, wenn ich gelesen habe, wie Persönlichkeiten, die allgemein verehrt werden, sich auf diese Stufe der Befriedigung begeben. Sie kennen alle den großen Komponisten Johannes Brahms. Er war ein regelmäßiger Besucher von Bordellen. Sie kennen den französischen Staatspräsidenten Giscard d'Estaing. Er war ein notorischer Bordellbesucher. Weit schlimmer noch ist der Ehebruch, also der Geschlechtsverkehr eines Gatten mit einer dritten Person oder auch zweier Gatten mit dritten Personen. Mir wurde einmal glaubwürdig berichtet, dass es in Budenheim einen Partnertausch gebe. Diese Sünde verfehlt sich gegen Gerechtigkeit und Treue. Auch wenn der Gatte zustimmt, ist die Verfehlung nicht geringer. Er hat kein Recht, auf sein Recht zu verzichten. Viele haben in dem ehemaligen Bundeskanzler Willy Brandt eine Lichtgestalt gesehen. Wie schmerzlich, dass auch er ein notorischer Ehebrecher war. Blutschande ist der Geschlechtsverkehr zwischen Blutsverwandten und Verschwägerten. Noch sieht das Strafgesetzbuch im §173 Strafe vor für Geschlechtsverkehr zwischen auf- und absteigenden Verwandten und zwischen Geschwistern. Aber die „Grünen" sind für die Abschaffung dieser Strafbestimmung.

Zur Sünde gegen die Keuschheit ist auch zu rechnen der Geschlechtsverkehr von Personen, die Gott geweiht sind, die also Weihen empfangen oder durch Gelübde sich Gott übergeben haben. Da kommt zu der Sünde der Unkeuschheit die Sünde der Verunehrung Gottes hinzu. Hier ist also eine doppelte Sünde gegeben: gegen die Keuschheit und gegen die Gottesverehrung.

Es gibt auch Sünden gegen die Natur, die von dem Fortpflanzungszweck weit entfernt sind. An erster Stelle ist die Selbstbefriedigung oder die Selbstbefleckung zu nennen. Sie ist bei männlichen Jugendlichen häufig, aber sie verliert sich gewöhnlich im Laufe der Pubertät. Die Selbstbefriedigung kommt aber auch bei Eheleuten vor. Die Ehe ist kein sicheres und absolutes Mittel gegen die Masturbation, gegen die Selbstbefriedigung. Ihre Überwindung verlangt die Aufgabe der Selbstverliebtheit. Diese Sünde hat ihre Wurzel in einer ungeordneten Selbstliebe. Man will sich selbst einen Genuss verschaffen, und dann kommt es zu dieser Tat aus falscher Eigenliebe. Weit schlimmer ist die Sodomie, also der unzüchtige Geschlechtsverkehr zwischen Personen desselben Geschlechtes: die Schwulen und die Lesben. Sie beruht oft auf einer perversen Triebanlage oder lasterhafter Verrohung. Die Hl. Schrift bezeichnet das widernatürliche Laster als Greuel, als todeswürdig, als widernatürliche Verirrung, als der gesunden Lehre widerstrebend. Der noch nicht deutlich entwickelte Geschlechtstrieb bei Jugendlichen kann vorübergehend zur Homosexualität führen, was aber in aller Regel sich bald verliert. Es ist dagegen ein Zeichen sittlichen Verfalls, Homosexualität als normal, als eine andere Art geschlechtlicher Betätigung auszugeben. Das tut der Protestantismus. Der Protestantismus ist angeblich die Religion der Bibel. Die Christen evangelischen Bekenntnisses sind Bibelchristen, aber der Protestantismus entfernt sich in steigendem Maße von Wort und Sinn der Bibel. Das gilt vor allem für das homosexuelle Treiben. Im dritten Buch Moses heißt es: „Du darfst mit einen Manne keinen Umgang haben wie mit einer Frau." Der Apostel Paulus brandmarkt solches Tun als heidnisches Laster. „Ihre Frauen vertauschten den natürlichen Verkehr mit dem widernatürlichen, desgleichen verließen die Männer den natürlichen Verkehr mit der Frau und entbrannten in ihrer Begierde zueinander." Das alles lässt den heutigen Protestantismus kalt. Das Wort Gottes ist für ihn ein zeitbedingter und überholter Ausdruck. Mit dieser Argumentation kann man sich aller Gebote entledigen. So geht die Religion der Bibel mit der Bibel um. Homosexuelle Betätigung kann nicht mit einer Neigung dazu entschuldigt werden. Diese Neigung muss eben überwunden werden. Der Trieb hebt die Freiheit und Verantwortlichkeit nicht auf. Es gibt sogar die Verirrung der Unzucht mit Tieren: Bestialität. Man sollte meinen, dass solche Verfehlungen nicht vorkommen; weit gefehlt. Ich war Zeuge eines Vortrags in der Universität, den der deutsche Generalkonsul von Istanbul hielt. In diesem Vortrag hat dieser glaubwürdige Mann erklärt, es gebe in der Türkei Männer, die sich Eselinnen halten. Vor einigen Jah-

ren drehte der schwedische Filmemacher Ingmar Bergman einen Film, in dem Unzucht mit Schäferhunden gezeigt wurde. Der deutsche Schäferhundeverein protestierte gegen diesen Film. Das alles sind die vollendeten Sünden der Unzucht, wo also die volle Befriedigung gesucht und gefunden wird.

Dagegen zu halten sind die unvollendeten Sünden der Unkeuschheit. Zunächst einmal die inneren Sünden. Ja, kann man denn auch innerlich sündigen? O ja, meine lieben Freunde. Immer, wenn der Wille vorhanden ist, eine äußere Sünde zu begehen, oder wenn der Wunsch da ist, eine solche Sünde zu begehen, also eine unkeusche Begierde vorhanden ist, immer dann nimmt diese Tat einen sündhaften Charakter an. In diesem Punkte sind, nach meinen Erfahrungen von 62 Jahren Beichtstuhltätigkeit, die Gläubigen unsicher. Ich habe immer wieder erfahren, dass Gläubige angebliche Sünden beichten, die keine Sünden sind. Ich stelle drei Thesen auf. Erstens: Das Denken an Geschlechtliches ist keine Sünde, denn das Geschlechtliche ist ja nicht sündhaft. Zweitens: Das Denken an geschlechtliche Sünden kann erlaubt sein, aus vernünftigen Gründen. Drittens: Die Sünde beginnt da, wo ich ein Wohlgefallen an sündhaftem Treiben habe. Aber nur dies, nur das sündhafte Wohlgefallen, die sogenannte „delectatio morosa“, wie die Theologen sagen, ist eine Sünde, eine innere Sünde gegen die Geschlechtlichkeit. Die verweilende Belustigung, so könnte man die „delectatio morosa“ übersetzen, die verweilende Belustigung, also das geistige Wohlgefallen an einem sündhaften Gegenstand, das durch die Einbildungskraft als gegenwärtig vorgestellt wird, ohne dass die Begierde nach ihm verlangt. Aber diese „delectatio morosa“ ist eben häufig die erste Stufe der Gedankensünden. Erst kommt es zum Wohlgefallen, dann kommt es zum Wunsche und schließlich kommt es zum Entschluß. Das ist die Reihenfolge der psychologischen Entwicklung der Sünde. Alle Unordnungen des Geschlechtslebens gehen eben auf den mächtigen Reiz zurück, den die sexuelle Lust auf den Menschen hat. Neben dieser „delectatio morosa“, dem Verweilen bei dem Wohlgefallen an Sünden, gibt es auch andere innere Akte und äußere Handlungen, die keine geschlechtlichen Sünden sind: also Gespräche, lesen, ansehen, Berührungen. Die Amerikaner haben für Berührungen das Wort „necking“ erfunden. Necking sind körperliche Kontakte außerhalb der Genitalsphäre, körperliche Kontakte außerhalb der Genitalsphäre. Wohl zu unterscheiden von „Pegging“. Pegging ist die geschlechtliche Befriedigung ohne Geschlechtsverkehr. Aber wir haben es hier nur zu tun mit solchen Handlungen, die an sich zulässig sind, aber durch die Absicht böse werden können. Wer die hier zu beurteilenden Akte und äußeren Handlungen in unkeuscher Absicht tut, der sündigt. Man kann eben alles pervertieren. Und es kann natürlich auch jemand wegen besonderer Umstände, wegen besonderer Geneigtheit zur geschlechtlichen Betätigung in diesen Dingen schon gefährdet sein. Er darf sich nicht so weit begeben, weil er die Grenze nicht einhalten kann.

Ich möchte zum Schluss, meine lieben Freunde, einige Punkte aufstellen, die Ihnen helfen sollen, diese wichtigen Fragen für sich und für andere zu beurteilen. Erstens: Der Geschlechtstrieb ist dem Menschen angeboren. Er ist ein starker Trieb. Allerdings gibt es ebenso viele Mittel ihn zu dämpfen wie ihn anzufachen. Die Menschen sind immer darin geschickt gewesen, den Geschlechtstrieb aufzureizen. Zweitens: Es gibt für die meisten Menschen zeitweilig oder dauerhaft ein sexuelles Problem. Die Jugend ist natürlich besonders gefährdet. Aber auch die Ehe schützt nicht automatisch vor sexuellen Verirrungen. Wir haben es in der Wehrmacht erlebt, dass die Verheirateten sexuell umtriebiger waren als die Unverehelichten. Das haben wir erlebt. Die Allgemeinheit der sexuellen Problematik zeigt einerseits die Faszination, also die Anziehung, die vom Geschlechtlichen ausgeht, anderseits die Versuchlichkeit des Menschen auf diesem Gebiete. Drittens: Die Ordnung des Geschlechtlichen ist allen Menschen, ohne Ausnahme, aufgegeben. Sie hat an der Lehre der Kirche einen sicheren Führer. Es gehört zum Glück des katholischen Menschen, untrüglich zu lernen, wie er mit seinem Körper umzugehen hat. Viertens: Die geschlechtliche Sünde reizt. Sie verspricht dem Menschen Erleichterung, Erfüllung, Wohlgefühl, Wollust. Aber diese Versprechungen sind trügerisch. Nachdem die Sünde vollbracht ist, stellt sich Niedergeschlagenheit und Verdrossenheit ein, niemals Frieden. Warum nicht? Von der Sünde der Unkeuschheit gilt das Wort des hl. Hieronymus: „Usu crescit numquam satiatur.“ Die Sünde wächst, dadurch man ihr nachgibt. Sie will stärkere Dosen, sie will Abwechslung, und sie wird niemals satt. Sie ist unersättlich. Der Mensch, der dem Trieb nachgibt, kann zu seinem Sklaven werden. Jedes Nachgeben gegen die Sünde schwächt die Kraft zum Widerstehen. Fünftens: Die Folgen der Unkeuschheit sind verhängnisvoll. Die Erfahrung, dem Trieb erlegen zu sein, kann

den Menschen tief entmutigen. Er muss sich sagen, die Lust hat die Vernunft überwältigt. Der Trieb erniedrigt. Besonders gefährlich sind die Folgen für die Religiosität. Das religiöse Leben lässt nach. Das Gebet wird vernachlässigt. Der Sakramentenempfang wird aufgegeben. Es kommen Zweifel an Gott und an der Religion. Am Schluss steht die Gottesleugnung, die Gottvergessenheit. Vom hl. Augustinus stammt das Wort: „Die Welt wäre nicht ungläubig, wenn sie nicht unkeusch wäre." Sechstens: Nicht nur der Einzelne, auch die Mitmenschen, ja die Gesamtheit wird von diesen Sünden betroffen. Die Überbetonung des Geschlechtlichen ist immer ein Zeichen einer absinkenden Kultur. Ehen, Familien, Gesellschaft und Volk werden durch die Mißachtung der Gebote des Geschlechtlichen beschädigt. Ströme, Ströme von Tränen und Blut, meine lieben Freunde, rollen über diese Erde wegen des Mißbrauchs der Geschlechtskraft! Ströme von Tränen und Blut! Nach dem Zweiten Weltkrieg haben wir in Deutschland und überall die Entfesselung, eine nie da gewesene Entfesselung des Geschlechtlichen erlebt. Glücklicher und zufriedener sind die Menschen dadurch nicht geworden. Siebtens: Ganz unangebracht ist der Versuch, das Abweichen von den Geboten der Keuschheit nicht nur als üblich, sondern als normal hinzustellen. Das versucht der amerikanische Sexualforscher Kinsey. Er hat zwanzigtausend Amerikaner über ihr Sexualverhalten befragt. Da werden natürlich zahllose Verfehlungen gegen die normativen Grundlagen der geschlechtlichen Sittlichkeit aufgelistet. Aber einmal angenommen, diese Berichte, dieser Report, spiegele die Wirklichkeit wieder. Was folgt daraus? Nicht mehr, als dass sich Menschen an die Gebote Gottes nicht halten. Nie darf das faktische Verhalten der Menschen als Verhaltensnorm der Geschlechtlichkeit gelten. Achtens: Einzelne katholische Theologen reden der Nachgiebigkeit gegenüber dem Sexualtrieb das Wort. Ich nenne den Herrn Antonellus Elsässer in Eichstätt. Er sieht im Vorraum der Ehe ein breites Spektrum sexueller Beziehungen unterschiedlicher Intensität und Ausdrucksform. „Sie können als gut und richtig gelten", sagte Herr Antonellus Elsässer, „solange sie Ausdruck der Vorläufigkeit sind und dem Grad der personalen Bindung zwischen den Partnern entsprechen." Nein, meine lieben Freunde, das ist nicht die Lehre der Kirche, das ist die Meinung von Herrn Elsässer. Und eine falsche Meinung. Was die Menschen brauchen ist nicht die Auflösung der Normen, sondern ihre Einschärfung. Gott hat die Gebote der Keuschheit gegeben, nicht um uns Freuden zu entziehen, sondern um unsere Menschenwürde zu bewahren. Die Treue zur gottgesetzten Ordnung der Geschlechtlichkeit macht den Christen froh. Jeder Sieg über den Trieb erfüllt ihn mit Befriedigung. „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung", schreibt der hl. Paulus an die Gemeinde von Ephesus, „dass ihr euch enthaltet der Unzucht, dass ein jeder wisse, sein Gefäß in Heiligkeit und Ehre zu besitzen. Nicht in sinnlicher Leidenschaft, wie die Heiden, die Gott nicht kennen."

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das achte Gebot (1)

(Ehre, Ehrung, Ehrenschutz, Ehrverletzung)

25.08.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In Kürze wird Frau Dr. Pfau eine hohe Ehrung empfangen, nämlich den Klaus-Hemmerle-Preis in Aachen. Frau Dr. Pfau hat jahrzehntelang sich der aussätzigen und tuberkulösen Menschen in Pakistan angenommen und kann auf ein riesiges wohltätiges Lebenswerk zurückschauen. Sie hat diese Ehrung verdient. Damit sind wir beim Thema unserer heutigen Überlegungen, nämlich der Ehre. Sie alle wissen, wie es im täglichen Sprachgebrauch verwendet wird, das Wort „Ehre" nämlich, als die Achtung, als der gute Name, den jemand bei den Mitbewohnern, bei den Menschen der Umgebung besitzt. Ehre oder guter Name besteht darin, dass die Menschen von uns gut denken und gut reden. Aber es gibt auch noch eine andere Bedeutung der Ehre. Wenn der gute Name die äußere Ehre ist, dann ist die Selbstachtung die innere Ehre. Also das Zeugnis, das uns das Selbstbewusstsein und das Gewissen gibt, dass wir auch Achtung vor uns selbst haben können, aufgrund unseres sittlichen Verhaltens, aufgrund unseres Gehorsams gegenüber dem Gewissen. Äußere und innere Ehre gehören zusammen. Von dem Philosophen Schopenhauer stammt das schöne Wort: „Die Ehre ist das äußere Gewissen, und das Gewissen ist die innere Ehre." Ja, so meinen wir es. Die sittliche Ehre ergibt sich aus dem Verhalten des Menschen. So wie er sich in seinem Tun und Lassen gibt, so wird er auch Achtung vor sich selbst haben und werden die Menschen ihm Ehre entgegenbringen. Wir nennen diese Ehre die sittliche Ehre. Außer ihr gibt es auch andere, eingeschränktere Formen der Ehre, z.B. die bürgerliche Ehre. Sie besteht darin, dass einem durch polizeiliches Führungszeugnis bescheinigt wird, dass man unbescholten, unbestraft ist. Die politische Ehre besteht darin, dass ein Politiker für das allgemeine Wohl arbeitet, nicht für die eigene Tasche. Die wissenschaftliche Ehre liegt in der Akribie des wissenschaftlichen Arbeitens. Es verliert derjenige seine wissenschaftliche Ehre, der fremde Leistungen als eigene ausgibt, der Plagiator. Ein solcher Plagiator war der Mann, der hier an der Wand der Kirche aufgemalt ist: Dr. Martin Luther King. Seine Doktorarbeit ist ein Plagiat. Auch Gemeinschaften haben ihre Ehre: Familie, Volk, Staat, Stände, Berufe und Ämter. Diese Ehre leitet sich von der Bedeutung und Leistung des jeweiligen Verbandes her. Ein Handwerker sieht seine Ehre darin, dass er seine Arbeit gewissenhaft und auf Dauer berechnet vollbringt. Die Ehre eines Arztes verlangt, dass er jeden Patienten, je nach der Schwere seiner Krankheit, sorgfältig behandelt.

Die Ehre ist ein Rechtsgut. Jeder Mensch hat ein subjektives Recht, dass ihm Ehre zuerkannt wird, solange er sie nicht verwirkt hat. Die Ehre ist auch die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung. Ein Mann, eine Frau kann in der Gesellschaft nicht segensreich wirken, wenn er, sie nicht im Besitz von Ehre ist. Die Ehre ist gleichsam die geistig soziale Atmosphäre, in der das Ich zur freien Selbstentfaltung gelangt. Wer Ehre hat, kann viel Gutes tun, weil er Einfluß auf seine Mitmenschen besitzt. Hat er aber keine Ehre, dann geben die Menschen auf sein Wort nichts. Nach der Offenbarung ist der gute Name ein hohes menschliches Gut. Im Buch der Sprichwörter steht: „Ein gute Name ist besser als großer Reichtum."

Die Ehre ist normalerweise die Auswirkung und die Bezeugung der inneren Sittlichkeit. Wie ein Mensch innerlich geartet ist, im Gehorsam gegen Gottes Willen, so soll er auch nach außen anerkannt werden. „Die Ehre ist der Tugend Lohn" hat einmal Cicero geschrieben. Und in der Apostelgeschich-

te heißt es von Paulus: „Ich befleißige mich, ein unverletztes Gewissen zu haben, vor Gott und den Menschen." Diese Ausstrahlung des Guten dient zur Verherrlichung Gottes und der Kirche. „Euer Licht leuchte vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen." Da sehen Sie den Zusammenhang zwischen ehrenhaftem Tun und Verehrung Gottes. Wir sollen die Kirche schmücken mit unseren Tugenden und guten Werken. Wir sollen Gott Ehre einlegen in unserem Tun und Lassen. Wir sollen alles, was wir denken, reden und tun, zur Ehre Gottes tun. Das geschieht aber nur, wenn wir ehrenhaft handeln, also nach gutem Gewissen. „Wir befleißigen uns des Guten nicht bloß vor Gott, sondern auch vor den Menschen", schreibt Paulus an die Korinther. „Eure Sittsamkeit werde allen Menschen kund", schreibt er an die Philipper. „Vermeidet jeden Schein des Bösen", schreibt er an die Thessalonicher. Die Ehre in der Anerkennung der Tugend dient auch der Gesellschaft. Die Gesellschaft wird dadurch gehoben, dass es Menschen gibt, die eine ausgezeichnete Bewährung im Leben zeigen und deswegen geehrt werden. Die soziale Tätigkeit wird durch Menschen, die der Ehre würdig sind, gehoben. Dadurch, dass sittliche Bewährung und vorbildliches Verhalten öffentlich anerkannt werden, wird die Wertschätzung von Tugend und Leistung gefördert. Das ausgezeichnete Wirken des einen ist Ansporn für das Verhalten des anderen. Ehre und guter Ruf sind aber auch eine Stütze für das eigene Verhalten. Es ist nicht das höchste Motiv, einer Versuchung zu widerstehen, wenn man es in der Absicht tut, nicht den guten Ruf bei den Menschen zu verlieren. Es ist nicht das höchste Motiv, aber es ist ein wirksames Motiv. Das darf ich nicht tun, weil ich sonst die Achtung meiner Mitmenschen verliere. Deswegen darf man ruhig überlegen und vor dem Handeln fragen: „Was werden die Leute dazu sagen?", wenn wir mit diesen Leuten die ehrenhaften, die sittlich hochstehenden meinen. Andererseits dürfen Urteile, Lob und Tadel der Menschen nicht Ziel und Beweggrund der Tugend sein. Die Tugend muss um ihrer selbst willen geübt werden. Ein wahres Gut ist eben nur die Ehre bei den Guten, und deswegen hat der Bischof von Münster, Graf von Galen, Recht gehabt, wenn er als seinen Wahlspruch wählte: „nec laudibus, nec timore", d.h. er wollte nicht handeln, um gelobt zu werden, oder weil er fürchtete, getadelt zu werden, sondern er wollte einfach sachlich handeln nach Gottes Willen, so wie es das Gebot befiehlt. Er wollte allein von der Absicht, Gottes Willen zu erfüllen, getragen sein. Freilich, in vielen Fällen ist es unmöglich zugleich bei Gott und bei den Menschen angesehen und beliebt zu sein. Wer ein wahrhaft christliches Leben führt, wird von den Menschen verhöhnt und gelästert. Der Herr wusste um diesen Zusammenhang. „Selig seid ihr, wenn ihr im Namen Christi geschmäht werdet, denn der Geist der Herrlichkeit ruht dann auf euch." Auf Erden werden Tugend und Leistung einerseits, Dank und Anerkennung nicht immer übereinstimmen. Von Marie von Ebner-Eschenbach stammt das schöne Wort: „Man hat entweder einen zu guten oder einen zu schlechten Ruf. Nur den hat man nicht, den man verdient."

Gott hat das Ehrgefühl und den Abscheu vor Schande tief in unser Inneres eingepflanzt. Wollten wir diesen Trieb unterbinden, dann würden wir gegen Gottes Gebot handeln. Wir haben also Pflichten bezüglich der eigenen und fremden Ehre. Jeder muss den eigenen guten Ruf nach seinem wahren Werte schätzen und bewahren. „Trage Sorge für deinen guten Namen", heißt es im Buche Sirach „er dauert länger als tausend Schätze." Die Sorge für den guten Namen liegt in der selbstlosen Pflege der Tugend, in der wir ohne nach rechts und links zu schauen einfach Gott anblicken, seinen Willen und sein Gebot. Die sittliche Ehrliebe ist ein Teil der christlichen Selbstliebe. Wir dürfen eine echte und wahre Liebe zur eigenen Ehre haben. Diese ist freilich ganz verschieden von der Ehrsucht. Die Ehrsucht ist eine ungeordnete Leidenschaft, die den Menschen veräußerlicht und zu schweren Verirrungen führt. Außerdem macht man sich lächerlich. Wer nach Anerkennung, Lob und Ehrungen strebt, wer Titel und Preise begehrt, der wird als überspannt und verstiegen angesehen. Die Ehrsucht kann auch zu Praktiken führen, die sehr bedenklich sind. Denken Sie etwa an das Doping im Sport. Hier wird um der Ehre willen, die man anstrebt, eine Droge eingenommen, die die Leistungsfähigkeit steigern soll. Diese Aufputschmittel haben mit Ehre nichts, aber mit Unehre viel zu tun. Falsch ist auch der Ehrgeiz. Wer dauernd danach strebt, der Erste zu sein, überall voranzukommen, und wer auf andere zurückschaut, niederschaut, sie geringschätzt und ihnen die Ehre neidet, der hat den falschen Ehrgeiz. An die Stelle des Ehrgeizes muss man den Leistungswillen setzen. Wir handeln um der Sache willen, nicht um von Menschen geehrt zu werden. Man muss immer das tun, was von der Sache gefordert ist, ohne Rücksicht auf Lob oder Tadel der Menschen.

Es kann pflichtgemäß sein, die eigene oder die fremde Ehre gegen Herabsetzung und Verdächtigung zu verteidigen. Es gibt Personen und Einrichtungen, die es darauf abzusehen scheinen, andere um ihren guten Ruf und sogar um ihre Stellung zu bringen. Wir haben solche Kampagnen erlebt. Denken Sie etwa an die Hetzkampagne gegen den Bischof Mixa von Augsburg oder denken sie an die jetzige Kampagne gegen den Bischof von Limburg Tebartz-van Elst. Hier wird bewusst versucht, lautere Menschen um ihre Ehre in der Gesellschaft und in der Kirche zu bringen. Seit zweitausend Jahren wird unsere Kirche beschimpft, verdächtigt, diffamiert, verunglimpft. Was hat man ihr nicht alles angehängt. Wir wissen, dass in der Kirche Gute und Böse zusammen sind, dass viele Christen nicht nach dem Willen Gottes leben und sich nicht an Gottes Gesetz halten. Aber was besagt das gegenüber dem unermesslichen Segen, der seit zweitausend Jahren von dieser Kirche ausgegangen ist. Dass sie das Gesetz Christi bewahrt hat, im Unterschied zu anderen Denominationen. Dass sie den Glauben unverfälscht vermittelt hat, dass sie die Sittenlehre den Herrn nicht verbogen hat, wie es andere tun. Dass sie seine Gnade und Wahrheit durch die Jahrhunderte getragen und den Menschen ausgespendet hat. Das ist ihre Ehre, das ist ihr Ruhm! Wir haben die heilige Pflicht, die Kirche zu verteidigen, sie in Schutz zu nehmen gegen ungerechte Angriffe. Ich halte es z.B. für ganz verfehlt, wenn Theologen, Bischöfe und ein Kardinal die Kreuzfahrer herabsetzen und niedermachen. Die Kreuzzüge waren Unternehmungen heiliger Begeisterung, um den Christen im Heiligen Lande zu Hilfe zukommen. Dass sich an diese edlen Menschen auch andere anlehnten, man musste ja schließlich Söldner rekrutieren, das ist nicht zu verwundern. Die Pflicht, die Menschen zu verteidigen, besteht auch gegenüber den einzelnen Christen. Ich habe immer, meine lieben Freunde, die praktizierenden katholischen Christen gegen ungerechte Urteile von Abständigen und Abgefallenen in Schutz genommen. Die Behauptung, die Kirchgänger sind auch nicht besser, ist falsch! Sie sind besser! Man muss bei der Verteidigung der Ehre freilich das rechte Maß einhalten. Starke und großmütige Seelen lassen sich durch kleinliche Dinge nicht aufregen. Sie leiden schweigend. Nur bei wichtigen Dingen soll man seine Ehre verteidigen.

Ehre erweisen wir den Eltern; sie mögen mit Fehlern behaftet sein, sie mögen ihre Schwächen gehabt haben. Meine lieben Freunde, die Achtung, die Liebe und der Gehorsam eines jeden Kindes gegen seine Eltern ist eine heilige Pflicht. Ehre verdienen alte Menschen. Sie haben ein Leben lang gearbeitet und anderen gedient, dafür verdienen sie Fürsorge, Schutz und Anerkennung. Sie sind nicht überflüssig. Ehre verdienen die Menschen, die harte, gefährliche und schmutzige Dienste für andere erbringen. Denken wir an die Kampfmittelräumer, an die Müllmänner, an die Putzfrauen. Die Ehre der Mitmenschen soll nicht nur geschont und geachtet, sie soll auch gewürdigt und gefördert werden. Es hat einen guten Sinn Leistungen anzuerkennen. In manchen Großbetrieben ist es üblich, Mitarbeiter nach fünfundzwanzig oder vierzig Jahren der Zugehörigkeit öffentlich zu belobigen und ihnen zu danken. Bei Krupp in Essen werden solche Feiern in großem Stil und mit viel Aufwand abgehalten. Das ist berechtigt. Äußere Ehrenbezeigungen, wie Titel und Orden, haben einen guten Sinn, wenn sie den Rechten zukommen. Es liegt eben darin eine öffentliche Anerkennung von Leistungen, manchmal von Persönlichkeiten, die Schmähungen und Unrecht haben hinnehmen müssen. Der Heilige Vater hat, mehr als einmal, einen im Gefängnis befindlichen Bischof zum Kardinal ernannt. Freilich müssen diese Ehrungen verdient sein durch Leistung. Wer nur scheinbare Taten und Werke aufzuweisen hat, wird zu Unrecht gerühmt und gelobt. Im Jahre 1965 verstarb der deutsch-amerikanische Theologe Paul Tillich. Er wurde mit dem Großen Verdienstkreuz mit Stern und mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet. Dieser Theologe hat manche theologische Werke geschrieben, die ich persönlich nicht schätze, andere schätzen sie, aber sein Lebenswandel war als andere als ehrenhaft. Er war ein Sexualneurotiker mit sadomasochistischer Sexualpraxis. Seine Frau nennt ihn in ihren Memoiren einen „unersättlichen Schürzenjäger“, der sich ganz dem Trieb hingab. Hat man diese Tatsache bei der Ehrung Tillichs bedacht?

Unsere Ehre liegt im Zeugnis eines guten Gewissens. Dass wir in Heiligkeit und Lauterkeit gewandelt sind, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in Gottes Gnade in der Welt. Und uns kommt es nicht nur über die Lippen, uns brennt es im Herzen, wenn wir sagen: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem heiligen Namen gib die Ehre!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das achte Gebot (2)

(Die Ehre des Nächsten)

01.09.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In allen menschlichen Gemeinschaften beruhen der innere Zusammenhang und das äußere Gedeihen auf gegenseitiger Achtung und Liebe. Die Achtung aber geht hervor aus der Überzeugung von dem Wert und der Würde des anderen. Auf diese Achtung hat jeder einen ursprünglichen Anspruch, bis er ihn, durch sein eigenes Verhalten, verwirkt hat. Der gute Ruf hat aber nicht bloß Bedeutung für die Person des Nächsten, sondern ist auch die Voraussetzung seiner Stellung und seiner Wirksamkeit innerhalb der Gemeinschaft. Wem man alles mögliche anhängt, der kann nicht mehr frei und ungestört und wirksam seine Tätigkeit ausüben. Aus diesem Sachverhalt ergeben sich drei Arten von Pflichten: Erstens: Die Ehre des Nächsten hochzuhalten und die ihm gebührende Stellung auch äußerlich zu bezeugen. Zweitens: Seinen guten Namen zu schützen und zu verteidigen. Drittens: Jede Ehrverletzung und jede Schädigung des guten Rufes zu vermeiden.

Leider sind Verfehlungen gegen den guten Namen und gegen die Ehre nicht selten. Wir unterscheiden innere und äußere Sünden gegen den guten Ruf: Innere Sünden sind der Argwohn und das freventliche Urteil. Argwohn ist der unbegründete Zweifel oder die unsichere Haltung, unsichere Meinung, über den sittlichen Wert eines anderen Menschen. Wir erleben ja im Augenblick die Hetzkampagne gegen den Bischof von Limburg. Er hat offenbar ein gutes Verhältnis zu seinem Chauffeur. Was tut man? Man verdächtigt ihn der Homosexualität! Das ist böser Argwohn, das ist ungerechter Argwohn! Die frühere Bildungsministerin Schavan hielt es für notwendig, weil sie allein lebt, sich gegen die Angriffe zu verteidigen, sie habe ein Verhältnis mit einem Manne oder sie sei eine Lesbe. Das ist ungerechter Argwohn! Das freventliche Urteil geht noch weiter, indem nämlich die bestimmte Behauptung aufgestellt wird, dass der andere sittlich nicht einwandfrei ist. Niemand darf ohne Beweis für schlecht gehalten werden. Der Nächste behält das Recht auf ein günstiges Urteil über seine sittliche Haltung, bis das Gegenteil bewiesen ist. Es ist die Eigenart christlicher Gesinnung, dem Wort des Nächsten zu vertrauen und ihn nicht der Falschheit zu bezichtigen. Man hat die Männer, die am 23. März 1933 dem Ermächtigungsgesetz zustimmten, böse getadelt und verunglimpft. Aber sie haben nichts anderes getan, als den Versprechungen des ersten Mannes im Staate zu vertrauen. Hitler hatte ihnen feierliche Versicherungen abgegeben, und sie haben ihm geglaubt. Sie waren nicht bereit, ihm von vornherein Lügenhaftigkeit und Verschlagenheit zu unterstellen, was sich dann freilich, allerdings zu spät, herausstellte. Argwohn und freventliches Urteil verletzen die Liebe und die Gerechtigkeit, denn durch den Argwohn wird das Rechtsgut der Ehre des Nächsten angetastet. Wenn das auch zunächst rein innerlich geschieht, so ist doch das Innere die Stätte, wo sich das Äußere vorbereitet. Und eine schwere Sünde begeht derjenige, der mit Bestimmtheit dem anderen schwer kränkende Eigenschaften zuschreibt, mit klarer Erkenntnis des Ungenügens der Gründe. Davon unterschieden ist freilich die praktische Vorsicht. Man muss natürlich mit dem Bösen rechnen. Und das ist nicht falsch, wenn man bei erster Bekanntschaft mit einem Menschen alles für möglich hält, aber eben nur rein hypothetisch, ohne ihm Böses zuzuschreiben.

Äußere Sünden gegen die Ehre des Nächsten sind Ehrabschneidung, Verleumdung und Beschimpfung. Ehrabschneidung besteht darin, dass man wirklich vorhandene, aber geheime Fehler des Nächs-

ten weitererzählt. Die Ehrabschneidung offenbart verborgene Fehler des Nächsten. Das Motiv kann Wichtigtuerei sein, Geschwätzigkeit, die Absicht, dem Nächsten zu schaden, kann aber auch aus Rachsucht und Neid geschehen. Wenn der andere herabgesetzt wird, denkt mancher: „Dann steige ich empor." Dem Nächsten wird dadurch Schaden zugefügt und auch der Gesellschaft. Denn je mehr in der Gesellschaft die Meinung entsteht, es taugen alle nichts, sie sind alle minderwertig, sie halten sich alle nicht an die Gebote, umso leichter fällt es dem Einzelnen, sich über die Gebote hinwegzusetzen.

Üble Nachrede ist die Verbreitung ehrenrühriger Tatsachenbehauptungen; das Behaupten oder Verbreiten ehrenrühriger, nicht erweislich wahrer Tatsachen gegenüber Dritten. Diese Verfehlung ist sehr häufig. Aus ungenügenden Gründen wird eine Person um ihren guten Namen gebracht. Gewisse Journalisten werden darauf angesetzt, Ungünstiges und Ehrenrühriges über Personen, die in die Schusslinie geraten sind, herauszufinden. Wem ist damit gedient, meine lieben Freunde, dass Schnüffler auf Doktorarbeiten von Politikern angesetzt werden, um herauszufinden, ob sie den Standards wissenschaftlicher Arbeit genügen? Wem ist damit gedient? Dazu ist folgendes zu sagen: Erstens sind für die Doktorarbeiten die Professoren verantwortlich, die sie veranlassen und die sie annehmen. Sie sind die Hauptverantwortlichen, wenn solche Arbeiten angenommen werden und in den Umlauf geraten. Zweitens: Die Richtmaße für wissenschaftliche Arbeiten sind nicht einheitlich; manche sind großzügiger, andere weniger großzügig. Ich hatte einmal eine Festschrift herauszugeben für einen Professor. Und mir kamen auch Beiträge von Juristen zu. Bei den Juristen stellte ich fest, dass sie niemals bei Autoren den Vornamen angaben. Das ist aber gefährlich, denn manche Leute haben denselben Zunamen. Es bestand also ein Unterschied in der Bewertung der wissenschaftlichen Standards. Drittens: Durch solche Vorwürfe und Anklagen werden unbescholtene Männer und Frauen um ihr Ansehen und manchmal sogar um ihre Stellung gebracht. Denken Sie an den Herrn von Guttenberg.

Weiter geht es, wenn man jemanden verleumdet. Verleumder sind solche, die anderen unwahre Fehler zulegen. Verleumdung ist eine unwahre Aussage, die mit der Absicht gemacht wird, die Ehre des Nächsten anzutasten. Sie geschieht in der Weise, dass ihm Fehler zugelegt werden, die er nicht hat, oder dass vorhandene Fehler vergröbert werden. Bei der Verleumdung treffen Ehrenkränkung und Lüge zusammen. Der hl. Paulus stellt die Verleumdung zu den Sünden, die vom Reiche Gottes ausschließen. Verleumdungen gibt es vor allem in der Politik. Im Jahre 1929 stand in der schlesischen Stadt Schweidnitz ein Mann namens Adolf Hitler vor Gericht. Es ging um den Vorwurf, er habe die Hostie ausgespuckt. Diese Behauptung konnte Hitler allerdings leicht widerlegen, denn er hatte seit seiner Jugend nicht mehr kommuniziert. Sie kennen alle Konrad Adenauer, der lange Oberbürgermeister von Köln war. In der Zeit, in der ich in die Schule ging, wurde er als „Separatist" verleugnet: Er habe das Rheinland von Deutschland abtrennen wollen. Eine reine Lüge. Was wollte Adenauer? Er wollte einen eigenen rheinisch-westfälischen Staat im Deutschen Reiche begründen, was wir jetzt in Nordrhein-Westfalen haben.

Eine andere Verfehlung ist die Ohrenbläserei. Sie besteht darin, dass ungünstige Äußerungen an den Getadelten weitererzählt werden. Da kann ich ihnen eine wahre Begebenheit aus meinen Leben erzählen. Ein Universitätsprofessor, nennen wir ihn A, sagte über einen anderen, nennen wir ihn B: „Das ist ein Holzkopf." Der Universitätsprofessor B sagte über den Universitätsprofessor A: „Er ist ein Hochstapler." Wenn ich diese beiden Äußerungen weitererzählt hätte, wäre ich ein Ohrenbläser gewesen. Ich habe sie natürlich für mich behalten. Der Ohrenbläser verbindet mit Ehrabschneidung und Verleumdung die schwer sündhafte Absicht, unter nahestehenden Personen Misstrauen und Zwietracht zu stiften. Der, dem man die herabsetzenden Äußerungen überbringt, erregt sich, verständlich, stellt den anderen zur Rede und der Streit ist da. Vor König Friedrich II. von Preußen erschien einmal die Gattin eines Offiziers in Audienz, und sie klagte, dass ihr Mann sie misshandle. Der König antwortete: „Das sind Sachen, die mich nichts angehen." Da legte die Frau nach: „Aber er schimpft auch über Eure Majestät." Der König entgegnete: „Das sind Sachen, die Sie nichts angehen." So war die Ohrenbläserin abserviert.

Ehrabschneidung und Verleumdung sind schwere, nur im Ausnahmefalle leichte Sünden. Das achte Gebot „Du sollst kein falsches Zeugnis geben" brandmarkt ja die schlimmste Form der Ehrabschneidung oder der Verleumdung. Verleumdung und Ehrabschneidung verfehlen sich gegen die Nächstenliebe und gegen die Gerechtigkeit. Die willkürliche Mitteilung wahrer verborgener Fehler ist

als Rechtskränkung anzusehen, abgesehen von den häufig mitspielenden schlechten Beweggründen. Denn der gute Name ist ein soziales Gut, und er stützt sich nach außen auf das Verhalten und das sittliche Wesen des Menschen. Er darf deswegen nicht ohne weiteres durch Beeinträchtigung, indem man verborgene Fehler offenbart, geschädigt werden. Der Ehrabschneider kann sich nicht damit entschuldigen, dass der Fehlende sein Recht auf den guten Ruf verwirkt hat, denn ihm fehlt jede Befugnis, über ihn zu richten. Freilich, es gibt Fälle, in denen es notwendig ist, manchmal sogar pflichtmäßig, geheime Fehler des Nächsten aufzudecken: Etwa wenn es notwendig ist, um einen Schädling zu entlarven: Einen Knaben, der andere Knaben in seiner Klasse zur Unzucht verführt – das gibt es. Aber auch deswegen kann es notwendig sein, einen geheimen Fehler des Nächsten aufzudecken, weil er dem Wohl des Nächsten schadet: Zum Beispiel wenn man einem Dienstherren erklärt, einer, den er anstellen will, habe schwere Fehler. Um ihn vor Schaden zu bewahren, sagt man ihm das. Auch das Wohl des Fehlenden kann ein Anlass sein, die Fehler bekannt zu geben, nämlich um ihn zur Besserung zu bringen. Auch der Ruf des Verstorbenen steht unter dem Schutz dieser sittlichen Grundsätze. Es gibt ein Recht auf den guten Namen auch nach dem Tode. Wer die Ehre des Nächsten, der verstorben ist, antastet, schadet seinem Ruf in der Gesellschaft, trifft vor allem die Angehörigen, die Familie. Ich halte von der gegenwärtigen Kampagne mit Missbrauchsfällen nichts. Wie kann man Fälle aufgreifen, die Jahre und Jahrzehnte zurückliegen? Wo die Täter, die angeblichen, die mutmaßlichen Täter, häufig gestorben sind? Aber man tastet ihren guten Ruf an. Die Toten können sich nicht mehr wehren! Die Wissenschaft freilich hat die Aufgabe, über geschichtliche Persönlichkeiten die Wahrheit herauszubringen. Sie muss also Lob und Tadel in gleicher Weise aussprechen. Man kann es der Wissenschaft nicht versagen, zur Aufhellung der Vergangenheit auch bisher unbekannte Fehler eines Verstorbenen aufzudecken. Der Grad der Sünde bei Ehrabschneidung und Verleumdung richtet sich nach der größeren oder geringeren Schädigung des guten Namens. Und die Schädigung bemisst sich wiederum nach dem Inhalt. Je nach dem, was da behauptet wird, ist der Schaden größer oder geringer. Eine schwere Sünde liegt vor, wenn der gute Ruf des Nächsten bedeutend herabgesetzt wird. Freilich ist auch die subjektive Seite zu bedenken. Manche Menschen haben die Neigung zur üblen Nachrede. Das ist ein Zeichen eines kleinlichen Charakters. Sie sehen den Splitter im Auge des Nächsten, aber den Balken im eigenen, den sehen sie nicht. Wer Ehrenkränkungen und Verletzungen des guten Namens beifällig anhört oder sie hervorruft oder an ihnen Freude hat, sündigt ebenso wie der Ehrenkränker. Nur zu leicht werden Ehrabschneidungen und Verleumdung mit Wohlgefallen aufgenommen und lassen dann eben Misstrauen und Verdacht zurück. Wenn niemand zuhört, kann niemand erzählen. Die Sünden gegen den guten Ruf des Nächsten ziehen die Pflicht zur Wiedergutmachung nach sich. Die ungerecht erlittene Einbuße an gesellschaftlicher Achtung muss, soweit möglich, wieder gut gemacht werden. Der Verleumder leistet die Wiedergutmachung, indem er einen Widerruf vornimmt. Der Ehrabschneider leistet die Wiedergutmachung, indem er sich entschuldigt.

Eine weitere und letzte Form der Angriffe gegen die Ehre sind Beschimpfung und Beleidigung. Beleidigung ist die vorsätzliche Kränkung der Ehre eines anderen. Sie kann durch Worte, Zeichen oder Tätigkeiten geschehen. Beleidigungen, Beschimpfungen, Schmähungen, Verhöhnungen, alles, was man dem anderen ins Gesicht wirft, ist – leider Gottes – sehr häufig. Es kann gewöhnlich nicht ohne Antastung des guten Namens geschehen. Ein deutscher Bundeskanzler sprach einmal von den Verfassungsrichtern in Karlsruhe als von den acht „Arschlöchern in Karlsruhe"; die Bundesrichter, die acht „Arschlöcher in Karlsruhe". Beschimpfungen und Beleidigungen entstehen meistens aus zorniger Erregung und im Streit. Negativ werden sie begangen durch Unterlassung der schuldigen Ehrenbezeugung. Unter den üblichen Ehrenbezeugungen steht an erster Stelle der Gruß. Der Gruß ist das Zeichen gegenseitiger Hochachtung und Anerkennung. Häufig auch der Ausdruck einer Verbundenheit: politisch, religiös, völkisch. Aus der Bedeutung des Grußes ergibt sich die Pflicht, ihn in würdiger Weise zu vollziehen und ihn in gleicher Weise zu erwidern. Wer nachlässig grüßt oder den Gruß nicht erwidert, fügt dem anderen eine Ehrenkränkung zu und beleidigt ihn. Ebenso ist es geboten, jedem die Anrede und den Titel zu gewähren, auf die er einen Anspruch hat. Negativ werden Beschimpfungen und Beleidigungen vorgenommen durch schmähende Worte oder Handlungen, Grobheit, Verhöhnung, auch durch unwürdige und unsittliche Zumutungen. Es ist gerichtlich festgestellt worden, dass es eine Beleidigung ist, wenn unbescholtenen Bürgern Sendungen von Sexfirmen zugeschickt

werden, in denen ihnen sexuelle Praktiken und Mittel angeboten werden – eine Beleidigung. Einen anderen für so schlecht halten, wie man selbst ist, ist gröbliche Beleidigung und Ehrenkränkung.

Für das Verhalten gegenüber Beleidigungen und Beschimpfung zeigt das Beispiel des Heilandes zwei Möglichkeiten: Man kann dazu schweigen und die Beleidigung geduldig ertragen. Der Bundeskanzler Adenauer war ja häufig das Ziel von Ehrenkränkungen und Beleidigungen. Man empfahl ihm, den Rechtsweg zu beschreiten. Adenauer erklärte: „Ich klage nicht gegen den Spiegel und wenn er behauptet, ich hätte meine Großmutter verspeist." Man kann Beleidigungen auch zurückweisen und auf Genugtuung bestehen. Das ist manchmal notwendig, um des Standes, um des Berufes willen, um der Ehre willen. Auch im Interesse des Beleidigers: Damit er seine Unverschämtheit unterdrückt und in Zukunft derartiges unterlässt.

Meine lieben Freunde, im Briefe des Apostels Jakobus steht das schöne Wort: „Selig der Mann" – und wir können ergänzen: selig die Frau – „die mit der Zunge nicht straucheln". Die Zunge ist ein kleines Organ, aber sie kann unermessliches Unheil anrichten. Bei der Beräucherung des Altares, während der hl. Messe, betet der Priester: „Herr, gib eine Wache meinem Munde, eine schützende Tür meinen Lippen, so wird mein Herz sich nie zum Bösen neigen und nie einen Vorwand suchen, sündigen zu können."

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Glaube (1)

(Vernunft und Glaube)

06.10.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Glaube verschafft Erkenntnisse, die über die Reichweite unserer menschlichen Vernunft hinausgehen. Der Glaube ist keine natürliche Vernunfterkenntnis, aber er setzt die natürliche Betätigung der Vernunft voraus. Es gibt ein Wissen, das dem Glauben vorhergeht, ihn als berechtigt und heilbringend darstellt. Wir katholischen Christen hängen nicht einem Köhlerglauben an. Wir ersetzen nicht das Denken durch Glauben, sondern wir denken, bevor wir glauben, und wir denken, wenn wir glauben. Der Glaube ist nicht blinde Zustimmung, sondern ein durch Vernunft und Gewissensgründe gestütztes Verhalten, Fürwahrhalten. Die Kirche bezeichnet den Glauben als ein obsequium rationabile. Der Glaube ist ein Gehorsam, der mit der Vernunft übereinstimmt, der vernunftgemäß ist. Die rechtgeleitete Vernunft vermag die Grundlagen des Glaubens aufzuweisen.

Diese Lehre gründet in der Heiligen Schrift. Moses beglaubigte seine Sendung von Gott durch Wunder, die er wirkte: Er schlug mit dem Stab an den Felsen, und es brach Wasser heraus. Die Propheten rechtfertigten ihre Autorität durch Wunder und triftige Beweisgründe. Christus selbst beruft sich auf das Zeugnis des Moses und auf das Zeugnis, das der Vater ihm gibt in wunderbaren Werken: „Wegen des Volkes, das herumsteht", sagt er einmal, „wegen des Volkes, das herumsteht, sage ich, damit sie glauben, dass du mich gesandt hast." Das ist der Zweck der Wunder, sie sollen seine Sendung beglaubigen. „Wenn ich die Werke nicht unter ihnen getan hätte, die ich getan habe, dann hätten sie keine Sünde." Aber jetzt haben sie keine Entschuldigung. Die Apostel haben ihre Zuhörer durch Schriftbeweise und wunderbaren Taten auf den Glauben vorbereitet.

Eine vernunftgemäße Begründung des Glaubens ist möglich und notwendig. Sie ist in allen Jahrhunderten durch die christlichen Theologen versucht worden. Der heilige Augustinus hat einmal das schöne Wort, das bedenkenswerte Wort, geschrieben: „Niemand nimmt etwas im Glauben an, wenn er nicht zuvor zu der Überzeugung gekommen ist, es sei zu glauben", es sei pflichtmäßig zu glauben. Niemand nimmt etwas im Glauben an, wenn er nicht zuvor, zuvor, zu der Überzeugung gekommen ist, es sei, eben aus Verstandesgründen, zu glauben. Die Theologen sprechen hier von praeambula fidei, also Dingen, die dem Glauben vorausgehen. Praeambula fidei sind Erkenntnisse, die logisch dem Glauben vorausgehen und ihn ermöglichen. Die menschliche Vernunft vermag Wahrheiten wie Gottes Dasein, Gottes Wahrhaftigkeit, Gottes Geistigkeit aus der Betrachtung der äußeren und inneren Welt zu gewinnen. „Gottes unsichtbares Wesen", schreibt Paulus „das ist seine ewige Gottheit und Kraft, wird ersehen aus der Schöpfung und wahrgenommen an seinen Werken." Die Welträtsel lösen sich am einfachsten durch den Glauben an den unendlichen transzendenten Schöpfer. Wer nicht an Gott als den universalen und persönlichen Grund der geschaffenen Wirklichkeit glaubt, muss viele Verrenkungen der Vernunft in Kauf nehmen, um sich eine einigermaßen plausible Weltsicht, eine scheinbar plausible Weltsicht, zu verschaffen. Es gibt Glaubensmotive oder besser Glaubwürdigkeitsmotive; es gibt Gründe, die uns nahelegen: Gott hat gesprochen, Gott hat gehandelt. Es gibt eine übernatürliche Offenbarung. Glaubensmotive oder Glaubwürdigkeitsmotive sind die objektiven, wirksamen Beweggründe, die der Glaubende innerhalb seines Glaubensaktes als dessen tragenden Grund erfasst. Sie werden uns vermittelt durch äußere Tatsachen. Man liest die Schriften des Alten und des

Neuen Bundes zunächst als bloße Erzeugnisse der Literatur. Die Vernunft aber vermag aufzuzeigen, dass es eine Heilsgeschichte gibt, die von der Profangeschichte unterschieden ist. Es gibt einen Gang der Ereignisse, der nicht allein durch innerweltliche Ursachen erfasst werden kann. Es gibt Geschehnisse, die nur durch Annahme einer Macht zu erklären sind, die außerhalb der Welt und ihr überlegen ist.

Denken Sie an die Person Jesu Christi. Der geschichtliche Nachweis, dass Jesus von Nazareth der Christus, der Sohn Gottes ist, ein solcher geschichtlicher Nachweis ist durchaus zulänglich. Am Leben und Wirken Jesu lässt sich, zunächst ohne jeden Rückgriff auf den Glauben, zeigen, dass seine Erscheinung Menschenmaß überschreitet. Seine Persönlichkeit ist einzigartig. Soeben hat Gerhard Lohfink ein Buch mit dem Titel „Gegen die Verharmlosung Jesu" geschrieben. Ein notwendiges Buch, denn seit Jahrhunderten wird durch protestantische Theologen Jesus verharmlost, zu einem Wanderprediger gemacht, zu einem Propheten. Der Königsmantel der Gotteswürde wird ihm von den Schultern gerissen! – „ Gegen die Verharmlosung Jesu." – Seine Persönlichkeit ist einzigartig, seine Geschicke sind einzigartig. Als einmal jemand die Absicht äußerte eine neue Religion zu gründen, da antwortete ein französischer Philosoph: „Das ist ganz einfach: Sie brauchen nur zu sterben und wieder aufzustehen." Die Geschicke Jesu sind einzigartig, und seine Lehre ist einzigartig. Sie ist von einer Gewalt, von einer Kraft, von einer Schönheit, die ihresgleichen sucht.

Ein Glaubwürdigkeitsmotiv, vielleicht staunen Sie, ein Glaubwürdigkeitsmotiv ist auch die katholische Kirche, ein großes, beständiges Glaubwürdigkeitsmotiv. Dass diese Kirche existiert, dass sie sich behauptet, dass sie allen Verfolgungen trotzt, das ist natürlich nicht zu erklären. Selbst die Erscheinungen der Fäulnis in dieser Kirche zeugen von ihrem göttlichen Ursprung und ihrer göttlichen Leitung. Wir wissen, was Menschen der Kirche zufügen können, eitle, gewissenlose, eigennützige und gottvergessene Menschen. Die gibt es, Gott sei es geklagt, in der Kirche. Wir wissen, wie Menschen imstande sind, das Antlitz der Kirche zu verunstalten. Aber diese Kirche, diese geschändete und diese geschmähte Kirche, hat sich stets aus dem Niedergang erhoben, durch richtige und rechte Reformen sich erneuert. Das ist das Wunder dieser Kirche! Diese Kirche ist ein Wunder Gottes. Welche religiöse Organisation kann es mit den Heiligen der katholischen Kirche aufnehmen? Die Wahrheit des christlichen Glaubens erweist sich in den Menschen, die sich, belehrt von der Kirche, dieser Wahrheit beugen und sie zum Prinzip ihres Lebens machen. Durch ihr Dasein strahlen sie die Wahrheit der Lehre der Kirche aus. Die Kirche hat immer unzählige Menschen gebildet, die ihre Existenz durch die Höhe ihrer sittlichen Bewährung schmücken. In der französischen Revolution wurde die Kirche verfolgt, die Priester, Tausende von Priestern, wurden eingesperrt, misshandelt, getötet. Man versenkte sie in die Loire; Hunderte von Priestern wurden in der Loire ertränkt. Aber diese katholische Kirche behauptete sich, sie bestand weiter in der Öffentlichkeit und im Verborgenen. In Scheunen und Wäldern wurde das Messopfer dargebracht. Priester und Laien eilten durch die Nacht, um Kranken und Sterbenden den Heiland zu bringen. Bischöfe spendeten Weihen in privaten Wohnungen und hielten die Verbindung mit dem Nachfolger Petri aufrecht. Anders die französischen Protestanten: Sie verschwanden, sie hatten keine Märtyrer, die lösten sich auf. Die Pastoren nahmen andere Berufe an. Das ist der Unterschied. Welcher religiöse Verband, meine lieben Freunde, hat einen Heiligen wie Damian de Veuster? Im blühenden Jugendalter ging dieser flämische Priester nach Molokai, auf die Insel der Aussätzigen. Aussatz war damals eine unheilbare Krankheit und eine ansteckende Krankheit. Er nahm sich der Kranken leiblich und seelisch an, er zog sich selbst die furchtbare Krankheit zu. Er wurde aussätzig, aber er blieb bei den Kranken. Er ging nicht nach Brüssel in die Universitätsklinik, er blieb bei den Kranken. Er opferte sein Leben für seine geringsten Brüder im Glauben an den geopferten Gottessohn und in Liebe zu seinen Geschöpfen. Auf protestantischer Seite pflegt man Albert Schweitzer als einen „quasi Heiligen" aufzustellen. Wir wissen, er war ein Theologe, der eine Reihe von Büchern verfasst hat. Er hat dann auch noch Medizin studiert und ging als Arzt nach Afrika, nach Lambarene, baute dort ein Krankenhaus auf. Sein Ruhm verbreitete sich über ganz Europa. Hilfe von allen Seiten floss ihm zu. Er selbst kehrte immer wieder in seine elsässische Heimat zurück, blieb körperlich unversehrt und erreichte ein hohes Alter. Wie kam Albert Schweitzer dazu, die Theologie und das Pfarramt aufzugeben? Die Antwort lautet: Schweitzer hatte den christlichen Glauben verloren! Nicht mehr und nicht weniger! Für ihn war Christus ein Mensch wie jeder andere. Ein bloßer Mensch, ein

futurischer Messias, also nicht ein Messias in der Gegenwart, sondern in der Zukunft. Nach der Vorstellung, die Schweitzer von Jesus hat, nach dieser Vorstellung bricht das Reich Gottes durch eine kosmische Katastrophe noch zu den Lebzeiten Jesu an, spätestens aber nach seinem Tode. Jesus hat seine Wiederkunft nach seinem Tode vorausgesagt. Aber er hat sich geirrt! Das ist die Theologie von Albert Schweitzer! Das ist es, was für Schweitzer vom Christentum übriggeblieben ist. Kann er mit Damian de Veuster verglichen werden?

Die erwähnten natürlichen Erkenntnisse über Möglichkeit und Wirklichkeit der Offenbarung haben gewiss nicht die zwingende Evidenz wie mathematische oder experimentelle Beweise. Aber sie haben eine moralische Gewissheit, d.h. die erwähnten Erkenntnisse schließen jeden vernünftigen Zweifel aus. Sie geben uns das Recht zu sagen: Wir dürfen, ja wir sollen die Offenbarung annehmen. Freilich gehört zur Würdigung der Glaubensgründe auch eine Empfänglichkeit. Man muss wollen. Wer nicht will, dem kann man nichts beweisen. Es ist genug Licht da, um zu erkennen, aber es fehlt das Dunkel nicht, um diejenigen zu beruhigen, die nicht glauben wollen.

Zur philosophisch-historischen Erkenntnis gesellt sich bei der Vorbereitung des Glaubensaktes ein natürlicher Glaube, also das Vertrauen, das man normalerweise zu einem anderen Menschen hat. Das spielt ja in unserem Leben eine große Rolle: Wir nehmen üblicherweise an, was uns ein anderer berichtet, erzählt, mitteilt. Und die Bekenner und Lehrer des Glaubens verdienen ernst genommen zu werden. Man muss es ihnen abnehmen, dass sie von der Wahrheit des Glaubens überzeugt sind und dass sie die Wahrheit geprüft haben und dass sie durch die Bewährung der Wahrheit in ihrem Leben gefestigt worden sind. Sie konnten die Wahrheit sagen, und sie wollten die Wahrheit sagen. Vertrauen in ihre Wahrhaftigkeit verdienen zumal die Zeitgenossen und Zeugen des Christusgeschehens, also die Jünger Christi, die Urgemeinde, die Berichterstatter, die Autoren der biblischen Bücher. Es gibt Erklärer der Heiligen Schrift, die an die Bibel mit der Absicht herantreten, ihre Verfasser als Schwindler und Täuscher zu entlarven. Was sie suchen, das finden sie. Sie erklären die Schrift so, dass sie sich widerspricht und unglaubwürdig wird. Das ist die Hermeneutik des Verdachts, das ist die Interpretation der Widersprüchlichkeit. Es ist absurd und gegen jede wissenschaftliche Methodik, auch gegen jede psychologische Erfahrung, die Jünger Jesu, die Apostel und die Evangelisten als Fantasten und Spinner darzustellen. Sie haben Anspruch, ernst genommen zu werden. Erst recht gilt dies von Jesus. Meine Freunde, der Mann aus Nazareth war eine gesunde, normale, hochstehende geistige Persönlichkeit. Er hat nichts Fantastisches, Vernunftwidriges an sich. Jesus war kein Spinner; man kann ihm vertrauen. Und die Kirche, die jetzt sein Zeugnis weiterträgt, weiß sich der Wahrheit verpflichtet. Sie setzt jedes andere Interesse hinter die Wahrheit zurück, sie bringt die herbsten Opfer, wenn es die Wahrheit gilt. Die Kirche verdient Vertrauen.

Meine lieben Freunde, worum es mir heute geht, ist der Versuch nachzuweisen, dass unser Glaube der Vernunft nicht widerspricht, sondern vernunftgemäß ist. Ein obsequium rationabile, ein Gehorsam gegen Gott, der der Vernunft entspricht. Unsere katholische Religion vereint Vernunft und Glauben. Sie stellt sie nicht gegeneinander, sondern verbindet sie miteinander. Sie bewahrt die Eigenart von Vernunft und Glauben. Die Vernunft arbeitet mit natürlichen Mitteln, der Glaube empfängt eine übernatürliche Mitteilung. Die Kirche arbeitet die gegenseitige Verwiesenheit von Vernunft und Glauben heraus: Nicht Vernunft gegen Glauben, aber auch nicht Glauben ohne Vernunft, sondern Glaube, der auf die Vernunft verweist, und Vernunft, die zum Glauben führt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Glaube (2)

(Gott als Inhalt und Beweggrund des Glaubens)

13.10.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Inhalt der Offenbarung Gottes ist Gott. Der wesentliche Inhalt unseres Glaubens ist Gott, sein Wesen und seine Taten. Gott als Urgrund und Endziel des Menschen. Wenn die Offenbarung auch von „außergöttlichen" Dingen spricht – etwa von der Schöpfung –, dann geschieht das um Gottes willen, in Abhängigkeit und in Beziehung und Hinordnung auf Gott. Noch einmal: Gott ist der entscheidende und wesentliche Inhalt der Offenbarung. Er ist auch der wesentliche und entscheidende Inhalt unseres Glaubens. Der Glaube vermittelt theoretische und praktische Wahrheiten. Theoretische: Das sind gedankliche Lehren. Und praktische Wahrheiten: Das sind Normen; nicht allein religiöse Gefühle und persönliches Gottvertrauen, wie es andere Religionen vertreten. Christus nennt sich den „Lehrer", weil er eben eine Lehre darbietet, die anzunehmen ist. Er will die wahre Erkenntnis des Vaters bringen. „Die Worte, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben, und sie haben sie angenommen und erkannt, dass ich von dir ausgegangen bin." Die Apostel handeln nicht anders, sie bieten die Wahrheit Gottes dar. Sie sind ja vom Geist der Wahrheit belehrt. So schreibt der Apostel Paulus beispielsweise: „Wir reden Weisheit", also höhere göttliche Wahrheit. Die Annahme dieser Lehre ist heilsnotwendig: „Wenn du mit dem Munde Jesus als den Herrn bekennst, und in deinem Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten erweckt hat, wirst du gerettet werden." Der Glaube hat einen ganz präzisen unaufgebbaren Inhalt. Im ersten Brief an die Korinther schreibt der Apostel: „Ich erinnere euch an das Evangelium, das ich euch verkündet habe, das ihr auch angenommen habt, in dem ihr auch feststeht. In ihm ist euer Heil, wenn ihr euch an das Wort haltet, mit dem ich es euch verkündet habe, sonst hättet ihr vergebens geglaubt." Die Bekenntnisse der Kirche zeigen mit aller Deutlichkeit, dass der Glaube einen lehrhaften Charakter hat; also im Gegensatz zu einem Gefühlsglauben, wie ihn z.B. der evangelische Theologe Schleiermacher vertreten hat. Im Athanasianischen Glaubensbekenntnis heißt es: „Wer da selig werden will, der muss vor allem den katholischen Glauben festhalten. Wer diesen nicht in seinem ganzen Umfange und unverletzt bewahrt, wird ohne Zweifel verloren gehen." Spätere kirchliche Lehrentscheidungen verurteilen ausdrücklich die Gleichstellung des Glaubens mit dem „Vertrauen" Luthers. „Wenn jemand sagt, der rechtfertigende Glaube sei nichts anderes als das Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit, die die Sünden um Christi Willen nachlässt, oder dieses Vertrauen allein sei es, durch das wir gerechtfertigt werden, der sei ausgeschlossen" , so lehrt das Konzil von Trient. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert gab es in der Kirche eine Richtung, die heute wieder lebendig wird: Eine Richtung, die man „Modernismus" nannte. Und dieser Modernismus löste die Wahrheit der Dogmen auf. Er vertrat die Ansicht, die religiösen Vorstellungen steigen aus dem Unbewussten auf, und jeder hat seine eigenen und von ihm zu vertretenden Ansichten. Wir Priester haben im „Antimodernisteneid" beschworen: „Ich halte fest und bekenne, dass der Glaube nicht ein blindes religiöses Gefühl, das aus dem Dunkel des Unbewussten aufsteigt, ist, sondern eine wahre Zustimmung des Verstandes zu der von außen durch Hören empfangenen Wahrheit." Der theologische Glaube umfasst zwei Gebiete: Nämlich das Gebiet der vernünftiger Erkenntnis zugänglichen Wahrheiten und das Gebiet der menschlicher Verstandeserkenntnis nicht zugänglichen Wahrheiten – natürliche Wahrheiten, übernatürliche Wahrheiten. Die Dogmen zerfallen

also in zwei Gruppen: In solche, die auch mit dem Verstande erkannt werden können, und andere, die nur durch Offenbarung uns zugänglich sind. Ich will es Ihnen an Beispielen erklären: Zur natürlichen Wahrheit, also zu der Wahrheit, die man auch mit dem Verstande erkennen kann, gehören die Existenz Gottes und die Erschaffung der Welt. Allein aus der Offenbarung dagegen wissen wir um die Dreieinigkeit Gottes, um die Jungfrauschaft Mariens, um die erlöserische Bedeutung des Lebens Jesu. Die Vernunft macht den Menschen aus, der Glaube den Christen. Die Vernunft führt uns an den Rand der Unendlichkeit. Der Glaube gibt uns Gott in seiner ganzen Fülle.

Nun hat das Zweite Vatikanische Konzil im Dekret über den Ökumenismus erklärt: „Es gibt eine Rangordnung, eine Hierarchie der Wahrheiten innerhalb der katholischen Lehre, je nach der verschiedenen Art ihres Zusammenhangs mit dem Fundament des christlichen Glaubens." Eine Rangordnung der Wahrheiten, eine Hierarchie der Wahrheiten, je nach dem Zusammenhang mit dem Grundprinzip des christlichen Glaubens. Also nicht alle Glaubenswahrheiten haben den gleichen Stellenwert im Rahmen des Glaubens. Nun kann man durchaus verstehen, dass die Freiheit Mariens von der Erbsünde nicht so bedeutsam ist wie die leibhaftige Auferstehung Jesu Christi. Aber die Rangordnung darf nicht willkürlich bestimmt werden. Der Rang bestimmt sich nach der verschiedenen Dichte, nach der verschiedenen Art des Zusammenhangs mit dem Fundament des christlichen Glaubens. Welches ist das Fundament? Nun, das ist die Gottesoffenbarung in Jesus Christus. Was näher an dieses Geheimnis heranführt, ist gewichtiger, als was weiter davon absteht. Also, dass die Gläubigen verpflichtet sind, mit ihren Mitteln die Kirche zu unterhalten, ist auch Gegenstand der Offenbarung, aber liegt ganz am Rande. Diese Verpflichtung kann es nicht aufnehmen mit der Notwendigkeit, die Wassertaufe zu empfangen, um Christus eingegliedert zu werden. Oder ein anderes Beispiel: Die Lehre von der Verehrung der Heiligen oder über die Gewinnung der Ablässe kann es an Bedeutung nicht aufnehmen mit der Lehre von Gott, dem Dreieinigen, oder von Jesus, dem Messias. Es gibt eine Mitte der Offenbarung, und es gibt Ränder der Offenbarung; daran ist nicht zu rütteln. Aber darüber darf nicht vergessen werden: Der gesamte Inhalt der Offenbarung hat teil an dem gleichen formalen Element des Offenbartseins. Alle geoffenbarten Wahrheiten sind gleich wahr, nicht die einen mehr oder die anderen weniger. Alle sind gleich wahr, weil sie nämlich von der Autorität Gottes gedeckt sind. Lehren, welche vom Mittelpunkt des Glaubens weiter weg liegen, sind nicht weniger wahr. Die Lehre von der Hierarchie der Wahrheit ist genuiner Bestandteil der katholischen Theologie, aber sie darf nicht verwechselt werden mit der protestantischen Lehre von den Fundamentalartikeln. Die protestantische Theologie unterscheidet zwischen fundamentalen und nicht fundamentalen Glaubensartikeln. Nur die ersteren sind heilsnotwendig zu glauben; die anderen kann man weglassen. Diese Unterscheidung ist abzulehnen. Alle geoffenbarten Wahrheiten haben, dank der Autorität Gottes, gleiche Geltung. Alle sind fundamental für den Zweck der Kirche. Weniger bedeutsame Wahrheiten sind also keine Verhandlungsmasse – etwa im Ökumenismus. Es ist ein schwerer Irrtum zu meinen, die jungfräuliche Empfängnis Mariens sei nicht wichtig und könne auf dem Altar des Ökumenismus verhandelt werden. Nein, sie ist unverhandelbar und unaufgebbar!

Aus der mehr oder weniger zentralen Bedeutung des einzelnen Dogmas ergibt sich, dass manche Dogmen ausdrücklich mit der Notwendigkeit des Mittels, also unter der Gefahr des Heilsverlustes, zu glauben sind. Dass Christus der Sohn Gottes ist, ist beispielsweise eine solche Wahrheit. Sie sind mit der Notwendigkeit des Mittels zu glauben, d.h. sie sind unentbehrlich für den heilbringenden, für den rechtfertigenden Glauben. Für andere besteht eine Glaubenspflicht kraft Gebotes. Sie müssen auch geglaubt werden, weil Gott es gebietet. Aber es genügt bei unverschuldeter Unwissenheit oder bei unverschuldetem Irrtum ein einschlussweiser Glaube – ein einschlussweiser Glaube. Der einschlussweise Glaube besagt, dass der einfache Gläubige, der nicht theologisch gebildet ist, in seinem noch unentfalteten Glauben den gesamten Inhalt des Glaubens mit bejaht. Er glaubt, was die Kirche glaubt. Das ist der einschlussweise Glaube. Nicht jeder kann alle Einzelheiten des Glaubensgebäudes beherrschen, und deswegen ist es ein großer Segen, dass die Kirche lehrt: Für den Gläubigen genügt der einschlussweise Glaube, dass er mit seinem Bekenntnis zu Christus alle Wahrheiten der Kirche mit bejaht.

Gott ist der wesentliche Inhalt des Glaubens. Er ist auch der innere Beweggrund des Glaubens, d.h. wir glauben, weil wir überzeugt sind, dass Gott sich geoffenbart hat und die Annahme der Offen-

barung befiehlt. Gott der Inhalt, Gott der Beweggrund des Glaubens. Als Inhalt glauben wir an Gott als die absolute objektive Wahrheit. Als Beweggrund glauben wir an Gott wegen seiner absoluten Wahrhaftigkeit. Gott kann nicht täuschen und will nicht täuschen. Christus sagt ja von sich: „Der mich gesandt hat, ist wahrhaft. Und was ich von ihm gehört habe, rede ich in der Welt." Wer an den Sohn Gottes glaubt, hat das Zeugnis Gottes in sich, das Zeugnis Gottes. Wer dem Sohne nicht glaubt, macht ihn zum Lügner. Wenn wir Gott als Erkenntnisgrund bezeichnen, dann meinen wir damit, dass wir gleichsam mit den Gedanken Gottes denken. Wir denken im Glauben, so wie Gott denkt, und wir denken das, was er denkt.

Es ist katholisches Dogma, dass zum Glauben, zum Glaubensakt, zum Akt des heilskräftigen Glaubens, der freie Wille und die Gnade Gottes mitwirken müssen. Im Jahre 529 tagte in Südfrankreich, in Orange, ein bedeutsames Konzil. Das Konzil ist deswegen so bedeutsam, weil es auf der Lehre des hl. Augustinus aufruht. Und dieses Konzil von Orange hat einen Satz festgelegt, der unbedingt und unaufgebbar in der Kirche gilt, nämlich den Satz: „Der Anfang des Glaubens und die Stimmung der Glaubenswilligkeit sind in uns durch das Geschenk der Gnade." Der Anfang des Glaubens und die Stimmung der Glaubenswilligkeit sind in uns durch das Geschenk der Gnade. Die Zustimmung zur Heilspredigt ist in heilskräftiger Weise nicht möglich ohne Erleuchtung und Eingebung des Heiligen Geistes. Luther leugnete die Freiheit des Glaubensaktes. Gegen ihn hat das Konzil von Trient ausgesagt: „Diejenigen, die sich auf die Rechtfertigung vorbereiten, aufgerufen und unterstützt durch die Gnade den Glauben vom Hören aufnehmend, bewegen sich frei auf Gott hin." Also nicht so, wie Luther sich ausdrückte: „Der Mensch wird entweder vom Teufel geritten oder von Gott." Nein, der Mensch bewegt sich in der Gnade frei auf Gott hin. Die geforderte Hinwendung zu Gott steht bereits unter dem Einfluss der aktuellen Gnade. Die freie Willenstätigkeit schließt die Gnade nicht aus, sondern umgekehrt: Die Gnade bewirkt gerade, dass der Wille sich frei entscheidet. Das ist die Lehre der Heiligen Schrift, die hier von der Kirche vorgetragen wird. Der Heiland sagt: „Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht mein Vater ihn zieht." Und vom Glauben des Petrus sagt der Herr: „Nicht Fleisch und Blut hat dir das geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist." An die Epheser schreibt Paulus: „Durch Gnade seid ihr gerettet, mittels des Glaubens, und das nicht aus euch. Es ist ein Geschenk Gottes, nicht aus Werken, damit sich keiner rühme." Nur deswegen ist auch der Unglaube sittlich böse, weil man eben sich verweigern kann. Man kann sich der Gnade ablehnend gegenüberstellen. „Wie oft habe ich deine Kinder um dich sammeln wollen", sagt der Herr zu Jerusalem, „aber du hast nicht gewollt." Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet! Das ist das Gericht, dass das Licht in die Welt kam und die Menschen die Finsternis mehr liebten als das Licht.

Das Zusammenwirken von Gnade und Freiheit bei der ersten Entstehung des Glaubens geschieht folgendermaßen: Schon in der Vorbereitung des Glaubens wirkt der menschliche Wille und wirkt die Gnade mit der menschlichen Vernunft zusammen. Das Suchen der Wahrheit, das Suchen der christlichen Wahrheit, setzt schon eine sittliche Stimmung des Willens und des Gemütes voraus. Ein Bewusstsein der Ratlosigkeit und der Schwäche, der Sehnsucht nach Licht und Reinheit, nach sittlich erhebender Wahrheit. Ebenso hängt das Finden der Wahrheit, also die Erkenntnis, dass die Offenbarung glaubwürdig ist, von der sittlich ernsten Willensverfassung ab. Aber unbedingt notwendig als wirkende Ursache des Glaubens ist und bleibt die Gnade. Die fromme Erhebung des Willens kann nur geschehen, indem Gott sich selbst uns neigt. Es ist ein unbeschreibliches Glück, meine lieben Freunde, glauben zu dürfen, glauben zu können. Der Glaube erhebt unser Erkennen und Wissen auf eine höhere Ebene. Wir Gläubigen kennen Gott und seinen Willen. „Herr, in dieser Zeit Gewog, da die Stürme rastlos schnauben, wahr, oh wahre mir den Glauben, der noch nimmer mich betrog", hat der Dichter Emanuel Geibel geschrieben. „Herr, in dieser Zeit Gewog, da die Stürme rastlos schnauben, wahr, oh wahre mir den Glauben, der noch nimmer mich betrog."

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Glaube (3)

(Eigenschaften und Früchte des Glaubens)

20.10.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

An den vergangenen beiden Sonntagen haben wir versucht zu erklären, was Glauben ist. Man kann sich auf die schlichte Formel aus dem Hebräerbrief zurückziehen, wo es heißt: „Der Glaube ist Überzeugung von dem, was man nicht sieht; die zuversichtliche Hoffnung auf das, was man erwartet." Aber diese kurze Formel genügt uns nicht. Wir wollen uns heute Gedanken machen, welches die Eigenschaften und welches die Früchte des Glaubens sind. Dadurch werden wir mehr begreifen, wie angelegen uns der Glaube sein muss.

Die erste Eigenschaft liegt darin: Der Glaube muss nach seinem Inhalt vollständig, allgemein sein. Er erstreckt sich auf alles Geoffenbarte, ohne Unterschied. Eine Unterscheidung zwischen wesentlichen und unwesentlichen Dogmen ist unzulässig, denn die Glaubenspflicht ist bei allen Dogmen die gleiche. Es gibt Leute, die beim Glauben Ausnahmen machen. Nicht immer ist damit gesagt, dass sie den Glauben leugnen wollen. Manchmal steckt dahinter nur das Unverständnis: „Das kann ich nicht begreifen." Aber es gibt auch solche, die Gegenstände des Glaubens verwerfen. Wir kennen alle den Dichter Carl Zuckmayer. Von ihm stammt das bedenkliche Wort: „An die Hölle glaube ich nicht, höchstens für den Hitler." Ja, so kann man mit dem Glauben nicht umgehen, mit solchen subjektiven Anmutungen. Es ist Pflicht, alles Geoffenbarte anzunehmen und festzuhalten. Denn der Beweggrund bei allen Glaubensgegenständen ist die Wahrhaftigkeit Gottes. Und der Inhalt ist von Gott den Menschen zur Annahme vorgelegt. Wer nur einen Bestandteil herausnimmt, der erschüttert das Ganze. Man hat mit Recht gesagt: „Die Mariendogmen sind Wahrheiten, welche die Jesusdogmen schützen." Mariendogmen sind Schutzdogmen. In der Tat: Wer bekennt, dass Maria Gottesgebärerin ist, der kann nicht leugnen, dass Jesus wahrer Gott vom wahren Gott ist. Wer bekennt, dass Maria in den Himmel aufgenommen worden ist, der kann nicht bestreiten, dass ihr Sohn, der leibhaftig aus dem Grabe erstiegen ist, sie in den Himmel aufgenommen hat. Im protestantischen Bereich wird von vielen Theologen die wahre Gottessohnschaft Jesu geleugnet. Es ist klar, dass damit viele andere Dogmen fallen. Ohne die Gottessohnschaft Jesu gibt es keine Dreieinigkeit! Ohne die Gottessohnschaft Jesu gibt es kein Osterlamm und kein Opferlamm auf unseren Altären! Der Glaube muss alle geoffenbarten Wahrheiten bejahen.

Eine zweite Eigenschaft des Glaubens liegt darin, dass der Glaube sicher, unbedingt sicher, sein muss. Die Sicherheit des Glaubens lässt einen Zweifel nicht zu, denn er würde auf Gott zurückfallen. Es ist unmöglich, die Zustimmung zum Glauben in der Schwebe zu halten, bis einem bestimmte Dinge klar geworden sind. Man kann nicht bedingt, mit einem Vorbehalt, glauben. Man kann vor allem Gott keine Bedingungen stellen, bevor man glaubt; etwa ein besonderes Zeichen verlangen. Der Glaube gegenüber einer Autorität richtet sich nach der Kraft, der Stärke des Zeugen. Und wenn Gott als Zeuge auftritt, dann ist eine unendliche Kraft, die den Glauben bezeugt. Eine unendliche Kraft, die die Versicherung des Glaubens uns gibt. Die erste Wahrheit und die unendliche Wahrheit verdient einen absoluten Glauben. „Wer glaubt", sagt der Herr „wird gerettet werden. Wer nicht glaubt, wird verdammt werden." Christus fordert einen unbedingten Glauben. Er tadelt streng den Schwach- und

den Kleinglauben. „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen." Paulus schrieb mit gleicher Gewissheit auf: „Wenn ein Engel vom Himmel euch eine andere Lehre vortragen würde, als ich euch gelehrt habe, der sei verdammt!" Entsprechend der Wahrheit und Würde des göttlichen Zeugnisses ist die Gewissheit des Glaubens größer als jede natürliche Sicherheit des Denkens. Wir haben auch, vor allem in der Naturwissenschaft, unzweifelhafte Wahrheiten; aber sie sind von Menschen entdeckt. Was Gott uns offenbart, das ist weit, weit gewisser als diese aus menschlichem Erfindungsgeist gewonnenen Wahrheiten.

Die dritte Eigenschaft des Glaubens ist: Er muss sich nach außen als fest, als standhaft erweisen. Der Glaube muss gegenüber äußeren Angriffen und Gefahren sicher sein. Die Standhaftigkeit des Glaubens liegt in der Ausdauer und in der Widerstandskraft gegenüber Einflüssen, die nicht auf den Intellekt, sondern auf den Willen und das Gefühl wirken. Es muss der Glaube eine innere Überzeugung sein. Das ist es ja, meine lieben Freunde, was ich Ihnen schon wiederholt gesagt habe: Wenn heute Eltern fragen „Warum glauben meine Kinder nicht mehr? Sie sind doch im Glauben aufgewachsen, in den Glauben eingeführt worden", dann antworte ich: Ja, aber der Glaube ist nicht zu ihrer Überzeugung geworden! Sie sind nicht durchdrungen vom Glauben, sie nicht sind überführt von der inneren Kraft und Wahrheit des Glaubens! Nur der Glaube erweist sich als standhaft, der zur Überzeugung geworden ist. Die Überzeugung ist einmal eine intellektuelle: Dass man eben keine Gründe mehr hat gegen den Glauben, sie ist aber auch eine existentielle, d.h. der Glaube muss mit dem Leben verwurzelt sein. Er muss ein Herzensglaube sein. Er muss so fest sein, dass der Mensch mit dem Glauben steht oder fällt. Der Herr hat diese Glaubenstreue gefordert: „Der Bruder wird den Bruder dem Tod überliefern. Ihr werdet allen verhasst sein um meines Namens willen. Aber wer ausharrt bis zum Ende, der wird gerettet." Der Herr warnt vor den falschen Propheten, vor den Ärgernissen, die kommen werden, vor den Verfolgungen. Paulus nennt den Glauben „den Sieg, der die Welt überwindet". Wenn manche Menschen mit den Verlockungen und Verführungen der Welt nicht fertig werden, dann liegt das an ihrem mangelhaften Glauben. Der Glaube ist tatsächlich der Sieg, der die Welt überwindet. Die Martyrer sind die Zeugen dieses Glaubens – martys heißt ja Zeuge. Am 13. Oktober dieses Jahres, also vor einer Woche, wurden in Tarragona, in Nordost-Spanien, 522 Martyrer selig gesprochen. 522 Bischöfe, Priester, Laien, die aus Hass gegen die heilige Religion von den Revolutionären, von den Bolschewiken, umgebracht wurden. 522 auf einmal selig gesprochen. Der Papst hat sie als „mutige Zeugen des Christentums" gefeiert. Und der Kardinal, den er nach Spanien gesandt hatte, hat, um Missverständnisse zu vermeiden, gesagt: „Sie sind keine Opfer des Bürgerkrieges, denn sie haben nie eine Waffe getragen. Sie sind Opfer einer radikalen religiösen Verfolgung." Die Festigkeit im Glauben ist bei vielen Christen nicht sehr stark. Man kann nur staunen, mit welcher Leichtfertigkeit Christen den Glauben aufgeben, die Gemeinschaft der Gläubigen verlassen. Meine lieben Freunde, wer wegen hoher Baukosten für ein kirchliches Gebäude aus der Kirche austritt, der war nicht wegen des Glaubens in der Kirche! Man darf nicht Gott und die Kirche entgelten lassen, was Menschen wirklich oder vermeintlich verfehlt haben. Unser Glaube ruht nicht auf Menschen, sondern auf Gott. Wir glauben nicht an die Intelligenz und an die Integrität von Menschen, sondern an die Weisheit und die Heiligkeit des Schöpfers. Der Glaube muss standhaft, muss unerschütterlich sein.

Eine vierte Eigenschaft ist, dass der Glaube lebendig sein muss, d.h. er muss sich bewähren im Handeln, in der Gottes- und in der Nächstenliebe. Die Heilige Schrift spricht völlig klar: „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut." Und der Apostel Paulus schreibt: „Wenn ich einen Glauben hätte, der Berge versetzt, hätte aber die Liebe nicht, dann wäre ich nichts. In Christus gilt nur der Glaube, der durch die Liebe wirksam ist." Die inneren Gründe für diese Lebendigkeit sind überzeugend, denn der Zweck der Offenbarung ist ja die Verherrlichung Gottes in der Auferbauung seines Reiches und in der Heiligung der Menschen. Die Sittenlehre, die im Glauben enthalten ist, drängt auf das Tun. Jede Erkenntnis einer Wahrheit verpflichtet von selbst zu entsprechender sittlicher Betätigung. Besseres kann man von einem Christen nicht sagen als „er lebt aus dem Glauben", d.h. der Glaube ist das Gesetz seines Handelns geworden. Solche Christen hat es gegeben und gibt es bis heute in großer Zahl! Wer wahrhaftig ist, auch wenn die Wahrhaftigkeit zu seinen Ungunsten ausschlägt, der lebt aus dem Glauben. Wer bescheiden lebt, obwohl er – wie man so heute sagt – sich alles leisten könnte, der lebt aus dem Glau-

ben. Wer treu seine religiösen Pflichten erfüllt, obwohl Müdigkeit und Erschöpfung und Schmerzen an ihm nagen, der lebt aus dem Glauben. Wer irdische Vorteile ausschlägt, weil sie seinem Christenstand abträglich sind, der lebt aus dem Glauben. Ich hatte einen Mathematiklehrer, der ein gläubiger katholischer Christ war. In der Zeit des Dritten Reiches bot ihm der Direktor des Gymnasiums die damals einzige Stelle eines Oberstudienrates an, wenn er in die Partei eintrete. Mein Mathematiklehrer ist nicht in die Partei eingetreten und hat die Stelle ausgeschlagen. Er hat aus dem Glauben gelebt!

Der Glaube muss, fünftens, in psychischer Freiheit angenommen werden, wenn er ein sittlicher Akt sein soll. Psychisch frei ist derjenige, der aus eigenem Antrieb sich für den Glauben entscheidet. Von der psychischen Freiheit ist die sittliche Freiheit zu unterscheiden. Sittlich frei ist, wer in einer bestimmten Lage „so oder anders" handeln kann. Diese Freiheit existiert gegenüber Gottes Geboten nicht. Der Mensch ist nicht frei gegenüber der Forderung Gottes, gläubig zu werden und gläubig zu bleiben. Es ist dem Menschen nicht unbenommen, Gottes Willen zu tun oder zu unterlassen. Psychisch, psychologisch hat der Mensch die Möglichkeit Gott zu trotzen. Aber es steht nicht in seinem Ermessen, die Gottheit anzuerkennen oder zu verleugnen. Das Gebot, Gott zu glauben und zu gehorchen, hörte auf, ein Gebot zu sein, wenn Gott es den Menschen überließe, es zu beobachten oder zu missachten. Ein Gesetz kann nicht gleichzeitig verbindlich und unverbindlich sein. Wenn es unverbindlich ist, hört es auf, ein Gesetz zu sein. Darum ist der Mensch sittlich nicht frei hinsichtlich der Annahme oder der Ablehnung des Glaubens, den Gott ihm durch den Mund der Kirche vorlegt. Wenn Gott gebietet, ist der Mensch gebunden. Er kann sich ihm widersetzen, aber dann zu seinem eigenen Unheil. Darum hat der Christ auch nie die sittliche Freiheit, Gottes Glaubensgebot, wie es die Kirche verkündet, positiv in Zweifel zu ziehen oder sich auf sein Gewissen im Gegensatz zu einer ausdrücklichen Lehre der Kirche zu berufen. Ein Gewissen, das sich gegen die verbindliche Lehre oder Ordnung der Kirche stellt, ist ein irrendes Gewissen. Wer sich im Bereich der verbindlichen Lehre oder Ordnung der Kirche auf sein Gewissen beruft, der legt die Axt an die Einheit der Kirche. Ein Beispiel: Der Glaube der Kirche und das kirchliche Recht untersagen dem katholischen Christen den Empfang des Abendmahls in einer nichtkatholischen Gemeinschaft, in der die Eucharistie nicht gültig vorhanden ist; also im Protestantismus. Denn der Protestantismus hat keine Priester, hat nur Religionsdiener, hat Prediger, aber er hat keine geweihten Priester – wie er selber zugibt. Es gibt dort also auch keine leibhaftige Gegenwart des Herrn; es gibt kein eucharistisches Opfersakrament. Auf dem evangelischen Kirchentag in Hannover empfing der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl, ein getaufter Katholik, das protestantische Abendmahl. Als ihm ein Düsseldorfer Priester seine Verfehlung vorhielt, berief er sich auf die Würzburger Synode der deutschen Bistümer. Da liegt der Fehler – in diesem Unternehmen – da liegt der Fehler. Dieses famose Unternehmen, die Würzburger Synode, rechnet damit – ich zitiere jetzt wörtlich: „dass ein Katholik seinem persönlichen Gewissensspruch folgend die Teilnahme am protestantischen Abendmahl als innerlich notwendig finden kann". Die Synode verurteilt ein solches Verhalten nicht, sondern duldet es. Dieser Vorgang ist außerordentlich schwerwiegend. Die Würzburger Synode, also die Gesamtheit der deutschen Bischöfe, verzichtet darauf, das offene Angehen gegen Lehre und Ordnung der Kirche in einer entscheidenden Frage zu verurteilen. Sie verzichtet sogar darauf, den persönlichen Gewissensspruch als falsch zu bezeichnen. Sie stellt ihn vielmehr neben die geltende kirchliche Ordnung und neben die geltende kirchliche Lehre. Die Fälle, in denen ein solches persönliches Gewissensurteil im Gegensatz zu Recht und Lehre der Kirche denkbar ist, lassen sich beliebig vermehren. Vielleicht kommt einer, der sagt: „Ja, mir leuchtet der Gottesbegriff des Mohammedanismus, der Allah, mehr ein als die Dreieinigkeit." Es ist leicht zu erkennen, dass die gemeinsame Synode der deutschen Bistümer einen verhängnisvollen Weg eingeschlagen hat! Wenn er zu Ende gegangen wird, dann führt er zur Auflösung von Lehre und Ordnung der Kirche! Es ist für mich schmerzlich feststellen zu müssen: Nicht auf alle Weisungen der deutschen Bischöfe ist mehr Verlass! Meine lieben Freunde, wer Personen, die im Zustand der schweren Sünde leben, zur heiligen Kommunion zulassen will, erweist ihnen nicht Barmherzigkeit, sondern verführt sie zum Gottesraub, zum Sakrileg! Wer im Zustand der schweren Sünde den Leib des Herrn empfangen will, nährt sich nicht, sondern vergiftet sich! „Er isst sich das Gericht", wie Paulus schreibt. Herr Erzbischof Zollitsch, passen Sie auf, dass Sie nicht schuldig werden an der Verführung!

Wir haben die wesentlichen Eigenschaften des Glaubens genannt, nun noch die Früchte des Glaubens. Es sind ihrer drei: Die erste Frucht des Glaubens ist die christliche Klugheit. Der Gläubige ist tatsächlich klüger als der Ungläubige: Er weiß, worauf es ankommt, er weiß, was zählt, er weiß, was trägt. Klugheit ist das Wissen um das, was man erstreben soll und was man fliehen muss. Die Klugheit weist jeder Sache ihren rechten Wert zu. Die Klugheit fragt bei jedem Unternehmen mit Stanislaus Kostka: „Was nützt mir das für die Ewigkeit?“. Die zweite Frucht des Glaubens ist die Frömmigkeit. Wer wirklich glaubt, ernsthaft glaubt, der betätigt seinen Glauben in Ehrfurcht, Verehrung und Anbetung Gott gegenüber, d.h. der Glaube drängt dazu, fromm zu sein. Frömmigkeit ist das ehrfürchtige anbetende Distanzgefühl gegenüber dem geheimnisvollen Gott und gleichzeitig das vertrauende liebende Hinstreben zum ihm als dem Beseliger. Der volle Sinn der Frömmigkeit vollendet sich in der Gotteskindschaft, durch die die Gläubigen Gott dem Vater verbunden werden in Christus, dem Urheber der Gnadenverbindung. Die dritte Frucht des Glaubens ist der Eifer für Gottes Ehre. Wer glaubt, wirklich ernsthaft glaubt, wird für die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten eifern. Eifer besagt: Redsamkeit, Emsigkeit, Rührigkeit im Dienste Gottes und der Menschen. Dem Eifer entgegengesetzt ist die Bequemlichkeit, die Trägheit, die Nachlässigkeit. Wir können am Herrn ablesen, was Eifer für Gottes Sache ist. Den Eifer unseres Herrn erkennen wir, wenn er spricht: „Feuer auf die Erde zu werfen bin ich gekommen, und wie wünschte ich es, es wäre schon entzündet. Mit einer Taufe muss ich getauft werden, und wie drängt es mich, bis es vollbracht ist.“ Einmal hat der Herr den Tempel gereinigt und die Verkäufer und Käufer aus dem Tempel getrieben. Da erinnerten sich die Jünger an das Wort aus den Psalmen: „Der Eifer für dein Haus verzehrt mich.“ Der Eifer des Herrn, meine lieben Freunde, soll unseren Eifer wecken. Wir wollen nicht müßig gehen, nicht träge im Dienste Gottes sein. Wir wollen uns zu Herzen gehen lassen, was Paulus im Römerbrief schreibt: „Erlahmt nicht im Eifer, seid glühenden Geistes, dienet dem Herrn!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Glaube (4)

(Der Glaube und das Heil)

27.10.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Gott will, dass alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen." So lehrt uns Paulus in seinem ersten Brief an seinen Schüler Timotheus. Gott will, dass alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Das ist nicht nur ein schwacher göttlicher Wunsch, sondern eine wirksame Kraft, die sich auf jeden einzelnen richtet und ihre Grenze nur am widersprechenden freien Willen hat. Gott will, dass alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Der Mensch kommt zur Erkenntnis der Wahrheit und wird selig, wenn er glaubt. Der auferstandene Herr sagt es seinen Jüngern: „Wer glaubt, wird selig werden." Johannes schreibt von dem menschgewordenen Gottessohn: „Die ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, die glauben an seinen Namen." Und Paulus drückt es auf seine Weise aus: „Wer mit dem Munde bekennt ‚Jesus der Herr', und im Herzen glaubt, dass Gott ihn auferweckt hat, wird gerettet werden."

Der Glaube ist der Weg und das Mittel zur ewigen Seligkeit. Der Mensch hat dem sich offenbarenden Gott den Gehorsam des Glaubens zu leisten. Im Glauben überantwortet sich der Mensch an Gott in freier Entscheidung. Die Kirche drückt es aus mit dem Worte: „Der Glaube ist heilsnotwendig." Nun unterscheidet die Theologie eine doppelte Notwendigkeit: die Gebotsnotwendigkeit und die Mittelnotwendigkeit. Die Gebotsnotwendigkeit besteht darin, dass Gott etwas befohlen hat und dass wir es tun müssen. Sie ist eine sittliche Nötigung, die jeder Pflicht anhaftet. Von der Gebotsnotwendigkeit verschieden ist die Mittelnotwendigkeit. Hier wird eine Pflicht statuiert, die sich aus der Natur der Sache ergibt. Eine Notwendigkeit, die aus der notwendigen Beziehung zwischen Mittel und Ziel sich ergibt. Das Müssen, das hier vorliegt, ist kein bloßes Sollen, sondern eine innere Notwendigkeit. Und deswegen gilt es auch für diejenigen, die des Vernunftgebrauchs nicht fähig sind. Der Glaube ist ein solches innerlich notwendiges Mittel zum Heile. Es gibt eine Mittelnotwendigkeit des Glaubens. Die Heilige Schrift schreibt den Glauben vor nicht nur in der Form eines Gebotes, sondern sie stellt ihn dar als eine notwendige Bedingung für den Gnadenstand. Vor allem bei Paulus geht aus zahlreichen Stellen in seinen Briefen hervor, dass der Glaube die Grundlage des Heiles ist. Die Rechtfertigung, also die Befreiung von der Sünde, entsteht aus dem Glauben, mittels des Glaubens. Sie ruht auf dem Glauben. Im Hebräerbrief steht der bedeutsame Satz: „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen." Die Notwendigkeit ist eine solche der unbedingten Pflicht. Die Väter der Kirche haben diese Lehre aus dem Neuen Testament aufgenommen. Die Christen nannten sich die „Gläubigen" – fideles, weil sie eben den Glauben als Grundlage ihrer Existenz ansahen. Und das Wort „Glaube" bezeichnet auch nicht nur die Tugend des Glaubens oder den Akt des Glaubens, sondern auch den Inhalt. Der Glaube ist auch die inhaltliche Fassung dessen, was die Offenbarung enthält. Der Glaube ist also innerlich notwendig, nicht nur weil Gott ihn geboten hat, sondern weil durch die übernatürliche Zielbestimmung der Mensch dieses Mittel ergreifen muss, wenn er zum Ziele gelangen will. Deswegen hat auch das Konzil von Trient erklärt: „Der Glaube ist der Anfang des menschlichen Heiles, Grundlage und Wurzel jeglicher Rechtfertigung. Ohne ihn ist es unmöglich, Gott zu gefallen und zur Gemeinschaft seiner Söhne zu gelangen." Das Erste Vatikanische Konzil hat diese Definition aufgenommen

und hinzugefügt: „Da es ohne Glauben unmöglich ist, Gott zu gefallen und zur Gemeinschaft seiner Söhne zu gelangen, so fand keiner jemals ohne diesen Glauben die Rechtfertigung. Und keiner wird je das ewige Leben erreichen, wenn er nicht in diesem Glauben ausharrt bis zum Ende." Die Berufung zum Heil muss eben vom Menschen dankbar anerkannt und gewürdigt werden. Er muss das Heil im Glauben ergreifen. Ohne den Glauben fehlt die notwendige Bedingung für die Zueignung des Heiles.

Nun stellt sich die Frage: Ja, wieviel muss man denn glauben? Was muss man denn glauben? Welches ist der Umfang des heilsnotwendigen Glaubens? Die Antwort lautet: Man muss, wenn man das Heil erreichen will, wenigstens glauben, dass Gott der Herr und Seligmacher ist. Im Hebräerbrief steht es eindeutig: „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Wer zu Gott hinzutritt, muss glauben, dass er „ist" und dass er denen, die ihn suchen, Belohner wird." Zwei entscheidende Wahrheiten: Existenz Gottes und richterliche Funktion Gottes; Gott als Urgrund und Ziel des Menschen. Die Heiden, die vor Christus gelebt haben, wurden – nach dem heiligen Thomas – nur gerettet, wenn sie den Glauben hatten. Aber welchen Glauben? Sie kannten ja den Erlöser nicht; er war ja noch nicht gekommen. Sie wurden, so sagt Thomas, „nicht gerettet, ohne den Glauben an den Mittler". Sie hatten zwar keinen ausdrücklichen Glauben, aber sie hatten einschlussweise einen Glauben an die göttliche Vorsehung. Dieser einschlussweise Glaube an die göttliche Vorsehung hat, wenn sie überhaupt gerettet wurden, sie gerettet. Diese Wahrheit, meine lieben Freunde, wird bekräftigt durch das Wesen Jesu Christi. Gott will das Heil aller Menschen. Und so schickt er seinen Sohn als den Heiland der Welt, also der Gesamtheit der Wirklichkeit, außer Gott. Er ist das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt. Er ist das Licht der Welt.

Aber da erhebt sich die Frage: Was ist mit den Menschen, die Christus nicht kennen? Die sich also nicht im Glauben an ihn richten können? Können Menschen, die keine Kenntnis von Christus und der Offenbarung hatten, können auch sie durch den Glauben gerettet werden? Was ist das für ein Glaube? Eines ist sicher: Gott schenkt den ungetauften, noch nicht von der christlichen Verkündigung erreichten Erwachsenen die wahrhaft hinreichende Gnade – die wahrhaft hinreichende Gnade –, die also ausreicht, dass sie das Heil gewinnen. Sie sind nicht ohne Gnade. Gott lässt keinen Menschen ohne Gnade. Und er gibt auch den Menschen ohne Christus die hinreichende Gnade. Wozu? Dazu, dass sie gerettet werden. Aber wie? Wie werden diese, von der Glaubensbotschaft nicht erreichten Menschen gerettet, wenn zur Rettung der Glaube unerlässlich ist? Das entzieht sich unserer Kenntnis. Aber auch für sie geht der Weg über Christus zum Vater. Christus ist ja das Haupt des Alls, und wir feiern ihn heute als den „König des Alls". Er ist auch ihr Haupt. Wenn immer sie das Heil erlangen, gewinnen auch sie es durch Christus. Denn in keinem anderen ist Heil. Das Zweite Vatikanische Konzil hat versucht, in dieses Dunkel Licht zu bringen. Es spricht davon, dass Gott Menschen, die das Evangelium ohne ihre Schuld nicht kennen, auf Wegen, die ihm bekannt sind – auf Wegen, die ihm (Gott) bekannt sind –, zum Glauben führen kann, ohne den es unmöglich ist, ihm zu gefallen. Das Konzil hält fest: „Es ist ohne Glauben unmöglich ist, Gott zu gefallen." Aber es ist überzeugt, dass auch die Menschen ohne Christus in irgendeiner Weise zum Glauben geführt werden. An einer anderen Stelle wird dasselbe noch einmal gelehrt: „Wer das Evangelium Christi und seine Kirche ohne Schuld nicht kennt, Gott aber aus ehrlichem Herzen sucht, seinen im Anruf des Gewissens erkannten Willen zu erfüllen trachtet, kann das ewige Heil erlangen." – Jetzt ist das Stichwort gefallen: das Gewissen. – Wer ohne Kenntnis Christi und der Offenbarung nach seinem Gewissen handelt, nach der Stimme Gottes in seinem Innern, der kann gerettet werden. Wenn sich die gutwilligen Ungetauften von ihrem Gewissen leiten lassen, werden sie durch Christus des Heiles teilhaftig. Das hat schon im 19. Jahrhundert Papst Pius IX gelehrt. Er erklärte: „Die schuldlos Irrenden, d.h. jene, die sich in einem unüberwindlichen Irrtum befinden, werden des Heiles nicht verlustig gehen." Sie haben zwar nicht den christlichen Glauben, aber sie haben einen Ersatz. Und ich möchte ihn nennen: den „Begierdeglauben" oder den „Sehnsuchtsglauben". An die Stelle des Glaubens tritt bei ihnen das Verlangen nach diesem Glauben, der in dem Gehorsam gegen den Spruch des Gewissens eingeschlossen ist. Und das ist in der Kirche ein bekannter Topos. Wir kennen die Begierdetaufe: Wer nicht zur Taufe kommen kann, aus irgendwelchen Gründen, aber die Sehnsucht danach hat, der wird durch die Begierdetaufe gerechtfertigt. Wir kennen die Bluttaufe: Taufbewerber, die das Martyrium erleiden, werden durch das Martyrium gerechtfertigt. Und so ist es also auch beim Glauben: Es gibt einen Begierde-,

einen Sehnsuchtsglauben; einen Glauben dem Verlangen nach, der sich in dem Gehorsam gegen das von Gott geleitete Gewissen kundtut. Und dieser Glaube verschafft ihnen das Heil.

Aber jetzt gibt es noch eine weitere Frage: Wir sprachen von denen, die die Offenbarung nicht kennen. Wie ist es um die Menschen bestellt, die Gott nicht kennen? Können die Menschen, die in Unkenntnis Gottes leben, durch den Glauben gerettet werden? Auch hier geht die theologische Überlegung vom allgemeinen Heilswillen Gottes aus. Sie erklärt: Die Anhänger der großen Sittlichkeitssysteme Asiens: Buddhismus, Hinduismus, Schintoismus – diese Systeme sind höchstwahrscheinlich atheistisch; der Buddhismus ist keine Religion, die einen persönlichen Gott kennt – also die Anhänger dieser großen Sittlichkeitssysteme Asiens darf man von der Möglichkeit des rechtfertigen Glaubens nicht ausschließen. Wenn sie die Macht des ihrer Verfügung entzogenen Gewissens anerkennen, erkennen sie den im Gewissen sich ankündigenden Gott an. Ich wiederhole diesen wichtigen Satz: Wenn sie die Macht des ihrer Verfügung entzogenen Gewissens anerkennen, erkennen sie den im Gewissen sich ankündigenden Gott an. Sie leben zwar im Irrtum bezüglich der Wirklichkeit Gottes, aber sie haben eine gläubige Gesinnung gegenüber dem Heiligen, das nichts anderes ist als der persönliche Gott. Und deswegen erklärt das Zweite Vatikanische Konzil mit Recht: „Die göttliche Vorsehung verweigert auch denen das zum Heil Notwendige nicht, die ohne Schuld noch nicht zur ausdrücklichen Anerkennung Gottes gekommen sind, jedoch, nicht ohne die Hilfe der göttlichen Gnade, das rechte Leben zu erreichen suchen.“ Auch hier tritt also für den tatsächlich fehlenden Glauben das Gewissen – oder besser – der Gehorsam gegen das Gewissen ein. Meine lieben Freunde, diese Aussagen über die Heilsmöglichkeit der Nichtglaubenden sind keine verbindliche Lehren. Sie sind kein Dogma. Sondern das theologische Nachdenken hat sich damit befasst und aus dem allgemeinen Heilswillen Gottes und in Analogie zur Begierdetaufe und in Analogie auch zur Zugehörigkeit zur Kirche dem Verlangen nach diese Vorstellung entwickelt. Ich nenne diese Erscheinung „Begierdeglaube“ – ich habe den Ausdruck noch nirgends gefunden, er ist eine Erfindung von mir. Ich hoffe, dass er nicht falsch ist. Begierdetaufe gibt es, Kirchengliedschaft dem Verlangen nach gibt es, daher – so scheint mir – muss es auch einen „Begierdeglauben“ geben. Die für denkbar gehaltene Heilsmöglichkeit ist natürlich nicht zu verwechseln mit der Verwirklichung des Heils. Ob Nichtglaubende gerettet werden, wie viele es sind, ist uns verschlossen. Wir haben darüber keine irgendwie geartete Offenbarung. Also über die Heilswirklichkeit ist für diese Menschen, die die Offenbarung nicht kennen, die Gott nicht kennen, nichts ausgesagt. Wir wissen aber sicher – und das ist ein Dogma: Wer glaubt, wer getauft wird, wer der Kirche angehört, wer im Glauben verharrt bis zum Ende, der wird gerettet werden.

Nun ist immer wieder gefragt worden: Wieviel muss man denn (als Christ) glauben, um der positiven Verpflichtung zum Glauben Genüge zu leisten? Welches Maß des Glaubens ist denn für die Gebotsnotwendigkeit des Glaubens erforderlich? Zunächst einmal ist sicher: Wenn Gott sich offenbart, wenn er seinen Heiland auf die Erde schickt, dann will er, dass diese Offenbarung angenommen wird, dass die Menschen sich dem Heiland zuwenden. In der Offenbarung selbst liegt das Gebot, sie anzunehmen. Aber wieviel von dieser Offenbarung muss man kennen, um zum Heil zu gelangen? Wie weit reicht die notwendige Kenntnis der Glaubenslehre? Nun, die Theologen, die sich damit befasst haben, sagen im Allgemeinen: Man wird nicht mehr verlangen können als die Kenntnis des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Wer dieses Bekenntnis kennt und die darin enthaltenen Wahrheiten annimmt, der besitzt das Minimum dessen, was ein Christ für sein Heil an Glaubenswissen besitzen muss. Manche fügen dazu noch die Zehn Gebote, das Vaterunser und die von allen zu empfangenden Sakramente, also Taufe, Buße, Eucharistie und die Heilige Messe. Niemand sollte sich mit dem Minimum begnügen. Wenn Menschen von uns Rechenschaft über unseren Glauben fordern, müssen wir imstande sein, sie abzulegen. Wir sind aber dazu nur fähig, wenn wir genügendes Glaubenswissen haben. Deswegen bitte ich Sie immer wieder, meine lieben Freunde, suchen Sie Ihren Glauben zu erweitern, zu vertiefen, zu durchdringen. Es gibt genügend Hilfsmittel, vor allem den großen Weltkatechismus, es gibt genügend Hilfsmittel, um in diesen Glauben einzudringen und sich das Wissen zu verschaffen, dem unsere Feinde nicht widerstehen können. Wir müssen auch immer wieder den Glaubensakt in uns erwecken. „O Herr, ich glaube alles, was du geoffenbart hast und durch deine Kirche mir zu glauben vorstellst, weil du der wahrhaftige Gott bist. Vermehre, o Gott, meinen Glauben.“ Das nennt

man den Glauben erwecken. Also in sich immer wieder die Glaubensbereitschaft, die Glaubenswilligkeit und die Glaubensfreude erwecken.

Einmal kam zu Jesus ein Mann und sagte zu ihm: „Meister, ich habe meinen Sohn zu dir gebracht. Er ist besessen von einem stummen Geist. Wenn er ihn überfällt, wirft er ihn hin und her, dann schäumt er, knirscht mit den Zähnen und fällt in Erstarrung. Ich sagte zu deinen Jüngern, sie sollten ihn austreiben, aber sie vermochten es nicht." Da antwortete Jesus: „O Du ungläubiges Geschlecht. Wie lange noch soll ich bei euch sein, wie lange noch euch ertragen?" Dann befahl er: „Bringt ihn her zu mir!" Und sie brachten ihn zu ihm. Sogleich, bei seinem Anblick, schüttelte ihn der Geist – vermutlich eine Art Epilepsie würden wir sagen – schüttelte ihn der Geist, riss ihn auf die Erde, der Kranke schäumte und wälzte sich. Da fragte Jesus den Vater: „Wie lange ist es her, dass ihm das widerfährt?" Da sagte der Vater: „Seit seiner Kindheit. Wenn du etwas vermagst, so habe Erbarmen mit mir und mit ihm und hilf uns." Da wurde Jesus fast erzürnt: „Was soll das heißen ‚Wenn du etwas vermagst'? Alles ist möglich dem, der glaubt!" Gleich stöhnte der Vater des besessenen Knaben auf und rief: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben!" Das ist ein Gebet für uns, meine lieben Freunde: Ich glaube, hilf meinem Unglauben. Wir sind gläubig, und wir wollen es sein, aber wir spüren auch das Ungenügen. Wir spüren, dass unser Glauben auch gefährdet ist, dass er bedroht ist, dass uns Dunkelheiten bleiben. Deswegen empfehle ich Ihnen, meine lieben Freunde: Beten Sie oft und oft wie der Vater des besessenen Knaben: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben."

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gnade und freier Wille

01.11.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Festes Allerheiligen Versammelte!

Am heutigen Tage wird uns ein Gesetz im Reiche Christi vor Augen geführt, das unbedingte Geltung hat, nämlich, dass die Gnade Gottes und der Wille des Menschen zusammenkommen müssen. Die Heiligen, die wir heute mit leuchtenden Augen anschauen, sind die auserwählten Träger der wirkenden Gnade; aber auch die getreuen Arbeiter Gottes. Sie haben mit den Talenten, die ihnen Gott gegeben hat, gearbeitet und als Lohn das ewige Leben empfangen. Das Zusammenwirken der Gnade Gottes und des menschlichen Willens ist von uns nicht völlig durchschaubar. Aber immerhin lassen sich bestimmte Äußerungen machen, die das gläubige Nachdenken aus der Heiligen Schrift geschöpft hat.

Wir unterscheiden beim Zusammenwirken von Gott und der Gnade mit dem Menschen zwei Phasen: vor der Rechtfertigung und nach der Rechtfertigung. Wir wissen, dass der Mensch sich nicht selbst erlösen kann. Verkaufen konnte er sich, aber freikaufen kann er sich nicht. Der Mensch muss erlöst werden, und diese erste Erlösung, dieser Beginn der Erlösung, dieser Anfang der Erlösung, heißt „Rechtfertigung". Die Rechtfertigung ist die Versetzung aus dem unerlösten Zustand in den erlösten. Die Versetzung in den Zustand der Gnade und der Annahme zu Kindern Gottes: Das nennen wir „Rechtfertigung". Die Wirkursache der Rechtfertigung – also derjenige, der sie hervorruft – ist der barmherzige Gott. Er kann und muss dem Menschen mit seiner Gnade zuvorkommen, wenn der Mensch gerettet werden soll.

Aber der Mensch ist an dem Vorgang beteiligt. Er kann und muss sich, unter dem Einfluss der Gnade, auf die Rechtfertigung vorbereiten. Wir haben an den vergangenen Sonntagen vom Glauben gesprochen. Das ist die grundlegende Vorbereitung für die Rechtfertigung: der Glaube. Dazu müssen noch andere Haltungen kommen: nämlich die Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit – die wir beleidigt haben –, die Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit, der Anfang der Gottesliebe und die Reue über die begangenen Sünden. Das ist das Zusammenwirken Gottes und des Menschen vor der Rechtfertigung und bei der Rechtfertigung.

Nun ist das Zusammenwirken von Gott und Mensch nach der Rechtfertigung zu bedenken. Die Heiligen haben sich darin ausgezeichnet, nämlich sie waren Gebieter ihres Willens. Sie haben das Gesetz Gottes in ihren Willen aufgenommen, und dadurch sind sie heilig geworden. So verschieden sie waren: ob Kinder oder Erwachsene, ob Männer oder Frauen, ob Gelehrte oder Reiche: Sie alle waren Gebieter ihres Willens, sonst wären sie keine Heiligen geworden. Sie sind die Helden der Nachfolge Christi gewesen und geworden. Sie haben mit ihrem Christentum Ernst gemacht. Sie haben ihre Willenskraft eingesetzt, um das Reich Gottes an sich zu reißen. Sie wussten, um das ewige Leben wird nicht gewürfelt oder gelost. Um das ewige Leben wird gerungen, in Arbeit und Entsagung. Sie haben Fertigkeiten im Glauben erworben – Tugenden, wie wir sie nennen. Tugend wird durch Härte groß, durch Weichlichkeit wird sie vernichtet. Das Buch von der „Nachfolge Christi" schreibt zu Recht: „In dem Maße wirst du im Guten voranschreiten, als du dir selbst Gewalt antust." In dem Maße wirst du im Guten voranschreiten, als du dir selbst Gewalt antust. „Wenn du dir nicht Gewalt antust, wirst du die Sünde nicht besiegen." Der wahre Fortschritt des Menschen besteht in der Selbstverleugnung. Selbstverleugnung heißt: das vermeiden, was man gern tun möchte, und das tun, was man gern unter-

lassen möchte. Das Größte im Menschen und im Christenleben ist die Erfüllung des Willens Gottes. Darin besteht eigentlich die Religion Christi, dass er in seinem ganzen Leben dem Willen des Vaters unterworfen war. „Nicht wie ich will, sondern wie du willst." Das hat er nicht nur am Ölberg gesprochen, sondern in seinem ganzen Leben. Die Heiligen sind ihm darin nachgefolgt. Mit dem höchsten Aufgebot ihres eigenen Willens, mit dem stärksten Einsatz des Wollens. Sie waren die zuverlässigsten Erfüller des Willens Gottes. Sie waren die stärksten Willensmenschen, welche die Erde kennt. In ihrer Nachfolge sind wir aufgerufen, den Willen Gottes in unserem Tun und Lassen zu suchen und zu erfüllen. Das gelingt nur, wenn wir ehrlich gegen uns sind. Wenn wir uns eingestehen, dass wir eigentlich immer zum Bequemen, zum Lässigen, zum Leichten neigen. Und wenn wir uns dann überwinden, zum Anstrengenden, Guten zwingen – das Gute ist meistens anstrengender als das Gegenteil. Der Dichter Goethe sagt es auf seine Weise: „Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht. Wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt immer Knecht." Der seelenkundige Lehrer des geistlichen Lebens, der uns die „Nachfolge Christi" hinterlassen hat, sagt: „Nur der fällt nicht beim Unerlaubten, der sich nicht hie und da auch beim Erlaubten Abbruch tut. Wer sich bei nichts, was erlaubt ist, einschränkt, ist dem Unerlaubten nicht fern." Da haben wir das Geheimnis des Heiligen, da haben wir das Geheimnis ihrer Heiligkeit: der Wille Gottes. Sie kennen wahrscheinlich alle das schöne Gebet:

„Herr, wie Du willst, soll mir geschehn,
und wie Du willst, so will ich gehn,
hilf Deinen Willen nur verstehn!
Herr, wann Du willst, dann ist es Zeit,
und wann Du willst, bin ich bereit,
heut und in alle Ewigkeit.
Herr, was Du willst, das nehm ich hin,
und was Du willst, ist mir Gewinn:
genug, dass ich Dein Eigen bin.
Herr, weil Du willst, so ist es gut,
und weil Du willst, so hab' ich Mut,
mein Herz in Deinen Händen ruht."

Dieses Gebet enthält unsere Entschlossenheit, den Willen Gottes zu erfüllen.

Die Heiligen waren Gebieter ihres Willens. Aber sie waren auch Werkzeuge der Gnade. Alles Heldentum ihres tapferen Willens, all' aufgebrachte Kraft ihrer Energie, alles das ist nicht allein zu preisen, sondern auch Gottes Gnade. In der Bibel wird dieses Zusammenwirken von menschlichem Willen und göttlicher Gnade immer wieder hervorgehoben, vor allem vom Apostel Paulus: „Ich vermag alles" – aber jetzt kommt der Nachsatz – „in dem, der mich stärkt." An die Gemeinde von Philippi schreibt er: „Gott ist es, der nach seinem Wohlgefallen in euch das Wollen und das Vollbringen wirkt." An die Gemeinde in Korinth schreibt er: „Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin. Und seine Gnade für mich ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe mehr gearbeitet als sie alle; doch nicht ich, sondern die Gnade Gottes in mir." Wir sehen das Gesetz, meinen lieben Freunde, das im Reiche Christi wirksam ist. „Nichts Gutes wirkt der Mensch, ohne dass Gott die Kraft verleiht, damit der Mensch es wirken könne", so sagt der heilige Augustinus. Nichts Gutes wirkt der Mensch, ohne dass Gott die Kraft verleiht, dass er es wirken könne.

Sie wissen alle, was Gnade ist: Der katholische Katechismus sagt es uns ja: „Gnade ist jede innere Gabe, die Gott uns zu unserem Heile verleiht." Wir unterscheiden die helfende und die heiligmachende Gnade. Die helfende Gnade erleuchtet unsern Verstand und stärkt unseren Willen. Die heiligmachende Gnade macht uns zu Kindern Gottes und zu Erben des Himmels, ist also das übernatürliche Leben der Seelen. Das ist die heiligmachende Gnade. Beim Tun des Guten wirken der menschliche Wille und die Gnade zusammen, damit die Handlung zustande kommt. Die Gnade schaltet den Willen nicht aus, ersetzt ihn nicht, sondern sie bewirkt, dass der Wille handelt, frei handelt. Wir handeln in der Gnade „frei". Wir tun das Gute frei in der Gnade. Genau das ist es. Gottes Sache ist es, die Gnade zu verleihen, unsere Sache ist es, die Gnade aufzunehmen und zu bewahren. Also noch einmal: Der

menschliche Wille bleibt, unter dem Einfluss der wirksamen Gnade, frei. Die Gnade ist nicht unwiderstehlich – das war der Irrtum der Jansenisten. Nein, die Gnade hebt die Freiheit des Willens nicht auf. Der Mensch kann sich dem Gnadenimpuls Gottes versagen. Es gibt eine Gnade, die wahrhaft hinreichend und doch unwirksam ist. Gott verleiht das Vermögen zum Heilsakt, aber die Verleihung bleibt, wegen des Widerstandes des Menschen, unwirksam. Da heißt es Gewissenserforschung halten, am Tag „Allerheiligen", meine lieben Freunde. Was haben wir unter dem Einfluss der Gnade getan? Haben wir die Gnade angenommen oder zurückgestoßen? Wie oft haben wir der Gnade widerstanden? Wie viele Gnadenangebote haben wir zurückgewiesen? Alle Heiligen preisen die Gnade ihres Gottes. Alle erkennen demütig, dass sie alles empfangen haben. „Hast du es aber empfangen, was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?", sagt der heilige Paulus. In ihnen ist die Gnade Gottes wirksam geworden. Ihr Festtag ist ein Hohelied auf das Walten der Gnade, aber freilich auch auf ihre Treue im Mitwirken. Für uns gilt angesichts der Tatsachen, die wir eben uns vor Augen geführt haben, das Wort des heiligen Augustinus. Als er die Heiligen betrachtete, da sagte er: „Diese haben es gekonnt, und jene. Und wenn es diese gekonnt haben, warum nicht auch ich?"

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Glaube (5)

(Das Bekenntnis des Glaubens)

03.11.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Glaube ist die Haltung, die wir gegenüber Gott einzunehmen haben: die gläubige Übergabe, das vertrauensvolle Sichschenken an den gewaltigen ewigen Gott. Mit dem christlichen Glauben ist grundsätzlich und wesentlich die Pflicht des äußeren Bekenntnisses verbunden. Der Herr sagt: „Jeden, der mich vor den Menschen bekennt, werde ich vor meinem Vater im Himmel bekennen. Und jeden, der mich vor den Menschen verleugnet, werde ich vor dem Vater im Himmel verleugnen. Wer sich meiner und meiner Worte schämt, dessen werde ich mich schämen, wenn ich komme in Herrlichkeit." In der Kirche hat niemals ein Zweifel daran bestanden, dass der Christ verpflichtet ist, seinen Glauben zu bekennen. Der Apostel Paulus schreibt: „Mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, aber mit dem Munde bekennt man zum Heile." Das Bekenntnis zu Christus ist gefordert, wenn immer die Notwendigkeit dazu drängt. Der Apostel Petrus schreibt: „Wenn einer als Christ leidet, schäme er sich nicht, sondern verherrliche Gott, verherrliche diesen Namen." Die Todesleiden der Martyrer bezeugen, dass das Bekenntnis auf dieser Erde nicht gefahrlos ist. Die Bekenner des Glaubens sind stets bedroht durch die Feinde der Religion. Aber die Martyrer haben bewiesen, dass man den Glauben und das Bekenntnis des Glaubens höher schätzen muss als irdische Vorteile ja selbst, als das irdische Leben.

Die innere Berechtigung und die innere Verpflichtung für das Gebot, zu bekennen, ergibt sich aus der Ehre Gottes. Gott wird geehrt durch das Bekenntnis zu ihm. Er ist ja die Wahrheit, und er will, dass die Wahrheit an-genommen wird und dass die Wahrheit bewahrt wird und dass die Wahrheit weitergetragen wird, weitergetragen durch das Bekenntnis des Glaubens. Die wunderbare Erbschaft, die Christus uns hinterlassen hat (der Glaube), muss bekannt werden, denn der König, dem wir gehören, ist ein König der Wahrheit. Und die Wahrheit darf nicht verborgen bleiben.

Die Kirche ist eine Einrichtung der Öffentlichkeit. Öffentlich muss also auch ihr Glaube sein. Öffentlich muss das Bekenntnis des Glaubens sein, das die Glieder der Kirche ablegen. Auch die persönliche Sittlichkeit fordert das Bekenntnis: Wer seinen Glauben furchtsam verbirgt, der versündigt sich gegen die Wahrhaftigkeit. Sektenangehörige und Abgefallene aus unserer Gemeinschaft meinen, es sei nicht notwendig, den Glauben zu bekennen, weil jeder seinen eigenen Glauben hat. Aber das ist eben nicht die Lehre der Kirche. Denn die Kirche, die einen verbindlichen Glauben für alle hat, fordert – und muss fordern –, dass der Glaube bekannt wird. Diese Pflicht, den Glauben zu bekennen, gilt immer, aber nicht für immer, d.h. nicht bei jeder Gelegenheit, sondern nur bei bestimmten Anlässen. Ein solcher Anlass ist, wenn die Ehre Gottes ein positives Bekenntnis verlangt. Wenn also durch Unterlassung des Bekenntnisses der Glaube verleugnet, Gott verunehrt und dem Nächsten Ärgernis gegeben wird. Wenn die Obrigkeit fragt, welchen Glauben man hat, muss man ihn angeben. Die Gründe für die Kundgebung können verschieden sein: Wenn eine bestimmte Pflicht zu erfüllen ist, z.B. bei der Angabe der Lohnsteuer: da muss man eintragen „rk" – römisch-katholisch. Beim Sakramentenempfang muss man den Glauben bekennen, denn die Sakramente sind Sakramente des Glaubens. Sie fordern den Glauben, und sie setzen ihn voraus. Auch das eigene Seelenheil und das geistliche und sittliche Wohl des Nächsten können ein Bekenntnis fordern. Wer den Glauben schamhaft verschweigt,

verlässt den Nächsten, lässt ihn im Stich bei einer Glaubensprobe, ist mit schuld, dass er den Glauben vielleicht verleugnet. Nachgiebiges Schweigen kann die Glaubenstreue erschüttern und kann anderen, die gefährdet sind, zum Ärgernis werden. Das Kirchengesetz gebietet das Glaubensbekenntnis bei bestimmten Gelegenheiten: etwa bei der Taufe, bei der Konversion, auch bei der Übernahme eines Amtes. Wir Priester haben mehrfach das Glaubensbekenntnis abgelegt: vor der Weihe und bei Übernahme eines Amtes. Auch wenn man zum Doktor promoviert wird – zum Doktor der Theologie –, ist das Glaubensbekenntnis abzulegen.

Keine Verleugnung des Glaubens ist es, wenn man in einer Verfolgung flieht. Der Heiland hat sich selbst verborgen, als er bedroht war. Und die Heiligen haben es uns vorgemacht, dass man sich nicht unbedingt und in jedem Falle ausliefern muss, wenn Verfolgung ist; man kann fliehen. Cyprian, der Bischof von Karthago, hat ein Beispiel gegeben: Als die Verfolgung ausbrach, floh er in die Berge. Athanasius, der Bischof von Alexandrien, ist wiederholt vor der Verfolgung ausgewichen. Das ist keine Verleugnung des Glaubens. Die Pflicht zum Bekenntnis gilt zwar immer, aber nicht für immer, also nur bei bestimmten Gelegenheiten.

Die negative Pflicht, den Glauben nicht zu verleugnen, gilt immer und für immer. Den Glauben darf man niemals, unter keinen Umständen und unter keinen Verhältnissen, verleugnen. Die Verleugnung des Glaubens kann eine unmittelbare sein, eine direkte und eine indirekte, eine mittelbare: Unmittelbar verleugnet man den Glauben durch Worte, durch Zeichen, durch Handlungen, z.B. wenn man die heiligen Bücher ausliefert – das waren die „traditores", die Auslieferer in den Zeiten der Christenverfolgung. Auch durch Wiedertaufe bei den Sekten kann man den Glauben verleugnen, denn es gibt nur eine Taufe. Der zivilrechtliche Austritt aus der Kirche kann als Glaubensverleugnung erscheinen. Ich weiß, dass es auch andere Motive geben kann, den bürgerlichen Kirchenaustritt zu erklären, aber nach außen hin ist es eine Distanzierung von der Kirche und kann bei denen, die davon erfahren, Ärgernis erregen. Eine mittelbare Verleugnung liegt dann vor, wenn irgendwelche Handlungen und Unterlassungen geschehen, die zwar nicht eine Verleugnung darstellen, aber durch die Umstände als solche erscheinen, z.B. wenn man den Besuch des Gottesdienstes unterlässt aus Furcht, aus Scham, aus Angst vor den anderen, die darüber reden. Es ist leider häufig der Fall bei Urlauben und Urlaubsreisen, dass Gläubige nicht wagen, dem Busfahrer oder der veranstaltenden Stelle zu sagen: „Bitte sorgen Sie dafür, dass ich am Sonntag eine Heilige Messe besuchen kann." Manchmal werde ich gefragt, ob es eine Verleugnung des Glaubens ist, wenn man im Gasthaus vor dem Essen – vor der Mahlzeit – nicht betet. Nun, meine lieben Freunde, man kann beten, auch ohne die Hände zu falten. Also derjenige, der nicht die Hände faltet, ist nicht unbedingt jemand, der nicht betet. Aber freilich, das Falten der Hände ist ein äußeres Zeichen dafür und kann auch auf andere ansteckend wirken oder jedenfalls erhebend. Deswegen empfiehlt es sich, auch im Beisein von Andersgläubigen die Hände zu falten, das Kreuzzeichen zu machen und zu beten.

Zur Bekenntnispflicht gehört auch die Verbindlichkeit, Gefahren für den Glauben abzuwenden. Gefahren für den Glauben entstehen durch religiösen Umgang mit Nichtglaubenden und Andersgläubigen, vor allem also im Umgang mit Protestanten. Gestatten Sie eine Vorbemerkung, meine lieben Freunde: Ich bin kein „Protestantenfresser". Die evangelischen Christen sind mir als Mitmenschen, als Mitbürger und z.T. als Mitchristen lieb und wert. Es gibt Protestanten, die mit ihrem Eifer und in ihrer Christusliebe vorbildlich sind. Das alles ist unbestritten. Aber das ändert nichts daran, dass das protestantische Religionssystem irrig ist. Es stammt aus dem Abfall, und es führt zum Abfall. Meine kritischen Bemerkungen gelten also nicht dem einzelnen evangelischen Christen, sondern dem protestantischen Religionssystem. Welche Gefahren erheben sich hier? Nun, es geht vor allem um zwei: nämlich um Religionsgespräche und um religiöse Handlungen, wie Gebete und Gottesdienste. Heute wird von „oben" her in unserer Kirche – von „oben"! her – zu Religionsgesprächen mit Nichtkatholiken ermuntert. Wer über einen Gegenstand sprechen will, muss Wissen haben über diesen Gegenstand. Wenn ich über die Elektrizität sprechen will, muss ich etwas von Physik verstehen. Wer Glaubensgespräche mit protestantischen Christen führen will, muss erst mal den katholischen Glauben in seiner Tiefe und Weite kennen, sonst vermag er die katholische Lehre weder darzustellen noch zu verteidigen. Ich frage: Wie viele katholische Christen sind so bewandert in ihrem Glauben, dass sie dies vermögen? Wer Gespräche mit evangelischen Christen führen will, muss deren Religion kennen.

Wo sind die Fachleute, die Geschichte, Lehre und Entwicklung des Protestantismus kennen? Es sind schon unter den studierten Theologen nur ganz wenige, die umfangreiche Kenntnisse über die protestantische Lehre haben – unter den Nichtstudierten sind es noch viel weniger. Wie kann man über einen Gegenstand reden, von dem man nichts versteht? Aber in Budenheim finden solche Gespräche statt. Worüber sollen wir mit den Protestanten sprechen? Über den Glauben? Wo finden wir den Glauben? Der Protestant wird sagen: „In der Bibel." Richtig. Aber in der Auslegung der Bibel gehen die Erklärer auseinander. Ich bin überzeugt: Es gibt keine einzige Stelle in der Heiligen Schrift, in deren Bedeutung sich die Exegeten (die Erklärer der Schrift) einig sind. Wenn zur Bibel nicht die Überlieferung, die Tradition kommt, ist eine Gewissheit über den Sinn, über den gültigen Sinn, der biblischen Aussagen nicht zu gewinnen. Aber die Überlieferung lehnt der Protestantismus ab! „Sola scriptura", „allein durch die Schrift", sagt er, soll der Glaube gewonnen werden. Außerdem haben die Protestanten eine andere Bibel als die Katholiken. Sie verwerfen Schriften des Alten und des Neuen Testamentes, welche die katholische Kirche als heilige Bücher annimmt. Luther lehnte vier Schriften des Neuen Testamentes ab: den Jakobusbrief, den Hebräerbrief, den 2. Petrusbrief und die Apokalypse. Im Alten Testament werden sieben Bücher abgelehnt von den Protestanten – sieben alttestamentliche Bücher: Tobias, Judith, Weisheit, Sirach, Baruch, 1 und 2 Makkabäer. Katholiken und Protestanten haben nicht dieselbe Bibel! Viele protestantische Theologen sehen in dem Verzeichnis der Heiligen Schriften gar keine Glaubensaussage, sondern etwas rein Geschichtliches, ohne jede Verbindlichkeit.

Worüber sollen wir mit den Protestanten sprechen? Über ihre Bekenntnisschriften: das Augsburger Bekenntnis, die Schmalkaldischen Artikel, die Konkordienformel, die beiden Katechismen von Luther? Kein Protestant ist an diese Schriften gebunden. Ein jeder besitzt die Freiheit, sich darüber hinwegzusetzen. Es gibt im Protestantismus kein Lehrgesetz, dem sich der einzelne Protestant beugen müsste. Ein jeder ist befugt, die Bibel in die Hand zu nehmen und aus ihr herauszulesen, was er glauben will und glauben muss. Gespräche, welche die protestantischen Bekenntnisschriften als Basis benutzen, machen eine Prämisse, die nicht trägt! Worüber sollen wir mit den Protestanten sprechen? Über die grundwesentlichen christlichen Wahrheiten, über Jesus Christus? Meine lieben Freunde, ich habe in den vergangenen Jahren dutzende, wenn nicht hunderte Bücher von evangelischen Theologen gelesen und lese sie noch heute. Es ist eine unwiderlegliche Tatsache, dass das Gros der protestantischen Theologen in Christus einen „bloßen Menschen" sieht, nicht den metaphysischen Gottessohn. Das Dogma von Chalcedon „zwei Naturen in einer Person", das Dogma von Chalcedon verfällt der Ächtung. Mit der Leugnung der Gottessohnschaft Jesu stürzt aber der christliche Gott, der dreieinige Gott, in sich zusammen. Vielleicht macht jemand den Einwand: „Es gibt doch auch gläubige evangelische Theologen." Ja, Gott sei Dank, solche gibt es, und ich kenne sie. Aber woran erkennt man sie? Wer weiß, auf was für einen Theologen er trifft, wenn er mit ihm ein Gespräch führen oder ein Gebet sprechen will? Und was gilt? Was der gläubige oder der ungläubige Theologe sagt? Was gilt? Welcher von beiden hat Recht? Dies ist zu beachten: Auch der gläubige evangelische Theologe hat nur einen kleinen Teil des Glaubens mit der katholischen Kirche gemeinsam – nur einen kleinen Teil –, weit überwiegend sind die Differenzen: Sie beginnen im Gottesbegriff und enden in der Sakramentenlehre. Und Sie erleben es ja fortwährend: Immer wieder entziehen sich führende protestantische Persönlichkeiten und Gremien dem Anspruch des Wortes Gottes. Sie geben die überzeitlichen Wahrheiten als zeitbedingt und überholt aus. Die Ökumeniker haben vier Bände mit Dokumenten angeblich wachsender Übereinstimmung herausgegeben. Ich kenne sie und besitze sie. Aber dazu ist festzustellen: Die Lehrvereinbarungen zwischen katholischen und protestantischen Gesprächspartnern vollziehen sich, in der Regel, so, dass Kompromissformeln gefunden werden, die auf beiden Seiten verschieden verstanden werden oder dass von katholischer Seite Abstriche am präzisen Lehrgehalt des verhandelten Gegenstandes gemacht werden. Unter unseren katholischen Ökumenikern sind manche Verräter! Außerdem kann sich der Protestant jeder Festlegung auf einen Glaubenssatz mit dem Argument entziehen: „Ich sehe das anders." Es gibt keine Stelle im Protestantismus, die die Protestanten verpflichten kann, eine bestimmte Aussage als verbindlich anzunehmen. Der Protestantismus hat kein autoritatives Lehramt.

Die zweite Weise, wie man mit Nichtkatholiken heute umgeht, im „Zeichen des Ökumenismus“, sind Gebete und Gottesdienst. Unaufhörlich ergeht die Aufforderung zu gemeinsamem Tun von Katholiken und Protestanten. Was sollen wir gemeinsam tun? Politisch handeln? In der Politik? Selbstverständlich, wenn es möglich ist. Aber wo ist es möglich? Die Möglichkeit richtet sich nach der gemeinsamen Überzeugung. Auf wie vielen Gebieten besteht eine solche gemeinsame Überzeugung? Denken Sie an die Abtreibung: Der katholische Christ muss sie ausnahmslos verwerfen. Der evangelische Christ erklärt: „Es kann verpflichtend sein, eine Abtreibung vorzunehmen.“ Das ist evangelische Ethik. Oder denken Sie an die Ehe: Der katholische Christ sieht sich an das Verbot der Trennung durch Christi Willen gebunden. Der evangelische Christ hat keine Einwände gegen Scheidung und Wiederverheiratung. Viele evangelische Pfarrer sind geschieden und wiederverheiratet oder leben – wie der Bundespräsident – mit einer anderen Frau zusammen, ohne geschieden zu sein. Das ist die evangelische Ethik. Denken Sie an die Homosexualität: Die katholische Kirche sieht darin – in homosexueller Betätigung – eine himmelschreiende Sünde. Der Protestantismus „segnet“ homosexuelle Partnerschaften und stellt sie neben die Ehe.

Was sollen wir gemeinsam tun, meine lieben Freunde? Beten? Religiöses Tun, wie Gebete und Gottesdienst, setzt religiöses Glauben voraus. Nur wenn der Glaube übereinstimmt, ist gemeinsames Gebet möglich. Es gilt das Prinzip: Das Gesetz des Glaubens ist das Gesetz des Betens. Man kann nur so beten, wie man glaubt. Durch falsches Beten kommt man zu einem falschen Glauben. Zu welchem Gott betet der Protestant, der belehrt worden ist, dass der dreifaltige Gott eine „Verirrung“ des theologischen Denkens ist? Zu welchem Gott betet der Protestant, der gehört hat, dass Christus ein „Mensch wie du und ich“ ist und nichts anderes?

Es ist selbstverständliche Pflicht eines jeden katholischen Christen, dem Nichtkatholiken – getauft oder ungetauft – Achtung und Nächstenliebe zu erweisen. Das ist seine heilige Pflicht. Es ist ebenso selbstverständliche Pflicht des katholischen Christen, mit dem Nichtkatholiken zum gemeinsamen Wohle zusammenzuarbeiten, wo immer dies möglich ist. Aber es ist ausgeschlossen, dass der katholische Christ seinen Glauben missachtet und sein Gewissen verletzt, um Nichtkatholiken gefällig zu sein. Es ist keine Frage, dass im Zuge der Propagierung des Ökumenismus die Gefahren, die aus dem religiösen Umgang mit Nichtkatholiken sich ergeben können und auch tatsächlich ergeben, heruntergespielt oder gänzlich übergangen werden. Die Bischöfe, die den Ökumenismus beschlossen haben, haben eine Lawine losgetreten! Und diese Lawine verschlingt zahllose katholische Christen! Die Masse der katholisch getauften Christen ist heute schon – in größerem oder geringerem Umfang – protestantisiert. Sie folgt protestantischen Vorstellungen im Glauben und protestantischen Regeln im Verhalten. Es lebt sich angenehmer im Protestantismus als im Katholizismus. Wenn jetzt der Heilige Vater eine Befragung über bestimmte dogmatische und ethische Fragen vorgesehen hat, anordnet und vielleicht auch durchführt, da kann ich nur sagen: „Diese Befragung ist überflüssig!“ Ich kann ihm schon vorher sagen, was dabei herauskommt, nämlich der weit gediehene Abfall der meisten katholischen Christen von der katholischen Glaubens- und Sittenlehre.

Ich verkenne nicht, dass hinter dem ökumenischen Bemühen viel guter Wille steht, aber noch mehr Selbsttäuschung und Illusion. Es ist mir gewissensmäßig und erkenntnismäßig nicht möglich, etwas anderes zu sagen als: „Der Ökumenismus ist eine gigantische Verirrung und eine tödliche Gefahr!“ Für den gläubigen katholischen Christen kann es kein Abgehen vom Evangelium, wie es in seiner Kirche gelehrt wird, geben. Für ihn gibt es nur die Treue in der Mahnung: „Halte, was du hast, damit dir niemand deine Krone raube!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Glaube (6)

(Das Werte der Glaubensverbreitung)

10.11.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten am vergangenen Sonntag uns Gedanken über die Bekenntnispflicht des Christen gemacht. Wir Christen sind verpflichtet, den Glauben zu bekennen, denn er ist ja nicht nur der persönliche Besitz eines jeden einzelnen, er ist eine soziale Einrichtung. Er ist bestimmt für alle Menschen. Der Glaube ist eine überpersönliche, weltumfassende Wahrheit. Diese Tatsache zeigt sich noch in größerem Maße im Missionsberuf der Kirche: im Werke der Glaubensverbreitung. Zur inneren Lebendigkeit des Glaubens gehört nicht nur der Wille, den Glauben zu bekennen, sondern auch die Entschlossenheit, am Missionswerk der Kirche – in irgendeiner Weise – sich zu beteiligen. Die positive Grundlegung der Pflicht zur Glaubensverbreitung liegt im klar ausgesprochenen Worte Jesu. Schon im Alten Bunde war die Wahrheit, die Offenbarung, für alle Völker bestimmt, und der Messias, nun in wachsender Deutlichkeit, als Herrscher eines universellen Reiches vorgestellt. Der Heiland weiß sich als der Lehrer der ganzen Menschheit. Christus ist in die Welt gesandt als wahrer Mittler zwischen Gott und den Menschen – zwischen Gott und allen Menschen. Da er Gott ist, wohnt in ihm leibhaftig die ganze Fülle der Gottheit. Als Mensch (der menschlichen Natur nach) ist er voll der Gnade und der Wahrheit, als neuer Adam, also als neuer Stammvater des ganzen Volkes, zum Haupt der erneuerten Menschheit bestimmt. Der Herr hat sein Hirtenamt für alle in Anspruch genommen, für Juden wie für Heiden. Aber vor allem hat er die Apostel beauftragt, seinen Namen bis an die Grenzen der Erde zu tragen. „Gehet hin in alle Welt und macht alle Völker zu Jüngern. Und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe." Petrus war der Erste, der Heiden in die Kirche aufnahm: den Hauptmann Cornelius. Und Paulus wurde der große Heidenmissionar, der in die Welt ging und die Ebenbürtigkeit der Berufung der Heiden mit der Berufung der Juden immer wieder deutlich hervorgehoben hat. Die Kirche fühlt sich als katholisch, d.h. über die ganze Erde verbreitete. Sie ist von Anfang an des Missionsauftrages sich gewiss geworden. Auf ihr liegt die Pflicht, den Glauben und das Heil Christi auszubreiten, und zwar aufgrund des ausdrücklichen Auftrags des Herrn und aufgrund ihrer inneren Katholizität. Die Kirche soll das allumfassende Sakrament des Heiles sein. Sie strebt danach, das Evangelium allen Menschen zu verkünden. Das Zweite Vatikanische Konzil hat das schöne Wort formuliert: „Die pilgernde Kirche ist ihrem Wesen nach missionarisch.", d.h. sie kann nicht anders, als Mission zu treiben, wenn sie sich selbst treu bleiben will. So hat die Kirche immer gehandelt und gelehrt. Nach dem Konzil sind irrige Anschauungen aufgetreten. Es wurde gesagt, von manchen Theologen, wir sollen nicht die Menschen zu Christen machen, wir sollen dafür sorgen, dass der Buddhist ein guter Buddhist wird und der Mohammedaner ein guter Mohammedaner. O welche Verirrung, meine lieben Freunde, welche Verirrung in nachkonziliarer Zeit. Was die falschen Religionen an Wahrheitskeimen enthalten, das ist in der Fülle und in der Reinheit aufbewahrt in der christlichen Kirche. In Christus ist das Heil gegründet – nicht in Buddha oder Mohammed.

Die Ehre Gottes drängt zur Kundgebung seiner Wahrheit an alle Menschen und an alle Völker. Wir sind es Gott schuldig, um seinen Namen zu verherrlichen, dass wir Mission treiben. Wir müssen für ihn und seine Anerkennung werben. Wir müssen seinen Willen durch alle Menschen erfüllen lassen. Die Menschen sollen Gott anbeten, aber nicht irgendeinen Gott, sondern den wahren lebendigen

Gott, den Christus uns verkündet hat. Die Liebe und die Dankbarkeit gegen Christus rufen uns ebenfalls auf, Mission zu treiben. Er will alle an sich ziehen, und dabei sollen wir ihm helfen. Er hat uns erlöst, er hat uns befreit, er hat uns an sich gezogen, jetzt drängt uns aber auch die Dankbarkeit, diese Gnaden anderen zu vermitteln. Die Anliegen seines Herzens müssen auch die Anliegen unserer Herzen sein. Auch die christliche Nächstenliebe ruft uns auf, den Ungetauften, den Heiden, den Namen Christi zu verkünden. Wir sind ja zur Nächstenliebe verpflichtet, und wie kann uns die Nächstenliebe entbinden von der wichtigsten Pflicht, nämlich unseren Brüdern und Schwestern das Heil in Christus zu vermitteln. Das ist ja der äußerste Gipfel der Nächstenliebe. Wir dürfen die Menschen, die den wahren Gott nicht kennen, nicht allein lassen.
Die Missionspflicht ist zunächst den Oberhirten anvertraut als Aufgabe – also den Bischöfen. Die Bischöfe sind für die Mission verantwortlich. Sie haben die heilige Pflicht, den Glauben auszubreiten. Der Bischof hat ja Teil am Wohl und Weh der Gesamtkirche. Man spricht heute viel von der „Kollegialität", also von der Verbundenheit der Bischöfe untereinander, die muss sich aber auch dann zeigen in der Anteilnahme am Missionswerk. Es ist die Pflicht eines jeden Bischofs, den Missionsgeist in seiner Diözese zu fördern und die Missionshilfe in seinem Bistum aufzubauen. Immerhin gibt es einige Priester der Diözese Mainz, die in der Mission arbeiten: in Afrika und in Lateinamerika. Die Missionsaufgabe ist aber auch eine Berufspflicht, nämlich der Missionare: also der Priester, der Brüder, der Schwestern, der Laien, die im Dienste der Mission tätig sind. Sie müssen für diesen Dienst aufgerufen, ausgebildet, ausgerüstet und ausgesandt werden. Wir haben vor allem Orden oder ordensähnliche Gemeinschaften, die ihre Mitglieder aussenden, um die Ungläubigen und die Irrgläubigen zum Glauben zu führen. Aber das allein genügt nicht. Alle Christen sollen die Mission fördern, soweit es in ihren Kräften steht und in ihren Verhältnissen möglich ist. Da ist an erster Stelle das Gebet zu nennen. Meine lieben Freunde, das Gebet bewegt einen Arm, und dieser Arm bewegt die ganze Welt. Gebetshilfe ist also nichts Nebensächliches, ist grundlegend für die Mitarbeit an der Mission. „Ich ermahne euch", schreibt Paulus an Timotheus „dass Bitten und Gebete verrichtet werden für alle Menschen. Denn dies ist gut und wohlgefällig vor Gott. Er will, dass alle Menschen das Heil erlangen und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen." Der heilige Chrysostomus schreibt einmal: „Mach es Gott nach. Wenn er wünscht, dass alle das Heil erlangen, dann wünsche auch du es! Wenn du es aber wünschst, dann bete!" Die heilige Theresia von Lisieux ist über ihren kleinen Karmel in der Normandie nicht hinausgekommen. Aber sie glühte für die Mission, und sie opferte sich für die Missionare. Ein Kenner ihrer Gedanken hat geschrieben: „Die Lehre der Theresia von Lisieux ist die missionarischste, die je nach Paulus in der Kirche aufgetreten ist." Zu der Gebetspflicht tritt der heilige Wandel. Das Licht leuchtet auch durch den Wandel der Christen. „Seid untadelig mitten unter einem verkehrten und verderbten Volke, unter dem ihr leuchtet wie die Sterne im Weltall", schreibt Paulus an die Gemeinde in Philippi. „Führet einen guten Wandel unter den Heiden, damit die Menschen, die euch als Übeltäter verleumden, eure guten Werke sehen und Gott preisen am Tage der Heimsuchung." Diese Mahnung gilt für den einzelnen, aber natürlich auch für die Völker, für die christlichen Völker. Alle Missionare, meine lieben Freunde, haben immer gesagt: „Das schlimmste Missionshindernis sind die schlechten Christen." Das schlechte Leben vieler Christen ist ein enormes Hindernis für die Mission in Afrika, in Asien, aber auch in Lateinamerika. Die Ungetauften, die in christliche Länder kommen, sollen hier das Beispiel eines christlichen Lebens vorfinden. Also sie sollen an uns lernen, wie ein Christ sich zu verhalten hat. Man kann andere Menschen nur zu dem bekehren, was man ihnen selbst vorlebt. Wer selber nicht im Lichte wandelt, kann andere nicht zum Lichte führen. Jede Weltbekehrung muss mit der Selbstbekehrung beginnen. Das Beste, was ein Mensch für den anderen tun kann, ist immer, was er für ihn „ist".

Die Mission bedarf, weiter, der tatkräftigen Unterstützung durch äußere Mittel. Geld ist nun einmal das Schmiermittel für fast jede Tätigkeit. Ohne Geld ist wenig zu machen – manchmal gar nichts. Die Apostel rühmen die Mitarbeit glaubenseifriger Männer und Frauen bei ihrer Predigt – wir kennen sie: Lukas, den Arzt, Silas, die Purpurhändlerin Lydia, Phoebe, das Ehepaar Aquila und Priscilla. Das waren die Helfer des Paulus. Die Apostel betonen auch die Pflicht, für den Unterhalt der Glaubensboten zu sorgen. „Der Herr hat verordnet, dass diejenigen, welche das Evangelium verkünden, vom Evangelium leben." Es ist bedrückend zu sehen, meine lieben Freunde, wie mit den Milliarden aus dem Erd-

ölgeschäft überall Mullahs ausgesandt und Moscheen errichtet werden. Ich las neulich, dass die Saudi-Araber Moscheen in Kasachstan bauen lassen. Unsere Missionare müssen sich oft kümmerlich durchschlagen und um das Scherflein der Witwe werben. Großzügige Spenden für die Mission sind selten. Ich kenne einen reichen Mann, der meint, seine Unterstützung für Kirche und Mission dadurch abgegolten zu haben, dass er an Weihnachten einmal einen, recht bescheidenen, Betrag hingibt. So können die Missionen nicht leben.

Die Mission ist die Aufgabe der gesamten Kirche. Sie soll das Reich Christi auf Erden erhalten und verbreiten. Wie es keinen echten Christen gibt ohne Liebe, so gibt es auch keinen echten Christen ohne missionarischen Geist. Es darf uns nicht gleichgültig sein, dass Millionen und Abermillionen Christus nicht kennen und seinen Gott, den Vater Christi, nicht verehren. Der missionarische Einsatz ist keine harmlose, gefahrlose Tätigkeit. Er verlangt Kreuzesmut und Kreuzeshoffnung, Vertrauen auf das Gebet und die Gnade. Der apostolische, der missionarische Beruf verlangt Menschen, die der Welt gekreuzigt sind und denen die Welt gekreuzigt ist, Menschen, die sich selbst verlassen, um in Christus einzugehen. Missionarisch wirken kann nur jemand, der vom Glauben durchdrungen ist. Und da der Glaube in der nachkonziliaren Zeit abgenommen hat, so haben auch die Missionare abgenommen. Denn das ist der Sieg, der die Welt überwindet: unser Glaube. Aber wie soll man siegen, wenn der Glaube schwach ist?

Mission, meine lieben Freunde, gilt es heute auch zu betreiben, in unserem Vaterlande – nicht nur in Afrika und Asien. Auf dem Katholikentag 1948 – 1948! – wurde die Parole ausgegeben: Deutschland ist Missionsland. Wir haben in unserem Lande Millionen „Neuheiden". Ganze Städte verfallen ihnen, wie z.B. Hof und Hamburg. Solche, die niemals getauft und zu Christus geführt worden sind, und solche, die ihr Taufgelöbnis zertreten und das milde Joch Christi abgeworfen haben. Sie sind uns aufgegeben. Wir schulden ihnen den Dienst der Heimholung. Der heilige Augustinus hat einst aufgerufen: „Packt mutig an, treibt herbei, schleppt an, wen immer ihr könnt. Seid gewiss, ihr führt sie zu dem, dessen Anblick sie nur beseligen kann." Dieser Aufruf gilt heute wie gestern. Christus will König sein nicht nur über die Gläubigen, die nie von ihm gewichen sind, sondern auch über die verlorenen Söhne und Töchter, die ihn verlassen haben. Sie sollen in das Vaterhaus zurückkehren, damit sie nicht vor Elend und Hunger zugrunde gehen. Wir leben in einem konfessionell gespaltenen Land. Neben katholischen Christen stehen andere, die sich zu Gemeinschaften außerhalb der Kirche Christi verbunden haben. Sie sind uns aufgegeben. Wir wollen sie nicht abwerben, wie Firmen sich gegenseitig die Kunden abjagen. Nein, wir sollen und wollen ihnen zeigen, dass uns ihre Sonderexistenz schmerzt und dass wir uns nach ihrer Vereinigung mit uns sehnen. Wir können ihnen zeigen, dass sie nichts von den christlichen Werten verlieren, wenn sie zu uns stoßen, dass sie vielmehr zur Fülle Christi kommen. Christus will König sein auch über die, die durch Irrtum und Spaltung von ihm getrennt sind. Er ruft sie zum sicheren Hort der Wahrheit und zur Einheit des Glaubens zurück, auf dass „ein Hirt und eine Herde" werde. Meine lieben Freunde, ich habe hier ein Büchlein, das ich Ihnen zeige. Der Titel des Büchleins lautet: „Warum werden wir nicht katholisch?" Das Büchlein stammt von einem evangelischen Pfarrer, der mit seiner Frau zur katholischen Kirche gefunden hat. Und jetzt ruft er seine Glaubensgenossen auf, diesem Schritt nachzufolgen. Andreas Theurer, ein württembergischer Pfarrer, hat den Weg zur Kirche gefunden, und das in diesem Büchlein niedergelegt, das in 5. Auflage erschienen ist.

Die Mission richtet sich auch auf die Kinder jenes Volkes, das einst das auserwählte war. Die Juden sollen erkennen, dass der Messias, auf den ihre Väter gewartet haben, nach dem sie ausgeschaut haben, dass dieser Messias gekommen ist, in Jesus Christus. In ihm hat sich die Sehnsucht der Jahrhunderte erfüllt. Wenn sie sich zu ihm bekehren, verraten sie nicht das Erbe der Väter, verraten sie nicht den Bund, den Gott mit ihren Vätern geschlossen hatte, sondern sie bringen ihn zur Erfüllung. „Dann überströmt sie das Blut, das einst auf sie herabgerufen wurde, als Bad der Erlösung und des Lebens." Auch hier sind in der nachkonziliaren Zeit Verirrungen aufgetreten; man solle keine Judenmission betreiben. Ja, was hat denn unser Herr zuerst getan? Er hat sich an sein eigenes Volk gewandt.

Deutschland ist Missionsland. Was können wir tun? Im Gebiet jeder Pfarrei leben Abständige, die ihren Glauben nicht praktizieren, und Abgefallene, die ihn aufgegeben haben. Sie müssen das Ziel missionarischer Arbeit sein. Man darf sie nicht aufgeben. Es genügt nicht, dass man in einem Buch

ihre Namen verzeichnet. Man muss die Abständigen zur Teilnahme am religiösen Leben und die Abgefallenen zum Wiederanschluss an die Gemeinde führen. Wir dürfen sie nicht sich selbst überlassen. Wer den Auftrag hat „Gehet hin in alle Welt!“, der darf nicht warten, bis die Welt ihn ruft. Wie geschieht das? Durch das Apostolat des Lebens – selbstverständlich –, durch das Apostolat des Beispiels – ja natürlich –, aber auch durch Ansprache, durch das Wort und die Schrift. Wenn man Abständigen und Abgefallenen dieses Buch, das ich Ihnen jetzt zeige, zuteil werden ließe, dann könnte man hoffen, dass der eine oder andere zu Christus findet. Matthias Matussek, ein ehemaliger Redakteur des „Spiegels“, hat das Buch geschrieben: „Das katholische Abenteuer“. Wer dieses Buch liest, durcharbeitet, der ist leicht geneigt, sich der Kirche wieder anzuschließen.

Zur gemeinsamen Missionierung haben sich freie gesellschaftliche Organisationen gebildet. Im Jahre 1923 entstand in Irland die „Legio Mariae“, die Legion Mariens. Als ihr Ziel wurde Selbstheiligung und Apostolat angegeben. Selbstheiligung zuerst, denn man kann nur Apostolat betreiben, wenn man sich selbst geheiligt hat – selbstverständlich. Das Apostolat sollte besonders durch persönlichen Kontakt in Hausbesuchen geschehen. Diese Vereinigung war ein hoffnungsvoller Beginn. Aber was ist daraus geworden? Menschen besuchen, Menschen religiös ansprechen, Menschen Gottes Gebote vorstellen, das ist schwierig, kostet Zeit, kann Abweisung und Beschimpfung einbringen. Und deswegen geschieht es so selten. Aber es muss geschehen! Im Gebiet jeder Pfarrei leben Ungetaufte, Heiden, Muslime. Sie sind uns aufgegeben als potentielle Glieder der Kirche. Wir dürfen uns nicht damit abfinden, dass sie Christus nicht kennen und anerkennen. Sie sollen zur heiligen Religion, zum Glauben, zur Kirche finden. Was können wir tun, um sie zu Jüngern Christi zu machen? Wir können beten, dass sie Gottes Gnade annehmen und sich von ihr zum Glauben führen lassen. Das Gebet ist das Allerwichtigste. Ich gehe – wenn ich Ihnen das verraten darf, meine lieben Freunde –, ich gehe niemals die Straße, in der ich wohne, entlang, ohne für meine Nachbarn Gebete zum Himmel zu senden: dass sie den Glauben finden, dass sie zur Kirche kommen, dass sie ihre Lethargie im Religiösen aufgeben. Wir können in Gesprächen unser Glück, Christus zu kennen, kund tun. Wir können sie einladen zum Gottesdienst, zur Predigt. Wir können ihnen Schriften in den Briefkasten werfen, die ihnen das Christentum nahebringen. Die Anwesenheit von Millionen Muslimen in Deutschland ist eine einmalige Chance, sie zu missionieren. In ihrer Heimat ist die Mission verboten, in Deutschland ist sie gefahrlos. Wird versucht, die Muslime für Christus zu gewinnen? Ich kann nicht erkennen, dass auch nur irgendwo der Ansatz gemacht wird, sie zu Christus zu führen. Warum werden nicht Männer und Frauen ausgebildet – mit dem vielen Geld, das die deutsche Kirche hat –, die den Anhänger Mohammeds das Licht des Christentums vermitteln? Haben unsere Oberhirten nicht begriffen, welche Gelegenheit sich ihnen bietet? Was werden sie antworten, wenn Christus sie beim Gericht fragt: „Was hast Du getan, um die Muslime zu Christus zu führen?“ Wir haben in Deutschland Tausende von Gemeindereferenten und Pastoralreferenten. Das Messopfer können sie nicht darbringen, und das Bußsakrament können sie nicht verwalten. Aber sie können reden! Sie können den Glauben bezeugen und verbreiten. Sie können den einzelnen ansprechen und ihn einladen zum Anschluss an die Kirche, zur Teilnahme am Gemeindeleben. Sie können die Menschen aufsuchen: Haus für Haus, Straße für Straße. Sie können auf Plätzen und Vortragssälen für die heilige Religion werben und sie verteidigen. Aber was tun diese Tausende von Gemeindereferenten und Pastoralreferenten – übrigens in Deutschland stattlich besoldet? – Sie geben sich mit denen ab, die sich ohnehin schon an die Kirche halten. Sie beschäftigen sich mit den wenigen Kirchgängern und nicht ganz selten zur Verärgerung derselben mit ihren „Gags“ und ihren Einfällen. Meine lieben Freunde, ich habe in den Jahrzehnten, in denen ich in der Priesterbildung tätig war, stets das Moment der missionarischen Seelsorge im Auge gehabt und versucht, den Priesterkandidaten Notwendigkeit und Mittel missionarischer Seelsorge nahezubringen. Ich habe ihnen gesagt: „Machen Sie Hausbesuche. Gehen sie systematisch in jedes Haus und in jede Wohnung. Allein Ihr Erscheinen ist ein Akt missionarischer Seelsorge.“ Ich habe ihnen gesagt: „Benutzen Sie die Predigt zur missionarischen Seelsorge. Bei Taufen, Trauungen, Beerdigungen hat man ein Publikum vor sich, das zum großen Teil nicht praktizierend und religionsfremd ist. Hier sind Gelegenheiten, ihnen ergreifend und packend den Glauben nahezubringen.“ Ich habe ihnen gesagt: „Bilden Sie Laienapostel aus, die zu zweit, zu zweit, in die Wohnungen gehen und die Gläubigen auffordern, zum Christentum, zur Kirche, zur Religion zurückzukehren.“ Missionarische Seelsorge, meine lieben

Freunde, ist eine Frage auf Leben und Tod für unsere Kirche. Wer nicht zugewinnt, der verliert. Wenn nicht Ersatz für die unvermeidlichen Verluste und Abgänge in unseren Gemeinden geschaffen wird, schrumpfen sie dahin. Die Budenheimer Gemeinde ist eine sterbende Gemeinde – nebenbei gesagt.

Lassen Sie, meine lieben Freunde, uns beten, wie uns die Kirche zu beten lehrt: „O Gott, Du willst, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. So sende, wir bitten Dich, Arbeiter in Deine Ernte. Lass sie voll Zuversicht Dein Wort verkünden, auf dass Deine Botschaft dahineile und in Herrlichkeit sei und alle Völker Dich, den allein wahren Gott, erkennen."

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Glaube (7)

(Sünden gegen den Glauben)

17.11.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

An den vergangenen Sonntagen haben wir uns Gedanken gemacht über den Glauben. Der Glaube ist eine so reichhaltige Wirklichkeit, dass man ihn von verschiedenen Seiten ansehen kann. Eine Definition des Glaubens gibt der Brief an die Hebräer. Im 11. Kapitel im 1. Vers heißt es: „Der Glaube ist die Überzeugung von dem, was man nicht sieht; die Zuversicht auf das, was man erhofft." Der Glaube ist sicher eine Hingabe an Gott, eine Übergabe an Christus, aber auch ein Fürwahrhalten.

In der jüngsten Zeit sind Irrlehrer aufgetreten, die das Fürwahrhalten aus dem Glauben entfernen wollen. Das ist eine schwere Verirrung. Der Glaube richtet sich auf das, was Gott in seiner Offenbarung den Menschen zur Nachachtung vermittelt hat. Die Wahrheiten des Glaubens, die uns zum Fürwahrhalten dargeboten werden, sind das Lebensgesetz des Volkes Gottes und seiner Glieder. Gegen diese Wahrheiten kann man sich verfehlen. Es gibt Sünden gegen den Glauben. Das soll das Thema unserer heutigen Überlegungen sein. Die Sünden gegen den Glauben können Unterlassungssünden oder Begehungssünden sein. Unterlassungssünden liegen vor, wenn man sich um den Glauben nicht kümmert, wenn man schuldhaft unwissend ist in Glaubensdingen, oder wenn man es unterlässt, den Glaubensakt zu erwecken, wenn es notwendig ist, z.B. beim Glaubensbekenntnis, beim Sakramentenempfang. Die Begehungssünden richten sich gegen den Glauben als Handlung und als Anlage, und zwar gegen den Glauben, wie er in Satzwahrheiten ausgedrückt wird. Man kann den Glauben verletzen durch zu wenig und durch zu viel. Wir werden gleich die Fälle, in denen der Glaube durch zu wenig verletzt wird, näher ins Auge fassen.

Zunächst einmal die Frage: Kann man auch zu viel glauben? Soweit sich der Glaube auf Gott richtet, ist ein Zuviel unmöglich. Man kann Gott nicht zu viel glauben. Aber es gibt eine Leichtgläubigkeit, d.h. eine Verfehlung in der Hinsicht, dass man für Glaubenswahrheiten hält, was keine Glaubenswahrheiten sind. Leichtgläubigkeit ist heute nicht selten. Denken Sie an die vielen Menschen, die Erscheinungen, Visionen, außergewöhnlichen Ereignissen und angeblichen Wundern nachjagen. Dieses heute oft feststellbare Haschen nach Privatoffenbarungen ist regelmäßig Leichtgläubigkeit und damit Missbrauch des Heiligen zur Sensation. Die Kirche will uns nicht bloß den Wunderglauben lehren, sie will auch dem Wunderaberglauben wehren. An dieser Stelle ein Wort zum Aberglauben. Aberglauben ist die „quasireligiöse Hinwendung" zu irgendwelchen numinosen, unpersönlichen Mächten und Kräften. Sie tritt auf in Form der Wahrsagerei, der Zauberei und des Wahnglaubens. Die Wahrsagerei hat ihre Wurzel in dem angeborenen Triebe des Menschen, die Zukunft zu enthüllen. Sie ist außerordentlich häufig. Es gibt Hunderte und Tausende, die mit diesen Lügengeweben der Wahrsagerei ihr Brot verdienen. Die Zauberei entspringt dem Verlangen nach müheloser, gottähnlicher Meisterung der Naturgewalten. Man meint sich irgendwelcher Kräfte bedienen zu können, um Wirkungen hervorzurufen, die mit natürlichen Mitteln nicht zu erreichen sind. Der Wahn oder der religiöse Wahn drückt sich aus in Erlebnissen des Auserwähltseins oder des Verfolgtseins oder des Berufenseins. Jeglicher Aberglaube ist eine Trübung des hellen Gottesglaubens. Eine Trübung des Glaubens an die Heiligkeit, die Allmacht und die Vorsehung Gottes. Oft ist er gegen den Glauben als solchen gerich-

tet. Er verführt zur Tatenlosigkeit, weil man sich eben von irgendwelchen geheimen Mächten Unterstützung oder Ersatz der eigenen Leistung erhofft. „Ihr sollt euch nicht an Zauberer wenden!“ heißt es 3. Buch Moses. Mit dem Schwinden der Religiosität breitet sich unwiderstehlich der Aberglaube aus. „Glaube, dem die Tür versagt, steigt als Aberglaub' ins Fenster. Wenn die Götter ihr verjagt, kommen die Gespenster“, hat Emanuel Geibel gedichtet.

Nun aber zu den Sünden gegen den Glauben. Die erste Sünde ist der Unglaube, also die Leugnung des Christentums als solchen, der volle Gegensatz zum christlichen Dogma: Heidentum, Judentum, Islam und die modernen atheistischen und unchristlichen Systeme. Der Unglaube ist die Sünde des alten Heidentums, das falsche Götter an die Stelle des wahren Gottes setzte. Aber auch die Sünde jener neuheidnischen Weltauffassungen, die alle Religionen und jede Gottheit leugnen, die die Welt mit Gott ineins setzen – das Universum, das All ist angeblich Gott: Pantheismus, Materialismus, absoluter Skeptizismus. Die Heiden von heute sind nicht mehr wie die Heiden vor Christus jungfräulicher Boden, der auf die Saat des Wortes Gottes wartet. Sie sind wie Schutthaufen an den Rändern der Großstadt: in sich verkehrt, verschüttet, verbogen. Auch jene religiöse Entwicklungslehre, die alle religiösen Begriffe und Dogmen dem geschichtlichen Wechsel unterwirft – wie es ja weitgehend im Protestantismus der Fall ist –, also auch diese religiöse Entwicklungslehre ist eine Preisgabe des wahren Gottesglaubens. Keine Dogmen zugestehen, die immer gelten, heißt die christliche Religion vernichten. Zum Glauben – im christlichen Sinne – gehört mindestens die Anerkennung Jesu als des absoluten Wahrheitslehrers und Gottessohnes. Deswegen ist derjenige, der die Gottheit Christi leugnet, als Ungläubiger anzusehen. Die Gottheit Christi wird geleugnet – ich sage es mit Schmerz – von vielen evangelischen Theologen; aber auch von einem katholischen, nämlich von Hans Küng. Das kirchliche Gesetzbuch bezeichnet die Ablehnung des christlichen Glaubens im Ganzen und auch die Ablehnung Christi als wahren Gottes als „Apostasie“, als Abfall. Der Glaube ist eine Gnade; der Unglaube ist eine unentschuldbare Sünde. Gott gibt jedem Menschen die hinreichende Gnade, zum Glauben zu kommen und im Glauben zu verharren. Den Glauben verliert niemand, es sei denn, er schüttelt ihn ab. Häufig – vielleicht in den meisten Fällen – ist es die Sittenlehre, die zum Abwerfen des Glaubens verführt. Wenn das Einmaleins und der Lehrsatz des Pythagoras die gleichen Forderungen an das sittliche Leben stellen würden wie die Glaubenssätze, sie würden genauso ungläubig aufgenommen werden wie diese.

Die zweite Sünde gegen den Glauben ist die Häresie. Das ist ein griechisches Wort und heißt so viel wie „Auswahl“. Häresie nennt man die nach Empfang der Taufe erfolgte beharrliche Leugnung von Wahrheiten, die kraft göttlichen und katholischen Glaubens zu glauben sind, oder auch den Zweifel an einer solchen Glaubenswahrheit. Der Sündencharakter der Häresie besteht in der Auswahl: Man wählt sich aus dem christlichen Glaubenssystem etwas aus. Man mischt die Irrlehre in den christlichen Glauben. Das ist das Merkmal der zahllosen Sekten. Sie berufen sich alle auf die Heilige Schrift, aber keine von ihnen hat die ganze Heilige Schrift. Jede dieser Sekten hat ihre Lieblingstexte, auf die sie sich stützt, und vernachlässigt die anderen. Der große Theologe Joseph Lortz – der ja bei uns in Mainz gewirkt hat –, hat ein zweibändiges Werk über die Reformation in Deutschland geschrieben. In diesem Buche untersucht er auch den Glauben Luthers. Es sagt: „Luther war kein ‚Vollhörer' der Heiligen Schrift.“ Er hat die Schrift nur in Auswahl gelesen und gelten lassen in dem, was ihm entsprach. Und anderes hat er beiseitegelassen. „Er war kein Vollhörer“, sagt Joseph Lortz. Die Kirche hat immer die Preisgabe einer Wahrheit – also eines Dogmas – als Irrlehre und Irrglaube bezeichnet. Die Heilige Schrift spricht deutlich davon: „Aus unserer Mitte sind sie hervorgegangen, aber sie gehörten nicht zu uns. Hätten sie zu uns gehört, dann wären sie bei uns geblieben. So aber sollte offenbar werden, dass sie uns nicht angehörten.“ Die Kirche hat immer mit Schmerz und mit Trauer Menschen angesehen, die bei ihr waren, die sich dann von ihr gelöst haben durch Abfall zur Sekte.

Auch der freiwillige Glaubenszweifel hebt die Tugend des Glaubens auf, denn der Glaube ist nun einmal ein festes, zweifelloses Fürwahrhalten. Vorausgesetzt für den sündhaften Zweifel ist, dass man den Widerspruch des Denkens zur objektiven Norm und Pflicht des Glaubens subjektiv erkennt. Wesentlich verschieden vom Zweifel sind Schwierigkeiten im Glauben oder Versuchungen gegen den Glauben. Schwierigkeiten im Glauben sind normal, denn der Glaube verlangt von uns die Annahme von Wahrheiten, die eben nicht auf der Straße liegen. „Tausend Schwierigkeiten“, sagt der englische

Kardinal Newman, „tausend Schwierigkeiten machen nicht einen einzigen Zweifel aus." Auch Versuchungen gegen den Glauben sind kein Glaubenszweifel. Der böse Feind weiß, wo er die Gläubigen packen muss. Und er greift sie an, indem er sie versucht. Das Erste Vatikanische Konzil hat den Satz aufgestellt, dass es „für einen Christen, der einmal den Glauben angenommen hat mit Herz und Verstand, keinen objektiven Grund geben kann, keinen gerechten Grund geben kann, den Glauben zu ändern oder in Zweifel zu ziehen." Wer zweifelt, meine lieben Freunde, der verliert. „Unsere Zweifel sind unsere Verräter", heißt es bei Shakespeare. Man fasst dieses Zweifeln gewöhnlich unter dem Namen „Skepsis". Skepsis ist die Ansicht, dass die Wahrheit unerkennbar ist; man ist skeptisch. Ein sicheres Kriterium, um eine wahre Vorstellung von einer falschen erkennbar zu machen, ein sicheres Kriterium, so sagt der Skeptiker, gibt es nicht. Aber vergessen Sie nicht, der Satz „Nichts ist mit Gewissheit erkennbar" gerät mit sich selbst in Widerspruch, denn wer diesen Satz vertritt, nimmt ja zumindest an, dass dieser Satz zutreffend ist – also die absolute Skepsis hebt sich selbst auf. Die Skepsis im Glauben macht die Seelen welk und alt. Sie weiß keine Antwort zu geben, sie bringt die Menschen um die Seligkeit des Glaubens.

Eine weitere Verfehlung ist der Indifferentismus, also die Gleichgültigkeit im Glauben. Sie kann praktisch oder theoretisch sein. Praktische Gleichgültigkeit liegt vor, wenn man träge ist in der Übung des Glaubens, im Gebet, im Besuch des Gottesdienstes. Oder auch gleichgültig gegen die Wahrheit des Glaubens, gegen die Interessen der Kirche, gegen das Heil der Seelen und die Ehre Gottes und seines Reiches. Solche Gleichgültigkeit ist – wie Sie wissen – außerordentlich häufig. Es fehlt an Lebendigkeit des Glaubens, es fehlt an Ernst gegenüber den Verpflichtungen des Glaubens. Quellen der Indifferenz (des Indifferentismus) sind religiöse Unwissenheit, Vorurteile gegen die Kirche, weltlicher Sinn, Vernachlässigung der religiösen Übungen. Die Folge ist der allmähliche Verlust des Glaubens. Der theoretische Indifferentismus besteht darin, dass man sagt „alle religiösen Bekenntnisse sind gleich wahr oder auch gleich falsch". Oder der Glaube habe für das sittliche Leben und das ewige Heil keine Bedeutung; Hauptsache dass man „etwas" glaubt. Ja, meine lieben Freunde, wozu ist denn Gott vom Himmel herabgestiegen, wenn es gleichgültig ist, was man glaubt? Der theoretische Indifferentismus steht dem völligen Unglauben nahe. Schon im Alten Bunde war die religiöse Gleichgültigkeit bekannt. Denken Sie an den Propheten Elias, der das Volk fragte: „Wie lange wollt ihr auf beiden Seiten hinken? Wer ist der wahre Gott: der Gott Israels oder Baal?". Das Christentum hat sich von Anfang an gegen Unentschiedenheit und Rückversicherung im Glauben gewehrt. „Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich", sagt der Herr. Und Paulus fragt: „Was hat das Licht mit der Finsternis zu tun? Wie verträgt sich Gottes Tempel mit Götzenbildern?" Im letzten Buch der Heiligen Schrift – in der Apokalypse – heißt es: „Ich kenne deine Werke. Du bist weder kalt noch warm. Wärest du doch kalt oder warm, aber weil du lau bist, will ich dich ausspucken aus meinem Munde!" Der Laue, das ist der Skeptiker, das ist der Indifferente. Der Apostel von Berlin, Karl Sonnenschein, hat einmal in seinen sonntäglichen Notizen geschrieben: „Was ist größere Gefahr: Sekte, Freimaurertum, Apathie? Die Apathie ist es. Wahnsinnige Gleichgültigkeit gegen die religiösen Dinge." So Karl Sonnenschein.

Die Sünde gegen den Glauben ist deswegen besonders gravierend, weil eben mit ihr das ganze Gebäude des Christen einstürzt, denn der Glaube ist die Tragkraft seines Lebens. Und deswegen heißt es bei Markus: „Wer nicht glaubt, wird verdammt werden." Und bei Johannes: „Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet." Der Apostel Paulus schreibt an die Gemeinde in Saloniki: „Alle jene werden dem Gericht verfallen, die der Wahrheit keinen Glauben schenken." Und an die Gemeinde in Korinth schreibt er: „Der Zorn Gottes kommt über die Kinder des Unglaubens." Dieser Lehre entsprechend hat die Kirche, seit ältesten Zeiten, nach außen kundgegebene Häresie und Apostasie mit dem Ausschluss aus ihrer Gnadengemeinschaft beantwortet – mit der Exkommunikation. „Einen ketzerischen Menschen weise zurecht und meide ihn, wenn du ihn zurechtgewiesen hast." „Wenn einer zu euch kommt und diese Lehre nicht bringt, nehmt ihn nicht in euer Haus auf und bietet ihm keinen Gruß."

Die innere Betrachtung der Sünde des Unglaubens zeigt ihre sittliche Verwerflichkeit. Es handelt sich ja um die Preisgabe eines göttlichen Gutes, nämlich der höchsten Wahrheit. Es wird auch die Sünde deswegen so schwer, weil sie sich abwendet von der Wahrheit und Wahrhaftigkeit Gottes. Es geht ja nicht um Menschen. Es geht beim Unglauben um Gott. Die Sünde verletzt die Autorität Gottes, die gebietende Macht des Schöpfers über die Menschenseele, und damit auch die Ehre Gottes.

Der Unglaube ist sodann eine Verfehlung gegen die wahre Selbstliebe: ein Herabsinken der Seele in Finsternis, aus der sie sich durch den Glauben erhoben hatte. Die Sünde steht auch im Gegensatz zu der kirchlichen Gemeinschaft, weil sie sich absondert. Sie zerreißt das Einheitsband der Kirche, das ja der Glaube ist. Und sie gefährdet die übernatürliche Heilswahrheit bei anderen, denn sie kann ansteckend wirken, diese Sünde, sie kann ansteckend wirken. Und deswegen hat die Kirche auch immer mit ihren Waffen gegen sie gekämpft. Sie kennen alle den Kampfbegriff gegen die Kirche, das Wort „Inquisition". Wenn es in Mainz einen Kenner der Inquisition gibt, dann bin ich das. Ich habe mich als Kirchenrechtler mit dieser Frage ausgiebig beschäftigt und habe, was mir erreichbar war, gelesen. Erst vor einigen Jahren hat Hermann Heimpel, in Göttingen, Protokolle einer Inquisition veröffentlicht – ich habe sie besprochen. Die Inquisition, meine lieben Freunde, ist aus dem Grundsatz der Einheit von Staat und Kirche entstanden. Die Feinde der Kirche galten gleichzeitig als Feinde des Staates, und darum erfolgte ihre Bestrafung durch den Staat. Es gab Irrlehren, die gemeingefährlich für Kirche und Staat waren, Irrlehren, die den Bestand von Kirche und Staat infrage stellten. Ihre Vertreter waren die Anarchisten der damaligen Zeit. Ignaz Döllinger – also der Mann, der später mit der Kirche gebrochen hat –, Ignaz Döllinger hat einmal geschrieben: „Die Katharer" – also diese Sekte, die in Südfrankreich und in Nordspanien sich ausbreitete – „die Katharer griffen Ehe, Familie und Eigentum an. Hätten sie gesiegt: ein allgemeiner Umsturz, ein Zurücksinken in die Barbarei und heidnische Zuchtlosigkeit wäre die Folge gewesen." So Ignaz Döllinger. Es war allgemeine Überzeugung, dass hartnäckige Ketzer den Tod verdienen. Wenn man über andere relativ geringfügigere Vergehen wie Zauberei oder Brandstiftung die Todesstrafe verhängte, dann erst recht über die Ketzerei. Die hartnäckige Ketzerei wurde als das schlimmste Vergehen angesehen. Und deswegen hat – man höre und staune – Kaiser Friedrich II. – Kaiser Friedrich II.! – die Gesetze gegen die Ketzer erlassen, die den Feuertod festsetzten. 1224, 1231 und 1238 hat Kaiser Friedrich die Gesetze über die Bestrafung der Ketzer erlassen. Seitdem wurde der Feuertod für den hartnäckigen Ketzer festgesetzt. Der Bestrafung ging die Untersuchung voraus. Das lateinische Wort dafür ist „inquisitio". Inquisition heißt „Untersuchung". Der sie vornahm, musste im Recht und in der Theologie bewandert sein. Deswegen wurde sie mit Vorliebe den Dominikanern übertragen, denn das war der gebildetste Orden der damaligen Zeit. Die Aufgabe der Inquisitoren war, zu untersuchen, ob jemand ein Ketzer sei. Wenn das festgestellt wurde, hat man ihn zum Widerruf zu bringen versucht. Deswegen die gelehrten Männer: Sie haben ihn mit Gründen, mit Glaubensgründen, mit Verstandesgründen, zu widerlegen versucht. Und das ist in vielen, in sehr vielen Fällen gelungen. Und die so Wiedergewonnenen wurden entlassen. Die hartnäckigen Ketzer dagegen wurden als solche verurteilt. Es gab viele Urteile, die nur auf Gefängnis lauteten, zeitweiliges Gefängnis: ein Jahr, zwei Jahre oder noch weniger. Es gab aber auch solche, die, weil sie hartnäckig und gemeingefährlich waren, der weltlichen Gewalt zur Bestrafung am Leben überwiesen wurden. Ich habe die Protokolle, die sich erhalten sind, gelesen. Sie zeigen, mit welcher Leidenschaft die kirchlichen Inquisitoren darum rangen, die Ketzer zu bekehren, und in wie vielen Fällen es ihnen auch gelungen ist. Deswegen lauteten die meisten Urteile auf Freispruch oder zeitweilige Haft. Die Übergabe an den weltlichen Arm zur Todesstrafe war selten. Die darüber verbreiteten Lügen sind keine Wahrheit. Man will hier der Kirche etwas auswischen. Die Inquisition wurde auch in protestantischen Staaten geübt. Man denke an die furchtbaren Verfolgungen der Katholiken in England. Jahrhundertelang wurden dort Menschen wegen ihres Glaubens hingerichtet, bis ins 19. Jahrhundert. Und in Irland war es ebenso und in Frankreich während der Revolution. Diese Verfolgungen haben zahlreichere und grausamere Urteile gegen die Gläubigen zu verantworten als alle Urteile der Inquisition im Mittelalter.

Meine lieben Freunde, wir wollen uns am heutigen Tage besinnen, welcher Schatz unser Glaube ist. Gott verloren, d.h. alles verloren. Ohne Gott, alles Spott. Für uns muss gelten: Erstens: Verwerfe den Irrtum, aber liebe die Irrenden. Wir müssen für unseren Glauben stehen und dürfen ihn nicht verbiegen. Aber wer ihn nicht teilt, hat Anspruch auf unsere ungeheuchelte Liebe. Die Liebe drängt uns, den Irrenden die Wahrheit zu bringen. Zweitens: Halte, was du hast. Meide die Gefahren für den Glauben. Stärke deinen Glauben, vertiefe deinen Glauben, lebe deinen Glauben, betätige deinen Glauben: im Gebet, im Gottesdienst, im Handeln aus dem Glauben. Drittens: Wache über die dir Anvertrauten. Versorge sie mit Schriften, die den Glauben aufbauen. Zeige ihnen, dass unser Glaube begründet ist,

dass die Vernunft ihm nicht widerspricht. Suche in Glaubensgesprächen die Fragen zu beantworten, die andere haben, die Schwierigkeiten zu lösen, unter denen sie leiden. Ich sage, meine lieben Freunde, mit Victor Hugo: „Zu glauben ist schwierig, nicht zu glauben ist unmöglich."

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Glaube (8)

(Gefahren für den Glauben)

24.11.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Glaube ist der kostbarste Besitz des Christen. Ihn gilt es zu hüten und zu bewahren. Dem Glauben drohen Gefahren; man muss sie kennen und ihnen begegnen. Es gibt Gefahren, die von außen, und Gefahren, die von innen kommen. Die äußeren Gefahren hat der Herr angedeutet, wenn er sagt: „Das Licht leuchtet in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht begriffen." Oder wenn Paulus erklärt: „Zieht nicht an einem Joch mit den Ungläubigen. Denn welche Gemeinschaft hat das Licht mit der Finsternis?" Die Verführung zum Unglauben, zum Nichtglauben, zum Verrat am Glauben kann von Einzelpersonen ausgehen. Es gibt glaubenslose Menschen, die es darauf anlegen, die Gläubigen im Glauben zu verunsichern und vom Glauben abzubringen. Ungläubige Menschen können eine Gefahr werden für den Glauben der Gläubigen. Im Alten wie im Neuen Testament werden immer wieder Warnungen ausgesprochen: „Mit einem zuchtlosen Menschen werde nicht vertraut", heißt es im Buche Sirach. „Wer Pech anrührt, besudelt sich. Wer mit einem Hochmütigen umgeht, nimmt selbst Hochmut an." Der Apostel Paulus gebietet – ja, das sagt er –: „Wir gebieten euch, liebe Brüder, im Namen des Herrn Jesus, euch von einem jedem Bruder fern zu halten, der ein unordentliches Leben führt und sich nicht an die Lehre hält, die ihr von uns empfangen habt." „Zieht nicht an einem Joch mit den Ungläubigen", mahnt er an anderer Stelle, „denn was haben Gerechtigkeit und Gottlosigkeit miteinander zu tun? Wie stehen Christus und Belial zusammen? Welche Gemeinschaft hat der Gläubige mit dem Ungläubigen? Wie verträgt sich der Tempel Gottes mit den Götzen?" Besonders gefährlich ist der Umgang mit unzuverlässigen kirchlichen Amtspersonen. Es gab eine Zeit – und wir Ältere haben sie erlebt –, es gab eine Zeit, in der die Christen den beauftragten Kündern des Evangeliums vertrauen konnten, denn alle vertraten die gleiche Lehre; keiner wich von der Wahrheit ab. Diese Zeit ist vergangen. Seit Jahrzehnten werden von Theologen, von katholischen Theologen, Irrlehren vorgetragen, unter das Kirchenvolk geworfen, vernimmt man Befremdliches von kirchlichen Amtspersonen. Es sind die falschen Propheten, von denen wir eben im Evangelium gehört haben. Es sind die falschen Apostel, die sich verstellen, wie auch der Satan sich verkleidet in einen Engel des Lichtes.

Nicht nur ungläubige Einzelpersonen, auch die Welt als solche ist ja, soweit wir übersehen können, von Sinnlichkeit, Habsucht, Hochmut und Unglauben erfüllt. Ihr geheimer Fürst ist der Satan. Er hat seine beflissenen Dienstmänner. Es gibt öffentliche und geheime Gesellschaften, die sich bemühen, den Glauben in anderen zu zerstören. Denken Sie an den Humanistischen Verband, die Humanistische Union, die Giordano-Bruno-Gesellschaft. Der Humanistische Verband zählt zwanzigtausend Mitglieder. In Berlin ist er der Träger des lebenskundlichen Unterrichtes in den Schulen. Diese Gesellschaften halten Veranstaltungen in der Öffentlichkeit ab, verbreiten religionsfeindliche Literatur. Erst vor wenigen Wochen trat die Giordano-Bruno-Gesellschaft in der Lotharpassage auf, und suchte dort ihr zersetzendes Gedankengut zu verbreiten – in der Lotharpassage zu Mainz. Gefahren drohen von der Literatur: Zahllose Bücher, Schriften, Flugzettel suchen den Glauben zu unterminieren. Angebliche Philosophen, wie Dawkins und Hitchens, werfen immer neue Schriften ins Volk, um die Gläubigen vom „Gotteswahn", wie sie sagen, zu befreien. In diesem Jahre feierte die katholische Martinus-

Bibliothek in Mainz ihr mehrhundertjähriges Jubiläum. Der Festredner war der Philosoph Kurt Flasch. Jetzt tritt er mit einem Buch an die Öffentlichkeit: „Warum ich kein Christ bin". Dieser Mann durfte die Festrede zum Jubiläum der katholischen Bibliothek in Mainz halten!

Gefahren drohen, wo immer man nicht denkt, auch vom Theater. Das Theater ist weithin zu einer Stätte des Religionshasses und der Kirchenfeindschaft geworden. An vielen Orten der Bundesrepublik wird das Theaterstück „Der Mann der Rose" aufgeführt: Eine einzige Hetze gegen die katholische Kirche. Der Regisseur Ulrich Seidl hat drei Filme gedreht mit dem Titel „Paradies: Glaube – Hoffnung – Liebe". Von den sexuellen Exzessen in diesem Film will ich gar nicht sprechen, aber eine Szene in dem Film „Paradies: Glaube" zeigt eine Masturbation, eine Selbstbefriedigung, mit einem Kruzifix. „Kunst" ist das, meine lieben Freunde, Kunst!

Gefahren für den Glauben gehen auch von den politischen Richtungen aus. Wir haben in Deutschland keine politische Partei, die sich für katholische Belange einsetzt. In der CDU sind katholische Ansichten nicht mehrheitsfähig. Die Linke ist grundsätzlich kirchenfeindlich, religionsfeindlich; sie ist ja die Erbin der SED. Die Grünen sind zumindest katholikenfeindlich. Die SPD zählt zwar einige aufrechte Christen in ihren Reihen – dafür seien sie bedankt – aber sie hat einen starken kirchenfeindlichen Flügel. Bei allen Gegenständen, die weltanschaulich kontrovers sind, finden Sie die SPD auf der unkirchlichen Seite. In der FDP gibt es eine starke kirchendistanzierte Fraktion, die sich immer wieder zu Wort meldet. Die gläubigen Katholiken in Deutschland haben keine politische Vertretung. Der Erzbischof von Köln hat nicht umsonst gesagt: „Ich bin politisch heimatlos."

Enorme Gefahren gehen auch aus von der öffentlichen Meinung, die mit dem kirchenfeindlichen, religionsfeindlichen oder indifferenten Geist erfüllt ist: Presse, Film, Radio, Fernsehen. Ihr Angebot an Widerchristlichem und Unchristlichem ist gewaltig. Sie haben Respekt vor Juden und Muslimen, aber sie haben keinen Respekt vor katholischen Christen. Die allermeisten Medien sind grundsätzlich nur an ungünstigen Nachrichten und Kommentaren über die Kirche interessiert. Häufig verbünden sie sich und führen regelrechte „Feldzüge" gegen die Kirche und unliebsame Kirchenvertreter. Kein Wunder: Die meisten Journalisten sind, offen oder latent, kirchenfeindlich. Die bewussten katholischen Christen sind gegenüber den Massenmedien schutzlos. Wir haben keine weitverbreitete Zeitung, die sich unserer Sache annimmt. Kein Wunder, dass vor kurzem der Präfekt der Glaubenskongregation, der Erzbischof Müller, erklärt hat, er sehe eine „aufkommende Pogromstimmung gegen die katholische Kirche". Pogrom heißt: eine von Gewalttaten begleitete Ausschreitung gegen eine bestimmte Schicht der Bevölkerung. Eine Pogromstimmung sieht er heraufziehen. Er spricht von „gezielten Diskreditierungskampagnen" gegen die katholische Kirche. In manchen Gegenden werden Geistliche – heute schon – öffentlich angepöbelt. „Es wächst eine künstlich erzeugte Stimmung, eine künstlich erzeugte Wut", so Müller, „die an Pogromstimmung erinnert."

Natürlich müssen wir, meine lieben Freunde, uns zur Wehr setzen. Die Abwehr dieser Gefahren ist eine naturgesetzliche Pflicht. Eine neue Gefahr ist in den letzten Jahrzehnten erstanden, die es früher nicht gab: das ist die Religionsmengerei. Ich möchte ausdrücklich betonen: Wir haben Achtung vor jeder religiösen Überzeugung, wer immer sie auch vertreten mag. Aber wir sind gegen Religionsmengerei. Religionsmengerei vermischt Unvereinbares. Sie verwischt die Grenzen zwischen der wahren Gottesverehrung und Ersatzkulten. Für religiöses Tun sollte der Grundsatz gelten: schiedlich – friedlich; geschieden voneinander, aber in Frieden und in Achtung voreinander. Das gleiche gilt für Religionsgespräche. Religionsgespräche sind seit Jahrhunderten gehalten worden. Sie waren stets ohne Erfolg und in der Regel zum Schaden für die katholische Sache. Die nichtkatholischen Gesprächspartner haben es leicht, die Zuhörer für sich zu gewinnen. Warum? Weil ihre Ideologie eingängig ist, weil sie leicht ist, weil sie bequem ist. Heutige Religionsgespräche leiden auch fast immer am Mangel an Kompetenz der Beteiligten. Sie kennen weder ihren eigenen Glauben noch den der anderen genügend, um darüber fachgemäß reden zu können.

Große Gefahren gehen vom gedruckten Wort aus. Der gläubige Christ ist gehalten, glaubenswidrige Schriften zu vermeiden. Ich habe nie begriffen, wie man als katholischer Christ ein Abonnement des „Spiegel" halten kann. Die Kirche hat in der Vergangenheit die Verbreitung gefährlicher Schriften zu verhindern versucht, indem sie solche verbot. Sie hat seit 1564 – also seit dem Konzil von Trient – ein Verzeichnis verbotener Bücher aufgestellt, den so genannten Index – „Index Librorum Prohibito-

rum“. Das waren Warnungstafeln, die da aufgerichtet wurden. Der Christ, der diese Bücher in die Hand bekam, wusste: Die Kirche hat hier ein Fragezeichen gesetzt. Man erhielt ohne weiteres die Erlaubnis, diese Bücher zu lesen, die so genannte Indexerlaubnis, wenn man Grund hatte, sie zu erbitten. Aber der Index war nützlich, weil er eben vor den Gefahren warnte, die – meinetwegen – vom Schrifttum von Immanuel Kant ausgehen. Seine Philosophie ist eine Verirrung. Kant war übrigens sehr katholikenfeindlich. Von ihm stammt das Wort, dass jeder Gottesdienst, also auch der, den wir halten, „Afterdienst Gottes“ ist. Er ist niemals in eine Kirche gegangen, auch nicht, als er als Rektor der Universität dazu verpflichtet war. Das ist Immanuel Kant. Der Index wurde im Jahre 1966 abgeschafft. Es gibt heute kein nachträgliches Bücherverbot mehr. Gegen die Abschaffung des Index hat sich in Deutschland nur eine einzige Stimme erhoben: Sie können sich denken, wer das gewesen ist. Seitdem sind die einzelnen Christen auf ihr eigenes Urteil in Fragen der Rechtgläubigkeit der Autoren, verwiesen, d.h. sie werden allein gelassen. Ist denn jedermann fähig, über Wert und Unwert religiöser Schriften zu urteilen? Soll ihm dabei nicht von kirchlicher Seite geholfen werden? Im kirchlichen Gesetzbuch steht: „Es ist Recht und Pflicht der Hirten der Kirche, darüber zu wachen, dass nicht durch Schriften oder Medien Glaube oder Sitten der Gläubigen Schaden nehmen können. Und so können die Hirten verlangen, dass von Gläubigen herauszugebende Schriften, die den Glauben und die Sitten berühren, ihrem Urteil unterworfen werden. Schließlich haben sie Schriften zurecht- und zurückzuweisen, die dem rechten Glauben und den Sitten schaden.“ Das sind gute und richtige Bestimmungen im Kanon 823 des Gesetzbuches, aber sie stehen nur auf dem Papier. Sie bleiben völlig unbeachtet. Unglaube und Unsittlichkeit strömen mit aller Macht auf die Gläubigen ein. Irriges lehrende Theologen können heutzutage ihre Irrtümer völlig ungehindert den Gläubigen vortragen. Die Bücher von Hans Küng, die ja doch alle einen falschen Glauben lehren, sind in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet.

Es sind äußere Gefährdungen des Glaubens, die ich eben genannt habe, aber es gibt auch innere. Eine innere Schwierigkeit hängt mit dem Wesen des Glaubens zusammen. Der Glaube ist nun einmal, wie Paulus sagt „den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit“. „Weisheit aber reden wir unter Vollkommenen.“ Tatsächlich kann das Übervernünftige im Glauben als widervernünftig ausgegeben werden. Der Irrtum kann den Schein der Wahrheit annehmen. In Wirklichkeit können Glaube und Vernunft nicht in einen Gegensatz geraten, denn sie haben beide Gott zum Ursprung, und Gott kann sich nicht selbst widersprechen. Der Schein des Widerspruches entsteht dort, wo die Glaubenslehre unrichtig ausgelegt wird oder wo irrige Meinungen für sichere Vernunftergebnisse gehalten werden. Das sind die beiden Quellen des Irrtums. Mit geduldiger Gelehrsamkeit lassen sich alle Widersprüche ausräumen.

Schwierigkeiten und Gefahren treten auch ein, wenn die Verkünder der Glaubenswahrheit sittliche oder geistige Mängel aufzuweisen haben. Es ist schlimm, meine lieben Freunde, wenn von den Seelsorgern keine kraftvolle und umfassende Verkündigung ausgeht. Gläubige klagen über Ausfall und Unterschlagung religiöser und sittlicher Gegenstände. Ich habe hier einen Zeitungsausschnitt, wo eine Dame aus Ludwigsburg, also in Württemberg, schreibt. „Welcher Priester wagt es heute noch, in der Sonntagspredigt seine Gemeinde auf die Pflicht zur Beichte und zum Besuch der sonntäglichen Eucharistiefeier hinzuweisen? Niemals höre ich in der Predigt etwas über die Sünde des unehelichen Zusammenlebens, des Ehebruchs, der Verhütung der Schwangerschaft, die massenhafte Tötung im Mutterleib, den unwürdigen Empfang der Kommunion, die Nichtbeachtung des Freitagsgebotes, die Aufforderung zum täglichen Gebet. In den Vermeldungen werden zwar die Tanzangebote in der Gemeinde angesagt, nicht aber das Rosenkranzgebet.“ So schreibt diese Dame aus Ludwigsburg. Und wir wissen, dass sie weithin Recht hat. Heute ist es dahin gekommen, dass Priester zum Ungehorsam gegen die Ordnung der Kirche aufrufen: Es gibt eine sog. „Pfarrerinitiative“, die öffentlich und vor aller Welt die Gläubigen zum Ungehorsam einlädt, und kein Bischof unternimmt etwas dagegen! Der Primas, meine lieben Freunde, der Primas der Benediktiner, der Herr Wolf, möchte das Sonntagsgebot abgeschafft sehen. – Man fasst sich an den Kopf. – Es ist schlimm, wenn Inhaber des Lehr- und des Hirtenamtes unüberlegt, unkontrolliert, unvorbereitet daherreden, wenn sie in dunklen Allgemeinheiten und zwielichtigen Zweideutigkeiten sich ergehen. Ich habe hier noch einmal einen Zeitungsausschnitt, in der eine Dame aus Unterschleißheim schreibt: „Nicht nur Erzbischof Robert Zollitsch

führt mit der Freiburger Handreichung die Seelsorge in die Irre, auch Kardinal Reinhard Marx vernebelt die Klarheit der katholischen Lehre durch seine Stellungnahme gegenüber dem Präfekten der Glaubenskongregation Erzbischof Gerhard Müller. Ja, funktioniert denn in der Kirche gar nichts mehr? Kann da jeder wursteln, wie ihm lustig ist? Ist die Lehre der Kirche für jedermann nur noch Meinungssache? Gibt es neuerdings Meinungsumfragen zur Abstimmung über katholische Lehrsätze, in denen die Mehrheit entscheidet über die künftige Pastoral?" So diese Frau aus Unterschleißheim. In diesen Tagen, meine lieben Freunde, hat der erwähnte Erzbischof von München erneut für Verwirrung gesorgt. Nach seinen Worten hat die Kirche „mit Bildern, wie denen des Fegfeuers und der Hölle, Angst vor dem Tode gemacht". „Herr Erzbischof Marx, Hölle und Fegfeuer sind keine Bilder, sondern Wirklichkeiten!" Von wenigen Gegenständen hat unser Herr und Heiland so oft gesprochen wie von der Hölle! Wer diese Wahrheiten verkündigt, macht nicht Angst vor dem Tode, sondern warnt die Christen vor dem Absturz! Was der Münchner Erzbischof treibt, ist Unterschlagung von Dogmen! In jeder Heiligen Messe – in jeder Heiligen Messe! – beten wir „Gott möge uns vor der ewigen Verdammnis bewahren". Aber der Erzbischof Marx behauptet, die Kirche habe mit Bildern wie denen des Fegfeuers und der Hölle Angst gemacht. „Herr Erzbischof Marx, im Namen der dogmengläubigen Christen, warne ich Sie und verbitte mir derartige Entgleisungen!" Eine große Gefahr für den Glauben sind schlechte Priester. Sie sind das beste Agitationsmaterial gegen Kirche und Glaube. Die Verkündiger des Glaubens, die den Glauben nicht leben, erschweren es den Menschen, zum Glauben zu finden und im Glauben zu verharren. Die Gläubigen wollen die Botschaft Christi nicht nur hören, sie wollen sie auch sehen, im Leben verwirklicht sehen. An erster Stelle sind dazu die Verkündiger des Glaubens berufen. Sie müssen leben, was sie predigen. Sie müssen bezeugen, was sie glauben. Von Priestern und Bischöfen, die durch ihren Lebenswandel Ärgernis geben, geht eine Erschütterung des Glaubens für viele aus. Wir alle wissen, dass solche Vorgänge nicht selten sind.

Zur positiven Gefahr für den Glauben kommen auch andere Erscheinungen wie eine ungenügende Kenntnis des Glaubens. Wer seinen Glauben nicht kennt, der kann leicht ein Opfer des Unglaubens werden. Ich habe es Ihnen schon oft gesagt, meine lieben Freunde, und werde nicht müde, es zu wiederholen: „Verschaffen Sie sich solide Kenntnisse in der Glaubens- und Sittenlehre." Unser Glaube ist durch Vernunftgründe vorzüglich zu erhellen und zu verteidigen. Wir sind um Argumente nicht verlegen – aber man muss sie kennen. Eine Begleiterscheinung der Glaubensschwäche und der Glaubensgefahr ist auch die mangelnde Ehrfurcht und Bescheidenheit im Denken. Wer im satten Wissensdünkel, im schattenlosen Zweifel sich aufhält, der kann leicht den Glauben verlieren. Diese Gesinnung widerstrebt dem „Kindessinn", den der Herr fordert. „Ich danke dir, Vater, dass du es den Weisen, Klugen verborgen, aber den Kleinen offenbart hast." Kindessinn, gläubige Hinnahme dessen, was Gott durch seine Kirche uns vorträgt, das ist gefordert, um den Glauben festzuhalten.

Eine letzte Gefahr für den Glauben ist auch der Weltsinn, ist das sittliche Versagen. Viele Menschen lehnen das christliche Credo ab, weil sie die Zehn Gebote nicht annehmen wollen. Den irdisch gesinnten Menschen fehlt die geistige Empfänglichkeit für das ewig Göttliche. „Der fleischliche Mensch fasst nicht, was des Geistes Gottes ist", schreibt Paulus den Korinthern. Der fleischliche Mensch fasst nicht, was des Geistes Gottes ist. Er scheut zurück, vor der Höhe der sittlichen Verantwortung, die ihm der Glaube auferlegt. „Wer Böses tut, hasst das Licht und kommt nicht ans Licht, damit seine Werke nicht offenbar werden." Meine lieben Freunde, die zuverlässigen katholischen Christen in Deutschland sind von Feinden umringt. Sie möchten den Glauben ersticken, die Kirche vernichten, den Klerus ausrotten. Ich glaube nicht, dass die Gefahr für den Glauben in zweitausend Jahren Kirchengeschichte jemals so gigantisch war wie heute. Wir sind gefordert wie die Christen der Katakombenkirche. Die innere Gewissheit, in der Wahrheit zu sein, darf nicht schwach werden. Wir gehören ja zu dem, meine lieben Freunde, der gesagt hat: „In der Welt habt ihr Bedrängnis, aber seid getrost, ICH habe ich Welt überwunden."

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gottes Nähe

01.12.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Weltenlauf wird nicht so endlos weitergehen wie jetzt. In einer Katastrophe nie geahnter Ausdehnung und Schrecklichkeit wird das Ende dieser Welt hereinbrechen. Das Weltall wird erschüttert werden. Sonne, Mond und Sterne, die scheinbar so fest am Firmament verankert sind, werden ihre Festigkeit verlieren und abstürzen. Heute wissen wir von astronomischen Erscheinungen wie den Meteoren. Kosmische Kleinkörper sind das, die in die Erdatmosphäre eindringen und eine Leuchterscheinung hervorrufen. In Arizona, einem Staate der USA, findet sich die Einschlagstelle oder besser der Einschlagtrichter eines Meteoriten, der in prähistorischer Zeit niederging. Der mittlere Durchmesser des Kraters beträgt 1200 m, die heutige Tiefe 170 m. Schätzungen ergeben einen Meteoriten von etwa 30 m Durchmesser und einem Gewicht von 15.000 t und eine Geschwindigkeit von 15 km/s. Das sind Tatsachen. Und diese Tatsachen können uns eine schwache Ahnung von dem geben, was am Ende der Tage eintreten wird. Dieses Phänomen in Arizona ist ein Kinderspiel gegenüber dem, was wir zu erwarten haben. Auch das Meer wird in Aufruhr geraten. Wir wissen aus den Erlebnissen, die zu unserer Zeit geschehen sind, welche Schrecken das Meer verbreiten kann. Wir haben gehört von Tsunamis: Oberflächenwellen des Meeres, die durch unterirdische Seebeben und Vulkanausbrüche erzeugt werden. Diese Tsunamis breiten sich ringförmig mit 700 km/h vom Herde aus und können einen ganzen Ozean, ja manchmal sogar mehrere Ozeane, durcheilen. An den Küsten können die Tsunamis Wellen bis 35 m Höhe auftürmen. Wir haben erlebt, welchen Schaden, welche Verheerungen Tsunamis in den Ländern Thailand und Indien angerichtet haben. Jetzt ist ein Taifun über die Philippinen hinweggegangen und hat Tausende von Menschen getötet, Hunderttausende obdachlos gemacht und das Land zerstört. Und das ist nur ein Kinderspiel gegenüber dem, was sich in der Endzeit zutragen wird. In dieser Zeit wird das Tosen und Wogen des Meeres die Völker in Angst und Bestürzung setzen. In Angst und Bestürzung sind sie jetzt schon durch das Ansteigen des Meeresspiegels. Ich habe gelesen, dass die Bewohner auf manchen Inseln ihre Wohnungen von der Küste wegverlegen in höher gelegene Teile. Und es gibt Inseln im Indischen Ozean, deren Bewohner daran denken, die Insel aufzugeben und sich nach Indien zu begeben, da sie fürchten, dass ihre Eilande verschlungen werden von den Wassermassen. Und das ist nur ein Kinderspiel gegenüber dem, was wir in der Endzeit zu erwarten haben. „Die Menschen werden vergehen", so sagt das Evangelium, „vor angstvoller Erwartung der Dinge, die über den Erdkreis kommen werden." Die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Der Aufruhr der Natur wird nicht aus eigenen Kräften erfolgen, sondern auf Befehl ihres Schöpfers. Schon während des irdischen Wandels hat sich ja Christus als „Herr über die Natur" erwiesen. Er gebot dem Orkan und dem Seebeben im See Genezareth. Die Menschen fragten fassungslos: „Was ist denn das für einer, dass ihn sogar der Wind und die Wellen gehorchen?" Jetzt, am Ende der Tage, gebietet er der gesamten Schöpfung. Sein machtvolles Wort erschüttert Himmel und Erde.

Dieses Ereignis leitet die Wiederkunft Christi ein. In dem Augenblick, in dem auf Erden die Menschen von Entsetzen erfüllt werden über die ungeheuren Ereignisse, deren Zeugen sie sein sollen, wird der Menschensohn erscheinen. Er kommt aus der himmlischen Welt, in der er seit seiner Himmelfahrt geweilt hat. Er kommt auf einer Wolke – die Wolke ist immer das Zeichen der Gegenwart

Gottes. Er offenbart sich mit himmlischem Lichtglanz als ein himmlisches Wesen. Er wird kommen, wie es der Prophet Daniel vorhergesagt hatte, wie Jesus selbst es seinen jüdischen Richtern angekündigt hatte und wie die Engel den Jüngern bei der Himmelfahrt Jesu sagten: „Dieser Jesus, den ihr habt auffahren sehen, der wird so wiederkommen, wie ihr ihn habt auffahren sehen." Er wird kommen mit großer Macht und Herrlichkeit, anders, als das erste Mal. Damals, in jener Nacht, in Bethlehem, da betrat er die Erde in Schwachheit und Verborgenheit. Und so ging sein ganzes irdisches Leben weiter. „Ist das nicht der Zimmermannssohn?", sagten sie zum Herrn der Welt. Kann denn aus Nazareth etwas Gutes kommen? – denn da kommt er ja her. Das war sein erstes Kommen. Bei seiner Wiederkunft wird er auftreten mit Kraft und Glanz. Dann wird sich zeigen was er immer war, auch, als er wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wurde, nämlich der Herr der Welt. Alle werden ihn sehen: Freunde und Feinde, Anhänger und Gegner, Gläubige und Ungläubige, jene, die ihn geehrt und angebetet haben, aber auch diese, die ihn ignoriert und geschmäht haben: die Skeptiker, die Agnostiker, die Atheisten. „Schauen wird ihn jedes Auge, auch die, die ihn durchbohrt haben", sagt der Apokalyptiker Johannes. Alle werden ihn sehen, denn er ist dann unübersehbar. Dann verstummt die höhnende Frage, die uns immer entgegengehalten wird: „Wo ist denn euer Gott?" Lange Zeit wurden Wahrheit und Anspruch des Herrentums und der Herrschaft Gottes durch die Menschen in Ungerechtigkeit niedergehalten. Nun aber, bei seiner Wiederkunft, triumphieren die Wahrheit und die Gerechtigkeit Gottes.

Seine Macht wird sich zeigen in seiner Begleitschaft. Es sind die Engel, die mit ihm kommen und die er aussendet, um seine Auserwählten zu sammeln. Er ist ja der Herr der Engel. Der Engel sind ungezählte Scharen. Der Apokalyptiker Johannes spricht von „zehn-tausend mal zehntausend Engeln, die um den Thron Gottes stehen", also unzählbare Mengen von Engeln. Der wiederkommende Herr wird so viele Engel aufbieten, wie es ihm erforderlich scheint für die Aufgabe, die er ihnen zugedacht hat. Denn der Herr kommt, um Gericht zu halten. Er kommt, um einem jeden zu vergelten nach seinen Werken. Dann setzt sich endlich die Gerechtigkeit durch. Dann wird endlich das Unrecht bestraft und die Tugend belohnt. Und dadurch entsteht die große Scheidung zwischen den Menschen. Der Herr sagt uns: „Wenn dies zu geschehen anfängt, dann richtet euch auf und erhebt eure Häupter, denn eure Erlösung naht." Die Christen, die bisher von ihrer Umgebung, von den Parteien, von der Gesellschaft, vom Staat niedergedrückt wurden, als eine „quantité négligeable" angesehen wurden, über die man hinweggehen kann, diese Christen werden aufgefordert, sich hoffnungsvoll aufzurichten. Die nämlichen Ereignisse, welche die Menschen in Schrecken und Angst versetzen, sollen ihnen die Anzeichen sein, dass die Stunde ihrer Erlösung, d.h. das Ende aller Drangsal und Verfolgung gekommen ist. Der Tag der Wiederkunft bringt den Feinden Christi das Gericht und seinen Anhängern die Erlösung. Und deswegen sagt der Apokalyptiker Johannes: „Selig, die ihre Kleider im Blute des Lammes gewaschen haben. Sie erhalten das Anrecht auf den Baum des Lebens, und sie gehen ein durch das Tor des Lebens, in die Stadt Gottes." Draußen bleiben die Hunde und die Zauberer, die Unzüchtigen und die Götzendiener, die Mörder und die notorischen Lügner.

Der Herr hat, wenn er kommt, die Absicht, das Reich Gottes aufzurichten. Dann kommt das Reich, um dessen Kommen wir jeden Tag gebetet haben: „dein Reich komme". Die Kirche ist ja die Gemeinschaft derer, die das Reich Gottes erwarten und ersehnen. Lange hat die Kirche um das Kommen dieses Reiches gefleht, aber jetzt, wenn der Herr kommt, ist es da. Es ist ein Reich eigener Art. Wir kennen die Reiche der Erde: Alexander der Große hat ein riesiges Reich errichtet, das von Griechenland bis nach Indien reichte. Wir kennen das „Imperium Romanum", das Römische Reich deutscher Nation. Wir kennen das britische Weltreich, und wir stehen staunend vor dem chinesischen Reich, das sich ja immer mehr zu einer Weltmacht entwickelt. Alle diese Reiche sind durch Kampf und Macht entstanden. Sie wurden mit Waffen und Kriegen zusammengefügt, und nur mit Gewalt konnten sie erhalten werden. Das Reich Gottes, das am Ende der Tage kommt, ist von anderer Art. Es ist ein Reich der Wahrheit und des Lebens, ein Reich der Heiligkeit und der Gnade, ein Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens. Das Reich Gottes ist die endgültige Gestalt der Offenbarungs- und Heilswege Gottes, das Ende aller Dinge und aller Geschichte, der Zustand, in dem Gott alles in allem ist. In dem Reiche Gottes sind die Würde, der Vollzug und der Bereich des Herrentums und der Herrschaft Gottes uneingeschränkt und ohne Gegenmacht vollendet. Dann wird sich zeigen, dass Christus der Herr über Mächte und Gewalten ist, dass ihm alle Gewalt im Himmel und auf Erden

gegeben ist, dass er der Grund, das Haupt und das Ziel der Schöpfung ist. Was die Menschen immer ersehnt haben und wovon sie geträumt haben, das wird dann Wirklichkeit werden. Die Menschen suchen den Frieden, das Glück, die Erfüllung. Sie suchen die Freiheit von Streit, Schmerz und Mangel. Sie wollen ledig sein der Versuchung, der Anfechtungen, des Zweifels. Diese Sehnsucht wird im Reiche Gottes erfüllt. Alle werden die laute Stimme hören, die im Himmel ruft: „Jetzt ist gekommen das Heil und die Kraft und das Reich unseres Gottes und die Macht seines Gesalbten."

Nun muss ich hier etwas einschieben, meine lieben Freunde, was geeignet ist, manche – vor allem Theologiestudenten – in Unsicherheit zu versetzen. Es gibt nämlich Erklärer der Heiligen Schrift – vor allem im protestantischen Bereich –, die ihre Hörer verwirren, und zwar mit der Interpretation der so genannten „Naherwartung". Naherwartung, was ist damit gemeint? Sie sagen folgendes: Jesus verkündet, dass das Gottesreich nahegekommen ist. Er kündigt an, dass das Kommen des Menschensohnes bald erfolgen könne. Aber das Reich Gottes, der Menschensohn ist nicht gekommen. Jesus hat sich geirrt. Und die junge Christenheit ist in denselben Irrtum verfallen. Diese Interpretation der Naherwartung ist irrig. Denn Jesu Naherwartung ist eine „Stetserwartung". Er weiß, dass Gott das Werk des Heiles vollenden wird, das ist gewiss. Aber ungewiss ist der Zeitpunkt, den Gott für die Vollendung bestimmt hat, deswegen muss damit in jedem Augenblick gerechnet werden. Was jederzeit eintreten kann, ist immer nahe. Ob im 1. Jahrhundert nach Christus oder im Jahre 2000 nach Christus: Jesus hat sich nicht getäuscht, die Urgemeinde ist nicht einem Irrtum erlegen, sondern Jesus und die Urgemeinde haben die Entschlossenheit des himmlischen Vaters, das begonnene Werk des Heiles zu vollenden, ernst genommen. Genau das haben sie getan: Sie haben Gott ernst genommen. Sie haben, wie es die Verheißung Gottes fordert, mit ihrem Eintreten gerechnet. Hätten sie es nicht getan, wären sie ungläubig gewesen. Der heilige Papst Leo I. regierte von 440 bis 461, also im 5. Jahrhundert. Er war der Meinung, der Zeitpunkt der Wiederkunft Christi sei nahe. Er hat sich nicht getäuscht. Er besaß nur ein lebendiges Bewusstsein, dass der Herr seine Vorhersage erfüllen werde. Und das hätte ja zu seiner Zeit geschehen können, wenn der himmlische Vater es so angeordnet hätte. Der heilige Papst Gregor I. regierte die Kirche von 590 bis 604. Auch er rechnete damit, dass die Wiederkunft Christi bevorstehe. Wir haben im Brevier, heute Nacht, eine Lesung von ihm vorgetragen bekommen, wo er auf kriegerische Ereignisse, Pestepidemien, Erdbeben verweist und sie als Vorzeichen der Endzeit ansieht. „Aus der Veränderung der Luft", sagt er „kann man schließen, dass die Wiederkunft Christi bald erfolgen wird." Der Papst hat sich nicht getäuscht. Er war sich nur gewiss, dass der Herr zu seiner Ankündigung steht und dass er – gewissermaßen – nur den Einsatzbefehl des himmlischen Vaters abwartet. Meine lieben Freunde, wenn wir an das Ende der Tage, an das Ende der Welt und an die Wiederkunft Christi glauben, folgen wir nicht Märchen oder Legenden. Nein, wir wissen, dass Gott zu dem steht, was er gelehrt und befohlen hat. „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen." An uns ist es, den früheren Generationen gleich zu tun, die in allem Ernst die Wiederkunft Christi erwartet haben. Wir müssen darauf gefasst sein, dass Christus wiederkommt zu unseren Lebzeiten. Wir wissen weder den Tag noch die Stunde. Aber wir wissen, dass die endzeitlichen Ereignisse mit Gewissheit hereinbrechen werden. An uns ist es, wachsam zu sein und bereit. Mangelnde Wachsamkeit, mangelnde Bereitschaft riskiert den Verlust des Heiles. Der Herr warnt uns: „Ich sage euch: In jener Nacht (in der Nacht der Wiederkunft), in jener Nacht werden zwei auf einem Lager sein; der eine wird hinweggenommen, der andere zurückgelassen. In jener Nacht werden zwei zusammen mahlen (an einer Mühle); die eine wird hinweggenommen, die andere wird zurückgelassen. Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Johannes, der Vorläufer des Herrn

08.12.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jesus hat seine messianische Tätigkeit erst aufgenommen, als Johannes der Täufer verhaftet und im Gefängnis war. Dort vernimmt Johannes die Kunde von dem Wirken Jesu, von seiner Predigt, von seinen Wundertaten. Aber er ist sich nicht sicher, ob es der ist, den er verkündigen soll, oder ob ein anderer kommt. „Bist du es, den wir erwarten, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ Bist du der Kommende oder bist du es nicht? Warum ist Johannes unsicher? Der Messias entspricht nicht dem Bilde, das er von dem Messias hatte. Er hat ja den Messias als einen vorgestellt, der mit heiligem Geist und mit Feuer taufen wird. Der die Wurfschaufel in die Hand nimmt, um die Spreu auszufegen aus der Tenne. „Den Weizen wird er sammeln in die Scheuer, und die Spreu verbrennen in unauslöschlichem Feuer.“ Das Bild, das Johannes vom Messias hatte, entsprach nicht der Wirklichkeit des Auftretens Jesu. Und deswegen ist er unsicher. „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ Johannes der Täufer unterschied nicht zwischen dem ersten Kommen des Messias und dem zweiten Kommen. Beim ersten Kommen war er das „Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt“. Beim zweiten Kommen wird er der Weltenrichter sein, vor dem selbst die zittern werden, die ihn durchbohrt haben. Und deswegen der Zweifel im Herzen des Johannes.

Und was antwortet Jesus? Er sagt nicht: „Ich bin der Messias“, er verweist auf seine Werke: Blinde sehen, Lahme gehen, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird die Heilsbotschaft verkündet. Das sind Taten, wie sie vom Messias erwartet wurden. Diese Weise des Auftretens hat der Prophet Isaias vorausverkündet. In seinem Buche heißt es: „Gott selbst wird kommen, euch zu erlösen. Dann öffnen sich die Augen der Blinden, dann tun sich auf die Ohren der Tauben. Wie der Hirsch wird der Lahme dann springen, die Zunge des Stummen wird gelöst.“ Genauso, wie es vorherverkündet war, tritt der Messias auf. Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote werden auferweckt und Armen wird die Frohbotschaft verkündet. Daraus kann Johannes entnehmen, wer Er ist. Dass Jesus nicht frank und frei sagt: „Ich bin der Messias“, hat seinen Grund in dem Messiasgeheimnis. Er will nicht die politisch nationale Messiaserwartung des Volkes auf sich ziehen. Er ist ein anderer Messias, als das Volk erwartet. Er ist der Messias des Heiles, nicht der Messias der Politik. Das ist ja eine Schwierigkeit, meine lieben Freunde, die auch diejenigen, die wissen, dass Christus als der Heilsbringer gekommen ist, noch heute haben. Dass sie sich fragen: „Ja, muss Gott, kann Gott, will Gott das alles aushalten, was heute auf dieser Welt geschieht? Dieser Aufstand gegen ihn, diese Rebellion, diese Verunglimpfung seines heiligen Namens, diese aufmüpfigen Kleriker, die gegen den Heiligen Vater und das Gesetz der Kirche aufstehen! Der Herr zu Eltz und ähnliche Leute! Sieht Gott dem allem zu?“ Wir können Gott keine Vorschriften machen, wie und wann er handeln soll, meine lieben Freunde. Wir können ihn bitten, wir können flehen, wir können dringend zu ihm rufen, aber wir können ihn nicht zwingen. Er hat seine Stunden, in denen er handelt, und da heißt es warten und ausharren.

Jesus hat dem Täufer eine Warnung gegeben als er ihm erklärte, wie er auftritt; da hat er gesagt: „Selig, wer sich an mir nicht ärgert.“ Das ist eine Warnung. Auch Johannes ist darauf verwiesen, den Weg des Glaubens zu gehen, den die Jünger und das ganze Volk gehen müssen. Er darf keinen Anstoß nehmen an der Weise, wie der Messias auftritt. „Selig, wer an mir keinen Anstoß nimmt.“

Dann hat der Herr drei Reden über Johannes den Täufer geführt. In drei Reden spricht er über den Täufer. Zuerst richtet er drei Fragen an das Volk: „ Wozu seid ihr in die Wüste gegangen? Was wolltet ihr da sehen? Ein Schilfrohr, das vom Wind hin und her getrieben wird?“ Genau das Gegenteil ist der Fall. Das ist kein Schilfrohr, das ist eine Säule, dieser Täufer, der seinem Landesherren vorhält: „Es ist dir nicht erlaubt, die Frau deines Bruders zu haben.“ „Was wolltet ihr da sehen? Einen Menschen in weichlichen Kleidern?“ Die sind in den Palästen der Könige. Das ist ein Asket, der sich von wildem Honig und Heuschrecken nährt. „Was seid ihr hinausgegangen? Was wolltet ihr da sehen? Einen Propheten?“ Ja! Mehr als einen Propheten! Er ist der letzte der Propheten, er ist der Bote, der vor dem Messias vorhergeht, wie es der Prophet Malachias angekündigt hatte. „Siehe, ich sende einen Boten vor dir her, der dir den Weg bereiteten soll.“ Das ist das Geheimnis des Johannes. Er ist der letzte und der höchste der Propheten, der Wegbereiter des Messias. Allerdings macht der Herr noch eine Einschränkung. Er sagt nämlich: „Unter den Weibgeborenen ist kein Größerer als Johannes der Täufer, aber der Kleinste im Himmelreich ist größer als er.“ Johannes gehört noch der alten Heilsordnung an. Er steht noch nicht im Reiche Gottes, das Christus verkündet. Und deswegen ist der Kleinste im Reiche Christi, im Reiche Gottes, größer als er. Die neue Ordnung übertrifft bei weitem die alte.

An zweiter Stelle spricht der Herr über den Platz, den Johannes in der Heilsgeschichte annimmt. Von den Tagen Johannes des Täufers bis heute bricht das Himmelreich mit Gewalt sich Bahn, und Gewalttäter reißen es an sich. Denn alle Propheten und das Gesetz, bis auf Johannes, haben geweissagt: „Und wenn ihr es annehmen wollt: Er ist Elias, der kommen soll. Wer Ohren hat, der höre!“ Das Himmelreich, das Jesus bringt, das in seiner Verkündigung, in seinen Heilswirkungen, in seinen Dämonenaustreibungen schon da ist, das Himmelreich bricht sich jetzt mit Gewalt Bahn. Und Gewalttäter reißen es an sich, d.h. nur diejenigen, die bereit sind, sich gegen sich selbst zu wenden, die bereit sind, sich zu überwinden und ihre verbrauchten Vorstellungen hinter sich zu lassen, nur die können das Himmelreich gewinnen. Johannes ist ein „Schwellenmann“, er steht an der Schwelle vom Alten zum Neuen Bunde. Er ist der letzte der Propheten des Alten Bundes, aber doch gleichzeitig auch der, der das Kommen des Gottesreiches vorbereitet, und insofern gehört er auch mit seiner Verkündigung dem Neuen Bunde an. Denn die Kräfte des Neuen Bundes sind ja in Christus schon wirksam. Johannes ist der Elias, der kommen soll. Das hatte nämlich der Prophet Malachias vorausgesagt, dass bevor Gott kommt, um sein Volk zu heilen, er den Propheten Elias vorausschicken werde. Nun war Johannes gewiss nicht in der Person des Elias, aber er war in der Rolle des Elias, nämlich als derjenige, der das Volk aufrütteln und zur Buße, zur Bekehrung führen soll. In Johannes ist tatsächlich Elias erschienen.

An einer dritten Stelle spricht der Herr noch einmal von Johannes. „Wem soll ich dieses Geschlecht (die Zeitgenossen) vergleichen? Kindern gleicht es, die auf dem Markplatz sitzen und den anderen zurufen: Wir haben etwas vorgeblasen und ihr habt nicht getanzt. Wir haben Klagelieder angestimmt und ihr habt nicht an die Brust geschlagen. Denn es kam Johannes, er aß nicht und trank nicht, da sagten sie: Er hat einen Dämon. Es kam der Menschensohn – also er selbst – er aß und trank, da sagten sie: Seht den Fresser und Weinsäufer, den Freund der Zöllner und Sünder.“ Jawohl, so hat man unseren Heiland genannt: den Fresser und Weinsäufer, den Freund der Zöllner und Sünder. „Und doch ist die Weisheit aus ihren Werken gerechtfertigt worden.“ Das ist ein sehr merkwürdiger Text. Was bedeutet er? Er ist ein vernichtendes Urteil über das jüdische Volk. Dieses Volk gleicht launischen Kindern, die Vorschläge machen, die aber nicht angenommen werden. Und Gott hat in zweifacher Weise zu ihnen gesprochen: in dem Bußwort des Johannes und in dem Heilswort Jesu, in der strengen Lebensweise des Johannes und in der lockeren Lebensweise des Heilands, aber keiner war ihnen genehm. Keiner hat diesem Volke gefallen. Deswegen wird die Weisheit gerechtfertigt: Gott lässt sich durch solche launischen Menschen, wie es das jüdische Volk in seiner Masse ist, nicht um seinen Heilsplan bringen. Die Weisheit ist gerechtfertigt.

Meine lieben Freunde, Johannes der Täufer sagt das Gericht an, das der Messias halten wird. Aber er unterscheidet nicht zwischen dem ersten und dem zweiten Kommen Jesu. Das erste Mal kommt er zur Erlösung, das zweite Mal zum Endgericht. Aber freilich, auch bei dem Angebot der Erlösung vollzieht sich eine Scheidung. Sie geschieht in der Stellung zu Jesus, dem Gesandten des himmlischen Vaters. „Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet.“ Der

Herr hat mit diesen Worten auch die Funktion des Johannes dem Volke klargemacht. Er ist derjenige, der auch jetzt schon das vorläufige Gericht ansagt, das erst mit dem endgültigen abgeschlossen sein wird. Jetzt ist die Stunde des Heiles, jetzt ist die Stunde der Gnade, jetzt, durch die Predigt des Täufers, durch seinen Bußruf, sind die Menschen aufgerufen, sich zu bekehren. Meine lieben Freunde, es gibt Gnadenstunden, die nicht wiederkehren. Es gibt Stunden, in denen Gott anklopft und auf das Öffnen des Menschen wartet. Wehe dem, der dieses Klopfen überhört!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Rufer in der Wüste

15.12.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Nur Weniges hat Johannes gepredigt, aber was er gesagt hat, das ist durchschlagend. Er ist der eigentliche Adventsprediger. Und seine Predigt hat in der Zeit seines Wirkens die Volksmassen aufgerührt. Zahlreiche Menschen strömten hinzu; eine eigene Bewegung entstand, die sich an seinen Bußruf knüpfte. Diese Bewegung machte die jüdische Obrigkeit in Jerusalem aufmerksam. Sie war ja immer darauf bedacht, nichts zuzulassen, was die Römer ärgern und zu einem Eingreifen veranlassen konnte. Sie waren darauf bedacht, dass die Ruhe im Lande erhalten blieb. Und diese Bewegung des Johannes nahm deswegen für sie so bedrohlichen Charakter an, weil es eine messianische Bewegung schien. Die Menschen hielten Johannes für den Messias, für den gekommenen Heilsbringer. Und diese Bewegung konnte so leicht ins Politische abgleiten. Es konnte ein Aufstand – wie es ja mehrfach der Fall gewesen ist –, es konnte ein Aufstand sich ereignen. Dagegen mussten sie sich zur Wehr setzen. Und deswegen schickten sie eine Gesandtschaft zu Johannes dem Täufer, um ihn zu befragen über seine Verkündigung und seinen Auftrag: „Wer bist du?“ Johannes gab gleich die entscheidende Antwort: „Ich bin nicht der Christus.“ Also er lehnt es ab, die Rolle des Messias auf sich selbst anzuwenden. Damit gaben sich die Frager nicht zufrieden: „Wer bist du dann? Bist du der Elias?“ Es bestand nämlich im Volke Israel die Überzeugung, dass dem Ankommen des Messias der Prophet Elias vorausgehen würde. Elias würde kommen, um das Volk zur Buße zu führen, um dann eben den Messias entsprechend aufnehmen zu können. Diese Erwartung stützte sich auf den Propheten Malachias. Der Prophet Malachias hatte verkündet, dass der Elias der Vorläufer des Messias sein werde. Jesus selbst sah in Johannes den wiedergekommenen Elias. Johannes lehnte es ab: „Ich bin nicht Elias.“ Ja, ist das nicht ein Widerspruch? Jesus sieht in ihm den Elias, und er lehnt es ab zu sagen, „ich bin der Elias“. Der Widerspruch ist nur scheinbar. Jesus will sagen: Johannes hat die Gestalt, die Rolle des Elias übernommen, nämlich das Volk zur Buße zu führen. Und Johannes selbst lehnt es ab: Ich bin nicht die Person des Elias; die Rolle des Elias, die hat er willig gespielt. Also kein Widerspruch, sondern eine Tatsache: Johannes ist in der Figur des Elias aufgetreten, um Gott ein bereitetes Volk zu schaffen. Aber damit sind die Befrager immer noch nicht zufrieden: „Bist du der Prophet?“ Ja, was ist das? Bist du der Prophet? Es erwartete das Volk damals auch noch eine weitere eschatologische Figur, nämlich „den Propheten“. Diese Erwartung knüpfte sich an das 5. Buch Moses. In diesem 5. Buch Moses hieß es: „Einen Propheten wie mich wird Jahwe, dein Gott, aus der Mitte deiner Volksgenossen erstehen lassen.“ Moses hatte also einen Propheten in der Endzeit angekündigt. Und die Volksfrömmigkeit meinte, Moses selbst werde kommen und dieser Prophet sein. Deswegen die Frage der Abgesandten aus Jerusalem: „Bist du der Prophet?“, nämlich der von Moses vorausgesagte Prophet. Wiederum erklärt Johannes: „Ich bin es nicht.“

Jetzt sind die Gesandten ratlos: „Ja, aber wir müssen doch denen, die uns geschickt haben, eine Antwort geben. Was sagst du von dir selbst?“ Jetzt kommt das Selbstzeugnis des Johannes zu Wort: „Ich bin die Stimme eines Rufers in der Wüste. Machet gerade den Weg des Herrn, wie der Prophet Isaias gesagt hat.“ Johannes sieht sich also als eine Gestalt, die von den Propheten vorhergesagt worden ist, vor allem vom Propheten Isaias. „Horch, ein Ruf erschallt in der Wüste: Bahnt den Weg des Herrn, ebnet in der Steppe unserem Gott einen Weg.“ So heißt es bei Isaias. Und diese Rolle über-

nimmt Johannes willig. „Jedes Tal soll ausgefüllt, jeder Berg und jeder Hügel soll sich senken. Was uneben ist, soll zur Ebene werden, das Hügelgelände zum Talgrund, denn offenbar wird des Herren Glanz.“ Diese Isaias-Stelle geht ursprünglich auf die Befreiung der Juden aus dem babylonischen Exil. Die Juden waren ja in ihrer Masse siebzig Jahre lang von ihrem Land vertrieben und in Babylon angesiedelt worden. Aber dann kam ein König, der sie wieder in ihr Heimatland zurückziehen ließ. Und darauf geht diese Weissagung ursprünglich, aber sie wurde vom nachexilischen Judentum auf einen Gesandten Gottes angewandt, der dem Messias vorausgehen würde. Und in diese Erwartung tritt Johannes ein. Diese Aussage, „ein Rufer in der Wüste“ zu sein, genügt den Gesandten auch noch nicht. Denn: „Wozu taufst du dann, wenn du nur ein Rufer bist? Was ist deine Legitimation? Wie kannst du beweisen, dass du das darfst?“ Der Anspruch des Täufers, „Rufer in der Wüste“ zu sein, ist in den Augen der Frager keine genügende Vollmacht für seine Tauftätigkeit. Denn Taufe ist eben Taufe der Reinigung, Taufe der Buße, und dazu muss man ermächtigt sein. Die Propheten haben eine solche Reinigungstaufe für die Endzeit wiederholt angekündigt. Beim Propheten Jeremias heißt es: „Wasche rein von Bosheit dein Herz, o Jerusalem, so soll dir Rettung werden.“ Wasche rein von Bosheit dein Herz, Jerusalem, dann soll dir Rettung werden. Der Prophet Zacharias hat das Gleiche verkündigt: „An jenem Tage wird dem Hause David und den Bewohnern Jerusalems eine Quelle erschlossen werden, gegen Sünde und Unreinheit.“ Eine Quelle gegen Sünde und Unreinheit. Und erst recht hat der Prophet Ezechiel angekündigt: „Reines Wasser werde ich über euch sprengen, damit ihr rein werdet.“ Das ist also die Legitimation des Johannes. Was die Propheten von der Reinigungs-, von der Bußtaufe geweissagt haben, das erfüllt er. Aber freilich, auch diese Auskunft ist für die Abgesandten noch nicht genügend. „Ich taufe“, so erklärt Johannes den Charakter seiner Taufe, „ich taufe mit Wasser. Der nach mir kommt, wird mit Geist taufen.“ Er nimmt also dem Messias nichts weg. Er greift nicht in seine Befugnisse und in seine Vorrechte ein. Seine Taufe ist nur eine vorläufige. Die endgültige, die Taufe mit dem Geiste, die wird der Messias bringen. Und jetzt kommt seine Weissagung über den Messias: „Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt. Der ist es, der vor mir gewesen ist, aber der nach mir sein wird.“ Was die Israeliten jahrhundertelang erwartet haben, was sie erbetet, was sie ersehnt haben, das ist jetzt erfüllt. Er steht schon mitten unter ihnen, sie kennen ihn nur noch nicht. Der Messias ist gekommen.

Was, meine lieben Freunde, hat uns denn dieses merkwürdige Evangelium zu sagen? Ich meine, es sind drei Lehren, die wir hieraus ziehen können, nämlich erstens: Im Reiche Christi gilt Wahrheit, Lauterkeit und Geradheit. Im Reiche Christi gibt es nur ein klares „Ja“ oder „Nein“. So hat es ja Jesus selbst gelehrt: „Eure Rede sei: Ja für ja, nein für nein. Was darüber ist, das ist vom Bösen.“ D.h. dem Christen geziemt Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit, Geradheit. Dem Christen müssen Täuschung, Irreführung, Verschleierung fern bleiben. Viele Worte, die nur der Flucht vor der Entscheidung dienen, sind für den Christen nicht angebracht. In meinem Studium in München hatte ich einen Lehrer der Moraltheologie. Die Studenten hatten ihm den Spitznamen „Jeiner“ gegeben. Jeiner, das ist eine Zusammensetzung aus ja und nein. Sie hatten ihm diesen Namen gegeben, weil man von ihm selten eine eindeutige Auskunft bekommen konnte. In kniffligen, in schwierigen Fragen wich er aus. Und so hatten ihn die Studenten als den „Jeiner“ bezeichnet. Immer wieder machen Menschen den Versuch, durch viele Worte Unvereinbares zu vereinbaren. Im Jahre 1933 – ich habe es ja erlebt –, im Jahre 1933 unternahmen Theologen „Brückenschläge“ zwischen Katholizismus und Nationalsozialismus. Mehrere Theologen, z.B. auch unser Mainzer Historiker Josef Lortz, schrieben Broschüren, in denen sie versuchten, Gemeinsamkeiten zwischen Christentum, zwischen Katholizismus und Nationalsozialismus zu entdecken. Diese Brückenschläge waren gut gemeint, aber sie waren völlig verfehlt. Vom Christentum führt keine Brücke zum Nationalsozialismus. In Mainz gab es vor einigen Jahren einen Priester, der sich als „katholischen Lutheraner“ bezeichnete. Er meinte, er könne in seiner Person katholischen Glauben und lutherische Lehre verbinden. Das ist unmöglich, meine lieben Freunde. Deswegen hat sich ja Luther von der Kirche getrennt, weil er ihre Lehre verworfen hat. Man kann jetzt nicht hergehen und versuchen, Luther und katholisches Christentum zu vereinen – entweder oder. Der Mann, der die Schrift geschrieben hat „Das Papsttum in Rom, vom Teufel gestiftet“ – das hat Luther geschrieben –, der Mann, der das geschrieben hat, der kann nicht mit dem Nachfolger des „Felsenmanns“ in eins gebracht werden, der im Petersdom zu Rom die heilige Messe feiert, wo auf

der Kuppel geschrieben steht: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Soeben erleben wir, wie Bischöfe, die Herren Zollitsch, Marx, Ackermann, soeben erleben wir, wie Bischöfe durch krumme Touren die Lehre der Kirche umgehen wollen. Jawohl, das ist es, genau das ist es, was sie tun, und das muss ausgesprochen werden! Man kann nicht Kommunionunwürdige mit dem Leib des Herrn speisen und gleichzeitig am Wort des Apostels Paulus festhalten: „Wer unwürdig dieses heilige Brot isst und unwürdig diesen Kelch trinkt, der isst und trinkt sich das Gericht.“ Wer Kommunionunwürdigen ein gutes Gewissen macht oder sie in ihrem irrigen Gewissen bestärkt, der hilft ihnen nicht, der führt sie zum Sakrileg! Das ist ja gerade die gottgegebene Aufgabe der Kirche, dass sie unsere Gewissen bildet und dass sie uns sagt, was Recht ist und was Unrecht ist. Das schändlichste Gummifabrikat unserer Zeit ist das „Gummigewissen“. Die Bischöfe müssen endlich begreifen, dass die katholische Glaubens- und Sittenlehre in Wahrheit und Klarheit dargestellt werden muss. In Zeiten des Kampfes rettet kein Kompromiss, sondern nur der scharfe Schnitt, nur die rücksichtslose Energie, nur der Wille zum Genuinen.

Die zweite Lehre, die wir aus den Worten des Johannes ziehen, lautet: Im Reiche Christi wirken, heißt für Gott arbeiten, nicht für sich selbst. „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem heiligen Namen gib die Ehre.“ Wer für das Reich Gottes arbeiten will, wer Diener der Wahrheit sein will, der darf nicht sich zum Mittelpunkt der Gläubigen machen. Der darf aus sich überhaupt nichts machen, der muss völlig zurücktreten hinter seiner Aufgabe. Wie herrlich und groß ist es, sich bescheiden zu können, nur dem von Gott gegebenen Auftrag treu zu bleiben, zurückzutreten, ohne den Erfolg zu sehen. Moses sah ihn nicht, Elias sah ihn nicht, Johannes sah ihn nicht, Paulus sah ihn nicht. Es ist etwas Großes, Sämann sein zu dürfen. Wer für Gott arbeiten will, muss völlig hinter diesem Auftrag zurücktreten. Wenn er das nicht tut, verdeckt er seinen Herrn. In der Religion und in der Kirche geht es nicht um eigene Erhöhung, sondern einzig um das Voranbringen der Sache Gottes. Eigennutz, Eigenwille, Eigensucht zerstört den Dienst Gottes in der Wurzel. Die Religion ist kein Geschäft, die Kirche ist keine Karriereleiter. Gott allein gebührt die Ehre. In der alten deutschen Armee galt der Grundsatz: Generalstabsoffiziere haben keine Namen. Sie arbeiten in der Stille, in der Verborgenheit. Viel leisten, wenig hervortreten; mehr sein als scheinen. In der Religion steht mehr auf dem Spiel als in der Armee. Einer großen Sache dient man dann am besten, wenn das Ich völlig zurücktritt. „Ein Held ist“, sagt Friedrich Nietzsche, „ein Held ist, wer einer großen Sache so dient, dass seine eigene Person dabei überhaupt nicht in Frage kommt.“ Ein Held ist, wer einer großen Sache so dient, dass seine eigene Person dabei überhaupt nicht in Frage kommt.

Eine dritte Lehre können wir aus dem heutigen Evangelium ziehen, nämlich: Seitdem Johannes der Täufer sich einen „Rufer in der Wüste“ nannte, ist diese Bezeichnung zum geflügelten Wort geworden. Man versteht unter einem Rufer in der Wüste einen einsamen Menschen, der schmerzliche, aber wahre Mahnungen und Warnungen an seine Mitmenschen richtet, die diese nicht hören wollen. Schon lange Zeit vor dem Auftreten des Täufers war die Erscheinung bekannt, dass seherische Menschen das künftige Unheil vorhersagten und ihre Zeitgenossen zur Wachsamkeit aufriefen, aber diese wollten sie nicht hören. Kassandra war die Tochter des trojanischen Königs Priamos. Sie besaß die Gabe der Weissagung. So sagte Kassandra den Untergang Trojas voraus und warnte die Bewohner der Stadt vor dem hölzernen Pferd, durch das die Feinde in die Stadt eindringen würden. Niemand schenkte ihren Prophezeiungen Glauben. Sie war eine Ruferin in der Wüste. In unseren Zeiten gab es, im Zusammenhang mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, eine künstlich erzeugte Euphorie. Falsche Propheten traten auf und forderten Pseudoreformen an Institutionen und Strukturen, versprachen sich und anderen das Aufblühen des kirchlichen Lebens und eine Erneuerung der Kirche. Der Moraltheologe Bernhard Häring erklärte: „Wenn der Gottesdienst in Deutsch gehalten wird, da werden die Kirchen sich füllen und überfüllt sein.“ Ha, ha, meine lieben Freunde, der Gottesdienst ist deutsch geworden, aber die Kirchen haben sich geleert. Einige wenige Kirchenmänner ließen sich damals von dieser Welle des Optimismus nicht anstiften und nicht anstecken. Sie wussten, was der Kirche hilft: das ist die tägliche Dreckarbeit im Reiche Gottes, das ständige Bemühen des Einzelnen, seine Schwächen zu überwinden, die Selbstverleugnung. Aber diese wenigen waren Rufer in der Wüste. Man ging über sie hinweg, man belächelte sie, man verspottete sie, man ließ sie die Ungnade spüren. Papst Johannes XXIII. sprach von den „Unheilspropheten“, die man nicht hören solle. Diese Rufer in der

Wüste haben in einem ungeahntem Maße Recht bekommen – ausnahmslos und auf der ganzen Linie. Was mit und nach dem Konzil kam, das war nicht ein Aufbruch, das war ein Zusammenbruch! Nicht ein neuer Frühling ist gekommen, sondern eine neue Eiszeit. Als vor Jahrzehnten das System der Räte in der Kirche aufgerichtet wurde, haben geschichtskundige Theologen vor der Unberechenbarkeit der Gremien und der Mehrheiten gewarnt. Sie haben auf die Manipulierbarkeit von Gremien und Räten und Mehrheiten hingewiesen. Man hat ihre Warnungen in den Wind geschlagen. Sie waren Rufer in der Wüste. Heute erleben wir, wie in Diözesanversammlungen und Zentralkomitees zuverlässige katholische Bischöfe „abgeschossen" werden! Als man auf dem Konzil daranging, den Gottesdienst der Kirche umzumodeln, da warnten kenntnisreiche Seelsorger vor den Erschütterungen im geistlichen Leben und vor der Erosion des Glaubens. Der orthodoxe Patriarch von Konstantinopel sagte zu Papst Paul VI.: „Bruder, lassen Sie die Hand von der Liturgie." Er hat sie nicht davon gelassen. Die Rufer in der Wüste wurden als rückständig, als unmodern abgetan. Alle ihre Weissagungen, alle ihre Vorhersagen sind eingetroffen. Und noch viel schlimmer: Die Kirchen haben sich geleert, die Gottesdienste wurden zu Happenings umgestaltet, die Frömmigkeit ließ in erschreckendem Maße nach. Als die Herren Bischöfe in Deutschland die Bußandacht einführten, da haben erfahrene Seelsorger die Befürchtung ausgesprochen, dies werde zur Abschaffung des Bußsakramentes führen. Sie waren Rufer in der Wüste. Die Bußandacht wurde eingeführt, auch in Budenheim. Die Bußandacht wurde eingeführt, und das Beichten hat aufgehört. Diejenigen, die all das vorausgesehen haben und vorhergesagt haben, triumphieren nicht; sie sind vielmehr erschüttert, dass das eingetroffen ist, was sie prophezeit haben. Rufer in der Wüste, Warner und Mahner sind allezeit gefragt. Warum, meine lieben Freunde? Weil die Massen sich leicht durch gleißnerische Versprechungen zu unbegründetem Optimismus verleiten lassen. Wir dürfen uns nicht fürchten, unsere begründeten Besorgnisse auszusprechen. Vom Dienst an der Wahrheit dispensiert nicht der eigene Schaden. Ob man uns verspottet, ob man uns verhöhnt, ob wir gleich „Rufer in der Wüste" sind: Wir haben einen erlauchten Ahnherren. Und dieser Ahnherr ist Johannes der Täufer.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Geschichte und Mythos

22.12.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In den Jahren 1835/36 veröffentlichte der evangelische Theologe David Friedrich Strauß ein Buch mit dem Titel: „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet". In diesen beiden Bänden – ich habe sie gelesen –, in diesen beiden Bänden wird das gesamte Christusereignis als mythisch ausgegeben, nicht geschichtlich, sondern mythisch, also erfunden aus der Fantasie, „aus der freischaffenden Sage hervorgehend", wie Strauß schreibt. Ich müsste nicht von David Friedrich Strauß sprechen, wenn er vergessen wäre, aber er ist nicht vergessen. Seine Thesen haben bis heute eine Stelle bei nicht wenigen evangelischen Theologen. Es scheint mir, als hätte Lukas, der Evangelist, eine Vorahnung gehabt, was einmal aus dem Christusereignis gemacht werden würde. Und dass er deswegen das öffentliche Auftreten des Vorläufers, und damit auch Jesu, mit einer geschichtlichen Einleitung versehen hat. Sechsfach gibt er an, wann sich die Geschehnisse zugetragen haben, von denen er in seinem Evangelium berichtet.

An erster Stelle nennt er den Kaiser Tiberius. Tiberius Julius Caesar Augustus war von 14 bis 37 nach Christus römischer Kaiser. Er war ein tüchtiger Kaiser, ein bedeutender Feldherr. Er hat in Armenien gekämpft und in Germanien. Er hatte mit seinem Bruder Rätien und Videlizien unterworfen, d.h. also die Gegend von der Donau bis zum Lago Maggiore. Im Jahre 4 hatte ihn der Kaiser Augustus adoptiert, und im Jahre 13 übertrug er ihm die Mitregentschaft. Augustus starb am 19. August 14 nach Christus. Deswegen fällt das 15. Jahr des Tiberius – also seines Nachfolgers – zwischen den 19. August 28 und den 18. August 29. Das ist also eine ganz genaue chronologische Angabe. Tiberius kommt bei den Geschichtsschreibern schlecht weg. Er war misstrauisch, er hat sich kein „X für ein U" machen lassen, er war auch genau in der Finanzwirtschaft, aber er muss ein bedeutender Herrscher gewesen sein.

An zweiter Stelle nennt Lukas den Statthalter des Kaisers: Pontius Pilatus. Im Jahre 6 n. Christus wurden Judäa und Samaria in unmittelbare römische Verwaltung genommen. Und über sie wurde ein Prokurator, also ein Landpfleger, gesetzt. Der fünfte dieser Landpfleger war Pontius Pilatus. Bei den Geschichtsschreibern kommt er schlecht weg. Er sei von Charakter unbeugsam und rücksichtslos hart gewesen. Es werden ihm Bestechlichkeit, Gewalttaten, Räubereien, Kränkungen, fortwährende Hinrichtungen ohne Urteilsspruch, endlose und unerträgliche Grausamkeiten vorgeworfen. Er ist ja auch tatsächlich abgesetzt worden und soll, nach einer christlichen Überlieferung, Selbstmord begangen haben. Aber an seiner geschichtlichen Persönlichkeit besteht nicht der geringste Zweifel. In den Evangelien kommt er ganz gut weg, und in der Koptischen Kirche wird er sogar verehrt.

Nun folgen die drei Landesfürsten der übrigen Teile Palästinas: an erster Stelle Herodes Antipas. Sein Vater war Herodes der Große, der zur Zeit der Geburt Jesu lebte. Dieser Herodes Antipas wurde 4 vor Christus – also nach dem Tode des Herodes des Großen – zum Tetrarchen von Galiläa und Peräa eingesetzt. Er heiratete eine Tochter des Königs Aretas IV., aber er verließ sie. Er verstieß die Königstochter und heiratete seine Schwägerin und Nichte Herodias. Herodias hatte eine Ehe mit ihm geschlossen, die nach jüdischem Recht nicht gültig war. Und deswegen geißelte Johannes der Täufer diese Verbindung. Und deswegen wurde er enthauptet. Herodes Antipas wurde 40 n. Christus abgesetzt und verbannt. Er war ein begabter, aber ein leichtfertiger und religiös uninteressierter Fürst. Dem Heiland wurde einmal die Nachricht hinterbracht: „Herodes (Herodes Antipas) will dich töten."

Da gab er zur Antwort: „Sagt diesem Fuchs“ – sagt diesem Fuchs! – „ich muss heute und morgen noch wandern, und erst am dritten Tage werde ich vollendet.“ Sein Stiefbruder Philippus war ebenfalls ein Sohn Herodes des Großen und trat deswegen auch erst 4 vor Christus die Herrschaft an, in mehreren Landschaften im Norden von Palästina, bis 34. Philippus war ein milder und friedfertiger Fürst. Er baute eine neue Stadt, nämlich Caesarea, nach ihm benannt: Philippi. Sie erinnern sich: das ist das Caesarea Philippi, wo Petrus das Messiasbekenntnis ablegte. Das ist dieser Philippus. Er ging die Ehe ein mit Salome, der Tochter der Herodias, aber die Ehe blieb kinderlos. Dann wird noch ein letzter Herrscher erwähnt: Lysanias. Er war nicht verwandt mit Herodes und hatte eine Landschaft unter sich, die im Norden – eigentlich über Palästina hinaus – lag, bei Damaskus. Diese Landschaft hieß Abilene, nach der Stadt Abila. Auch er ist eine historische Persönlichkeit, wie wir aus aufgefundenen Inschriften wissen.

Nach den weltlichen Herrschern erwähnt Lukas zwei geistliche Persönlichkeiten: Annas und Kaiphas, beide waren Hohepriester. Annas von 6 bis 15 nach Christus. Er hatte 5 Söhne, und alle Söhne wurden Hohepriester und auch sein Schwiegersohn, Kaiphas. Als er abgesetzt war, behielt er eine einflussreiche Stellung in Jerusalem. Das zeigt sich schon daran, dass man Jesus, nach der Gefangennahme, zuerst zu Annas führte. Kaiphas war Hohepriester von 18 bis 36 nach Christus. Er wurde von dem Prokurator Valerius Gratus eingesetzt und abgesetzt vom Legaten Vitellius von Syrien. Er ist es, der den Tod Jesu verlangte. Er war der Präsident des Gerichtshofes, der Jesus verurteilte. Er war auch beteiligt am Predigtverbot für die Apostel.

Alle diese Angaben sind nachprüfbar, sind nachgeprüft worden und für richtig befunden worden. Mit den gemachten Angaben wird unmittelbar auf das Auftreten des Johannes des Täufers Bezug genommen, mittelbar auf die öffentliche Wirksamkeit Jesu. Johannes war ja der Herold, der Zeuge, der Vorläufer Jesu, und deswegen muss zuerst von seinem Auftreten gesprochen werden, bevor von der öffentlichen Wirksamkeit Jesu die Rede sein kann. Mit diesen Angaben wird bezeugt: das Christusgeschehen, das mit der Ankündigung des Messias durch Johannes den Täufer seinen Anfang nimmt, hat sich zu geschichtlicher Stunde zugetragen. Es verliert sich nicht in unbestimmter Vorzeit, es liegt nach Jahr und Tag fest. Von diesen Angaben kann man das ganze Leben Jesu berechnen. Es gibt eine Chronologie des Leben Jesu.

Ganz anders steht es um den Mythos. Mythos ist die Erzählung von Göttern, Heroen und anderen Gestalten und von Geschehnissen aus vorgeschichtlicher Zeit. Der Mythos dichtet, die Geschichte berichtet. Als Götter- und Geistergeschichte wächst der Mythos auf dem Boden des Polytheismus (der Vielgötterei) und des Polydämonismus (der Vieldämonenlehre). Im Mythos unterscheidet sich das Verhalten der Götter nur graduell von dem der Menschen. Die Götter werden wie Menschen dargestellt. Der Mythos ist eine bildhafte Darstellung von Geschehnissen, die außerhalb der Welt unserer Erfahrung liegen, aber auf das Weltgeschehen, auf die Natur und auf Menschen bezogen sind. Solche Mythen gibt es von der Weltentstehung, solche Mythen gibt es von dem angeblichen „goldenen Zeitalter“, solche Mythen haben vor allem in Babylonien ihre Stelle gefunden. Man kann sie nachlesen; es gibt gute Ausgaben dieser Mythologien. Eine mythische Betrachtungsweise ist nur möglich, solange die innerweltlichen, empirischen Kausalitäten nicht erkannt sind und der Mensch den elementaren Kräften der Natur ohnmächtig ausgeliefert ist. Schon die griechische Antike hat dem Mythos den LOGOS entgegengesetzt. Mythos als erfundene Erzählung – LOGOS als Ausdruck der Wahrheit. Der Mythos ist ein Erzeugnis des Volkes oder wie Strauß sagt „der absichtslos dichtenden Sage“. Er stellt den Versuch dar, sich Erfahrungen des kosmischen und des menschlichen Lebens zu vergegenwärtigen. Und die Offenbarung in Christus trifft auf Mythen, trifft auf Menschen, die von Mythen beeinflusst und umgeben waren. Die Offenbarung ist aber nicht vom Mythos abzuleiten, sondern steht im ausgesprochenen Gegensatz zu ihm. Das griechische Wort „Mythos“ wird im Deutschen mit „Fabel“ wiedergegeben. Und dreimal setzt sich die Heilige Schrift von den Fabeln – also von den Mythen – ab. Das erste Mal im ersten Brief des Paulus an Timotheus. Da lässt er gewissen Leuten einschärfen, sie sollten sich nicht mit „Fabeln“ abgeben. Im zweiten Brief an Timotheus sagt er voraus, dass manche sich von der Wahrheit abwenden und „Fabeln“ zuwenden werden. Das schönste Zeugnis hat der zweite Petrusbrief aufbewahrt. Da heißt es: „Wir folgten nicht ausgeklügelten Fabeln, als

wir euch die Macht und Ankunft unseres Herrn Jesus Christus verkündeten, sondern wir waren Augenzeugen seiner erhabenen Größe."

Der Mythos beruht auf menschliche Erfindung, die Geschichte ist erfahrene Wirklichkeit. Die geschichtliche Offenbarung erreicht ihre Spitze in der Menschwerdung des Gottessohnes Jesus Christus. Sie überwindet und überbietet das im Mythos geahnte Ineinander von Gottheit und Welt, von göttlichem und menschlichem Handeln. Was im Mythos – aus der Fantasie der Menschen – anschaulich und bildhaft dargestellt wird, das wird eingeholt von der geschichtlichen Erscheinung Jesu Christi. In ihn sind alle die Ahnungen und Erwartungen erfüllt, deren Ausdruck der Mythos ist. Die Offenbarung ist die Negation des Mythos. Der Mythos hat als Zeitprädikat: Es ist immer geschehen und doch niemals – denn es ist eben eine freie Erfindung. Als Modell hat der Mythos den Zyklus der immerwährenden Wiederkehr. Die Offenbarung dagegen verkündet die mit der Einmaligkeit, Unumkehrbarkeit und Unwiederholbarkeit ausgezeichnete Geschichte, Geschichtlichkeit und Zeit. Sie verkündet das Christusgeschehen als „ein für allemal" geschehen – „ephapax" ist das griechische Wort – ein für allemal geschehen. Die Offenbarung ist das Gericht über den Mythos. Sie ist die Absage an die undifferenzierte Verhältnisbestimmung des Göttlichen und des Menschlichen. Im Bekenntnis zum dreifaltigen Gott spricht die Offenbarung von der „absoluten Transzendenz": Überweltlichkeit, Übererfahrbarkeit, Souveränität und Freiheit Gottes gegenüber der Welt. Die Offenbarung bestimmt das Verhältnis von Transzendenz und Immanenz als ganz unmythisch, wenn sie davon spricht, dass Gott die Welt geschaffen hat. Der Mythos hat viele Götter, Göttergeschichten und Göttergestalten. Er erklärt kein einziges Konkretum für verbindlich oder gar für exklusiv. Er mischt und variiert die Mythen. Die Offenbarung dagegen beansprucht verbindliche Exklusivität. Sie lässt außer sich nichts gelten. Sie ist die konkrete Entschiedenheit Gottes: in Jesus von Nazareth, in jenem Lande, zu jener Zeit, wie es uns Lukas eben vorgeführt hat. Die Offenbarung gestattet nicht die Auswahl zwischen Göttern wie der Mythos. Nein, die Offenbarung verlangt den Glauben und die personale Antwort und existentielle Entscheidung für den einen und einzigen Gottessohn Jesus Christus. Der Mensch ist im Mythos den Schicksalsmächten unterworfen. Er hat über sich eine nicht ihm zur Verfügung stehende Natur. Der Mensch ist dagegen in der Offenbarung Person, in der Geschichte lebendes, sich entscheidendes und sich verantwortendes Wesen.

Ich möchte Ihnen ein Beispiel vorführen, wie sich Mythos und Geschichte unterscheiden. Im griechischen Mythos wird gesprochen von dem Gott und Heros – also Helden – Herakles. Als Herakles geboren wurde, war die Göttin Hera eifersüchtig auf ihn, und sie schickte dem Herakles, dem neugeborenen Kind, Schlangen an die Wiege. Und das neugeborene Kind erwürgte die Schlangen. So der Mythos. Der Jesus der Geburtsgeschichte ist ein schutz- und hilfsbedürftiges Kind, für das seine Eltern handeln. Das ist die Geschichte. Das ist unmythisch. Bald, meine lieben Freunde, feiern wir die Geburt unseres Herrn und Heilandes. Die Menschwerdung des LOGOS, der zweiten Person in dem einen Gott, wird jetzt den Menschen offenbar. Ereignet hat sie sich ja eigentlich neun Monate vorher, aber jetzt wird sie aller Welt kundgetan, auf den Halden von Bethlehem. Dieses Geschehen ist absolut einmalig, ohne jede Parallele und jede Vorstellung übersteigend. In Bethlehem erfüllt sich das, was religiöse Menschen aller Zeiten geahnt, ersehnt und erfleht haben. Es geschah das zu geschichtlicher Stunde, an einem genau zu fixierenden Ort. Damit ist jeder Mythos überwunden. Der in die Geschichte eingreifende Gott hat den Mythos besiegt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesus wahrer Mensch und wahrer Gott

25.12.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Menschwerdung unseres Gottes und Heilandes Versammelte!

Das Christentum ist in seinem Wesen weder eine abstrakte Idee noch ein theoretischer religiöser Gedanke. Das Christentum gründet vielmehr in einem geschichtlichen Ereignis, nämlich im Kommen des Sohnes Gottes in die Menschheit. Es gibt im Christlichen keine Lehre, kein Grundgefüge sittlicher Werte, keine religiöse Haltung und Lebensordnung, die von der Person Christi abgelöst werden könnten. Christus ist der Grund, die Wesensmitte, der Inhalt und der Geist des ganzen Christentums – wohl gemerkt: der geschichtliche Christus, der verklärt in der Herrlichkeit des Vaters lebt. Der himmlische Christus ist kein anderer als der irdische, als der historische Jesus von Nazareth. Der Glaube an Christus war niemals ein naiver Glaube. Er war immer ein fragender Glaube, der um das Verständnis bemüht ist. Ein solcher Glaube war offensichtlich auch in der Absicht Jesu gelegen. Deswegen fragt er seine Jünger: „Für wen halten die Leute den Menschensohn?“ Denn darauf kommt alles an, wofür man ihn hält. Die Antworten, die die Jünger als die Meinung der Leute gaben, lauteten verschieden: Er ist der wiedergekommene Johannes der Täufer, er ist Elias oder einer der Propheten. Andererseits erkannte man schon früh, dass Jesus nicht in das Schema der großen Propheten passt, denn im Evangelium ist bereits gesagt: „Hier ist mehr als Jonas (der Prophet), hier ist mehr als Salomon (der König).“ In Wirklichkeit unterscheidet sich Jesus wesentlich von den Propheten. Er hat kein Berufungserlebnis wie die Propheten. Die Propheten geben regelmäßig an, wann sie von Gott zu ihrem Dienst berufen wurden. Ein solches Erlebnis fehlt bei Jesus. Seine überragende Stellung zeigt sich auch in seiner Gegenüberstellung zum Gesetz. Für die Juden hing von der Erfüllung des Gesetzes ihr Heil ab. Jesus legte das Gesetz nicht nur aus, sondern er erklärte es in seinem Kommen und in seiner Person als erfüllt. Nach Paulus ist Jesus „des Gesetzes Ende“. Darum konnte er in vielen Fällen sich über den Buchstaben des Gesetzes hinwegsetzen und sogar erklären: „Der Menschensohn ist Herr über den Sabbat“, über den heiligen Tag Gottes, der im Gesetz als Ruhetag vorgeschrieben war. Will man Jesus überhaupt mit den Propheten in Zusammenhang bringen, dann muss man sagen: Er ist der letzte Rufer, der endgültige Bote Gottes. Das prophetische Amt ist in ihm aufgenommen und wird von ihm überboten.

Damit hängt auch zusammen, dass dem Auftreten Jesu, seinem Verhalten und seinem Wirken eine einzigartige Autorität zukommt. Eine solche ist den Menschen in ihrer Umgebung noch nie begegnet. Diese Vollmacht zeigt sich in seinen Taten: Heilungen, Dämonenaustreibungen, helfende Machterweise, Wunder. Sie zeigen an, dass in ihm die Herrschaft Gottes angebrochen ist. „Wenn ich mit dem Finger Gottes die Dämonen austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Die höchste Wirkung ging von seiner Gestalt aus, das zeigte sich in seiner Stellung zu den Menschen. Von den heutigen Theologen wird vorzugsweise betont, dass Jesus sich mit den Sündern, mit den Zöllnern und mit den Armen verbunden und solidarisiert hat. Das ist nicht zu bestreiten, aber das ist nur die eine Seite seines Verhältnisses zu den Menschen. Die andere Seite zeigt ihn uns als einen, der die Menschen um ein Gewaltiges überragt. Er durchschaut sie mit einem Blick. Der reiche Jüngling rühmte sich, die Gebote Gottes gehalten zu haben. Aber Jesus schaute in seine Seele und sagte: „Eines fehlt dir noch: Geh’ hin, verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen!“ Jesus kennt ihre Gedanken.

Als er dem Gelähmten sagte: „Deine Sünden sind dir vergeben“, da wusste er, was sie bei sich dachten: „Er lästert Gott.“ Und Jesus hielt ihnen vor: „Warum denkt ihr böse in eurem Herzen?“ Jesus trifft mit seinem Wort die Menschen ins Herz. „Lasst eindringen in euer Ohr dieses Wort: Der Menschensohn wird überliefert werden, in die Hände der Menschen.“ Dreimal wiederholt Lukas an dieser Stelle das Unverständnis der Jünger: „Sie begriffen nicht dieses Wort, es blieb vor ihnen verhüllt, sie verstanden es nicht.“ Woher hat Jesus diese Vollmacht, Sünden zu vergeben? Denn er befreit von Sünden. Dem Gelähmten sagt er: „Nimm dein Bett und geh nach Hause.“ Und zuerst hat er ihm die Sünden vergeben: „Deine Sünden sind dir vergeben.“ Da sagt er zu den Zuhörern: „Was ist leichter: zu sagen deine Sünden sind dir vergeben oder nimm dein Bett und geh nach Hause?“ Nun, wenn es nur auf das Reden ankommt, ist es natürlich viel leichter zu sagen „deine Sünden sind dir vergeben“, weil man das nicht kontrollieren kann. Aber wenn man sagt „nimm dein Bett und geh nach Hause“, dann geht man ein ungeheures Risiko ein. „Damit ihr aber wisst, dass der Menschensohn Macht hat, Sünden zu vergeben“, deswegen sagt der Herr zu dem Gelähmten „nimm dein Bett und geh nach Hause“. Und er nahm sein Bett und ging nach Hause. Die Menschen waren entsetzt. „So etwas haben wir noch nie gesehen.“

Aufgrund seiner Vollmacht vermochte er auch die Menschen zu verpflichten, in seine Nachfolge einzutreten. Er rief sie zur Umkehr und forderte von ihnen eine Entscheidung über ihr Leben. Als er am See Genezareth zwei Brüder sah, die Fischer waren, nämlich Petrus und Andreas, sprach er zu ihnen: „Kommt, folget mir nach. Ich werde euch zu Menschenfischern machen.“ Und sie gaben die Netze und den Vater auf und folgten ihm nach. Am Zollhaus sah er einen Mann, namens Matthäus. Er sprach zu ihm: „Folge mir nach.“ Der schloss die Tür des Zollhauses und folgte ihm nach. Daran wird deutlich, dass die Entscheidung eines Menschen zur Umkehr, gegenüber Gott, den Weg über Christus nehmen muss. „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.“ Die Entscheidung für Gott führt immer über Christus. „Wer sich meiner und meiner Worte schämt, dessen wird sich auch der Menschensohn schämen, wenn er kommt, mit der Hoheit seiner Engel.“

Woher hat Jesus diese Macht und diese Autorität über die Menschen? Er hat sie kraft seiner einzigartigen Beziehung zum himmlischen Vater. Jesus verkündet einerseits die Größe, die Erhabenheit und die Güte des Vaters im Himmel, aber er fühlt sich dieser Größe und Erhabenheit des unendlichen Gottes zugleich so nahe, dass es da keine Grenze gibt. Es ist keine Distanz zwischen dem Vater in Himmel und ihm selbst. Dagegen besteht ein großer Unterschied im Verhältnis der Jünger zu dem Vater im Himmel und seinem Verhältnis. „Ich fahre auf zu meinem Gott und eurem Gott, zu meinem Vater und eurem Vater.“ Wir können aus der Weltgeschichte, meine lieben Freunde, kein einziges Beispiel anführen, keine einzige religiöse Gestalt nennen, die in der Stellung zu Gott einen solchen grundsätzlichen Unterschied zwischen sich selbst und den übrigen Menschen gemacht hätte. Gerade die großen religiösen Geister der Menschheit legen Wert darauf, dass sie mit allen Menschen sich gleich setzen. Sie wollen mit den anderen zusammengeschlossen werden. Jesus tat dies nicht. Er tat dies nicht, weil er in einer wesentlich anderen Beziehung zum Vater im Himmel steht als alle anderen Menschen.

Nach den Evangelien war es Petrus, der als erster Jesus als den Messias und den Sohn Gottes bekannte. Diese Kennzeichnung Jesu als „Sohn Gottes“ ist offenbar das Höchste, was ein Jünger über Jesus zu sagen vermag. Im Judentum hatte der Name „Sohn Gottes“ eine ganz andere Bedeutung: Da war er war einfach der Liebling Gottes, der Anhänger Gottes, z.B. das auserwählte Volk, das wurde als „Sohn Gottes“ bezeichnet. Wenn dagegen die Evangelien von Jesus als dem Sohne Gottes sprechen, dann schwingen hier ganz andere Töne mit. Er ist nicht der moralische Sohn Gottes, d.h. ein Mensch, der wegen seines Gehorsams gegen Gott und wegen seiner Liebe zu Gott als „Sohn Gottes“ bezeichnet wird. Er ist nicht der Adoptivsohn Gottes, also ein Mensch, dem Gott seine besondere Gnade und Huld erwiesen hat. Er ist der metaphysische Sohn Gottes, d.h. er ist der wesenhafte Sohn Gottes. Er besitzt das göttliche Wesen, wie es der Vater besitzt. Er ist der Eingeborene vom Vater, er ist der „eingeborene Gott“, wie Johannes ihn nennt. Jesus selbst hat über seine Gottessohnschaft Zeugnis abgelegt. Es gibt ein Wort bei den Synoptikern, Matthäus und Lukas, das den kritischen Theologen nicht passt, das sie gern unterschlagen, das sie am liebsten beiseite lassen. Und dieses Wort ist eine

Aussage, in der sich Jesus mit dem Vater in der Macht, im Erkennen und im Leben ganz zusammenschließt. Dieses Wort lautet: „Alles ist mir von meinem Vater übergeben, und niemand kennt den Sohn, als der Vater, und auch den Vater kennt niemand, als der Sohn und wem der Sohn ihn offenbaren will." Hier zeigt sich ein einzigartiges Sohnes- und Selbstbewusstsein Jesu. Es hebt Jesus über die bei den Juden und Griechen bekannten Göttersöhne unendlich hinaus. Er steht hier ganz auf Seiten des Vaters, und seine Jünger haben gewusst, dass dies der entscheidende Titel Jesu ist: Sohn Gottes, metaphysischer Sohn Gottes; erwiesen in seinem irdischen Leben, erwiesen aber auch durch seine glorreiche Auferstehung. Schon im zeitlichen Wandel war Jesus der Sohn Gottes, der wesensgleiche Gottessohn. Als er den Seesturm stillte, da sprachen die Zuhörer und Zuschauer zueinander: „Was ist denn das für einer, dass ihm sogar der Wind und das Meer gehorchen?" Im Lichte der Auferstehung ging ihnen auf: der Vater hat sein Ja zum Leben, zu dem Wirken, zu den Worten, zu dem Anspruch Jesu von Nazareth gesprochen. Wenn er nicht mit ihm eines Sinnes wäre, hätte er ihn im Tode gelassen, dann wäre er im Grabe verblieben. Aber nein, er hat ihn aus dem Grabe gerissen und erhöht in die Herrlichkeit, die er selbst besitzt. Jesus Christus ist mit Gott geradezu zusammengeschlossen. Er ist der Sohn des Vaters, er ist der Geliebte, er ist der Einzige, der Erstgeborene. Seine Speise ist es, den Willen des Vaters zu erfüllen. Er steht mit dem Vater in einer Einheit, die das Denken und Handeln, aber auch das innerste Leben umfasst. Im Hebräerbrief steht die wunderbare Aussage: „Er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit, das Ebenbild seines Wesens, der auch das Weltall trägt durch sein machtvolles Wort" – der Abglanz seiner Herrlichkeit, das Ebenbild seines Wesens. Hier deutet sich das tiefste Geheimnis Jesu an. Gerade durch die wunderbare Auferstehung wurde er als der „Herr", der „Kyrios" offenbar. Das ist das Wort, das die griechische Bibel des Alten Testamentes für „Gott" verwendet. Immer, wo in der hebräischen Bibel „Jahwe" (der Gottesname) steht, sagt die griechische Bibel „Kyrios". Und wenn dieser Name Kyrios jetzt auf Jesus angewandt wird, dann stellt ihn die Bibel, dann stellt ihn das Evangelium, dann stellt ihn der Glaube der Jünger neben den Vater im Himmel. Er hat eine Präexistenz, wie die Theologen sagen, d.h. eine vorweltliche himmlische Existenz. Und aus dieser himmlischen Existenz ist er hervorgetreten in seiner Menschwerdung. Im Alten Bund ist diese Wahrheit schon angekündigt. Da ist nämlich von der „göttlichen Weisheit" die Rede. Und diese Weisheit wird personifiziert dargestellt. Der Glaube sieht in dieser Darstellung des Alten Bundes einen Vorentwurf der Wirklichkeit Jesu von Nazareth. Er ist vor aller Schöpfung, und er ist für alle Schöpfung. Das Wort Gottes und die Weisheit Gottes kann man von Gott nicht trennen. Er besitzt eine Präexistenz, eine Vorwirklichkeit, bevor er auf Erden erschien.

Ich weiß, meine lieben Freunde – denn ich habe es hundertfach gelesen –, ich weiß wie fast überwiegend im protestantischen Bereich ein „Jesuanismus" besteht, d.h. das Kommen Christi in die Welt wird dort so verstanden, dass ein gottverbundener Mensch oder ein gotterfüllter Prophet aufstand, auf den die Menschen hören und auf den sie hören sollen. Das ist nicht die Botschaft der Weihnacht. Das ist ihre Aushöhlung! Gottverbundene Menschen und gotterfüllte Propheten hat es immer gegeben. Hier ist mehr als ein gottverbundener Mensch! Hier ist mehr als ein gotterfüllter Prophet! In der Menschwerdung des Sohnes Gottes ist etwas Einmaliges, etwas Unerhörtes geschehen. „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt." Niemand, meine lieben Freunde, hat es besser verstanden als der große Symphoniker Anton Bruckner. Er war Organist in Sankt Florian in Österreich. In der Weihnachtsnacht hatte er die Orgel gar wundersam gespielt, er, der große Meister, und war nicht nach Hause gekommen. Am Morgen suchte man ihn. Man ging in die Kirche, und da fand man ihn, wie er vor der Krippe kniete. „Ja, Meister", sagte man, „was haben Sie denn die ganze Nacht hier gemacht?" „Ich habe nur immerfort vor mich hin gesagt: Er ist ein Mensch geworden! Er ist ein Mensch geworden! Da bin ich vor Staunen nicht mehr fertig geworden." Das ist die Botschaft der Weihnacht. „Er blieb, was er war, aber er nahm an, was er nicht hatte." Wer diese Botschaft hört, nimmt den Sohn Gottes auf und gehört ihm an. Meine lieben Freunde, das von mir so geliebte Buch von der „Nachfolge Christi" schließt mit einem wunderbaren Satz: „Wären die Werke Gottes nur so groß, dass sie von der Vernunft des Menschen leicht begriffen werden könnten, so wären sie eben darum nicht wunderbar, nicht unaussprechlich zu nennen."

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Kirche als Organ der Endzeit

26.12.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Martyrologium, dem Heiligenverzeichnis der römischen Kirche, wird am heutigen Tage der geschichtliche Augenblick der Geburt Jesu zunächst zurückbezogen auf die Schöpfung, und danach werden die einzelnen Stadien des Geschehens in der Welt aufgezählt: die Geburt Abrahams, die Berufung des Moses, die Salbung Davids zum König, und erst am Schluss heißt es, dass Jesus Christus, der ewige Gott und ewige Sohn des ewigen Vaters, in Bethlehem, von Maria der Jungfrau, geboren worden ist, um durch seine gnadenreiche Ankunft die Welt zu weihen – um durch seine gnadenreiche Ankunft die Welt zu weihen. Das war der Augenblick, auf den die Welt gewartet hatte: die jüdische, die griechische, die römische Welt. Sie wartete auf den Augenblick, in dem die Welt ihren Ursprung und ihr Ziel in sich aufnehmen sollte.

Buddha war ein Religionsstifter; er begründete den Buddhismus. Konfuzius war ein Religionsstifter; er steht am Anfang der Weltanschauung, denn eine Religion kann man sie kaum nennen, am Anfang der Weltanschauung des Konfuzianismus. Mohammed war ein Religionsstifter; er erfand den Islam. Jesus Christus ist kein Religionsstifter; er ist die Religion selbst. Die Religion, die Gott zum Urheber hat, die Religion, deren Inhalt er ist und deren Gegenstand er ist. Die genannten Religionsstifter wollten die Menschen belehren; Jesus kam, um sie mit Gott zu verbinden. Die Religionsstifter nahmen die Welt als gegeben hin; Jesus Christus ist ihr Ursprung. Gewiss, bekennen wir im Glaubensbekenntnis, dass Gott Himmel und Erde geschaffen hat, aber das hindert nicht, dass auch Jesus mit der Schöpfung zu tun hat. Johannes sagt es: „Durch Ihn ist alles geschaffen, was geschaffen ist." Und Paulus bekennt: „Er ist Gottes, des unsichtbaren Bild, Erstgeborener der Schöpfung, denn in Ihm ward alles erschaffen: das Sichtbare und das Unsichtbare, Throne und Herrschaften und Gewalten und Mächte: Alles ward durch Ihn und für Ihn geschaffen. Er ist vor allem, und alles hat in Ihm seinen Bestand." So im Briefe an die Kolosser. Im Brief an die Hebräer heißt es: „Ihn hat Gott zum Erben eingesetzt, und durch Ihn hat er das Weltall erschaffen. Er ist der Strahl seiner Herrlichkeit, das Abbild seines Wesens. Er ist es, durch den alles ist, und durch den auch wir sind." Das fleischgewordene Wort Gottes, das Wort, durch das alles geworden ist, der menschgewordene Gottessohn, ist der Herr der Welt. Kraft der hypostatischen Union, kraft der Verbindung mit der göttlichen Wesenheit und mit der göttlichen Person, ist der Mensch Jesus der Herr der Welt. Die Fülle der Gottheit strömt auf ihn über. Die Gnade des Hauptes geht in die heilige Menschheit Jesu ein. Alle Religionsstifter versuchten, auf je ihre Weise, die Menschen nach ihren Ansichten zu formen. Jesus erlöst sie von ihren Sünden. Das hat weder Buddha noch Konfuzius noch Mohammed versucht. Dazu reichte ihre Kraft nicht. Gott selbst musste kommen, um die Menschheit zu erlösen.

Die Gottesgelehrten haben sich den Kopf darüber zerbrochen, ob der LOGOS auch Mensch geworden wäre, wenn die Menschen nicht gesündigt hätten. Die Frage ist müßig. Gott hat seit Ewigkeit vorausgesehen, dass sie sündigen würden, und hat deswegen auch seit Ewigkeit beschlossen, seinen Sohn auf die Erde zu senden. Die Ordnung der Erlösung und die Ordnung der Schöpfung haben ein und denselben Grund: Sie unterstehen der gleichen Herrschaft, nämlich der Herrschaft Jesu Christi. Die Religionsstifter gewannen Anhänger und herrschten durch ihre Lehren. Sie vermehrten die Zahl ihrer Anhänger durch Gewalt und Krieg, insbesondere der Islam breitete sein Macht durch Zwang

und Terror aus, bis heute. Nicht so Jesus Christus. Er herrscht über das Universum durch seine Schöpfungskraft.

Er ist der Ursprung, aber er ist auch das Ziel der Schöpfung. Sein wesenhaftes Ziel ist: den neuen Himmel und die neue Erde zu schaffen. Es wird einmal die Stunde schlagen, in der das Universum verwandelt wird, in der das Unterworfensein der Schöpfung unter Leid und Tod ein Ende findet. Es wird einmal die Feindschaft zwischen Natur und Mensch und unter den Menschen untereinander zu Ende gehen. Es wird einmal die Offenbarung der ganzen Herrlichkeit Gottes über der Schöpfung sichtbar werden. Noch, noch ist diese Herrschaft Gottes nicht offenbar. Noch ist sie verborgen. Noch sehen wir nicht, dass die Mächte dieser Erde, dieser Welt entthront sind. Noch können die Menschen meinen, dass sie tatsächlich die Macht haben. Aber die Christen wissen schon, dass Christus der Sieger, der Herr und der König ist. „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Auf seinen Schultern ruht Weltherrschaft!“ Das Urbekenntnis der Christen ist dieses, dass Jesus der Christus ist, der Sohn des lebendigen Gottes, der unser und der ganzen Welt Herr ist. Alle Religionsstifter befehlen ihren Anhängern, sind die Führer ihrer Gemeinschaften, aber sie sind alle Teile. Christus gebietet über das Ganze. Ihre Herrschaft ist eine angemaßte; seine Macht ist eine wesenhaft eigene. Christus, der fleischgewordene Sohn Gottes, ist das Haupt der Menschheit. Wir gehören nicht einer Sekte an, einer Konfession, einem Teilbereich des Religiösen, sondern wir gehören dem an, der über alles gebietet, demjenigen, der das Haupt des Alls ebenso wie das Haupt der Kirche ist. Gott hat dem All in Christus ein Haupt gegeben, unter dem es geeint und aufgerichtet ist. Das geschieht durch die Kirche. Die Kirche ist das Organ, mit dem Gott die ganze Welt seiner milden Herrschaft unterwerfen will. In seiner Kirche und durch die Kirche will Christus das Haupt des Alls werden, will er als das Haupt des Alls anerkannt werden. Das nächste Ziel, das er hat, ist natürlich die Kirche selbst, in der die Herrschaft Christi schon offenbar ist. Aber die Kirche weist über sich selbst hinaus. Sie ist nicht um ihrer selbst willen da, sondern um der Welt willen, um der Schöpfung willen. Durch die Kirche soll die Welt hineinwachsen in die Fülle Christi. Damit ist der Kirche ihre geschichtliche Aufgabe gesetzt. Da, wo wirklich Kirche ist, wo die Gläubigen in der Kirche wahrhaft leben, wo die Kirche wächst an Verdienst und Zahl, da verwirklicht sich die Heimholung der Schöpfung, die mit dem Kommen des Herrn zu Bethlehem begonnen hat. Darin ist das letzte Ziel des erhöhten und seine Gaben ausspendenden Christus gelegen: durch die Kirche soll die Vollendung des Alls geschehen. Unsere Kirche ist nicht eine simple Religionsgemeinschaft. Sie ist nicht eine Konfession unter anderen, sie ist das Organ Gottes zur Heiligung der gesamten Schöpfung. Unsere Kirche steht, nach Gottes Anordnung, nicht in Konkurrenz zum Buddhismus, zum Konfuzianismus und zum Islam. Sie ist von Gott bestimmt, die falschen Religionen zu überwinden. Sie soll die ganze Menschheit in sich vereinigen. Dazu ist Christus gekommen, dazu gibt es das Weihnachtsfest, dazu ist die Kirche begründet. Wenn wir also, meine lieben Freunde, in diesen Tagen die Menschwerdung des LOGOS begehen, dann erinnern wir uns daran, dass damit die ganze Welt geweiht worden ist. Diese Weihe hat begonnen in dem Krippenkind, sie hat sich fortgesetzt auf alle die Anhänger, die Jesus gewonnen hat, sie geschieht fortwährend in der Feier des eucharistischen Opfers, wo die Welt geweiht wird in der „sakramentalen Epiphanie“ von Golgota. Jetzt und hier, meine lieben Freunde, ist uns die Aufgabe gesetzt, uns einzugliedern in die große Reihe derer, die Jesus als den Herrn der Welt, als den LOGOS, als den Sohn des Vaters bekennen. Hier und jetzt müssen wir diese Aufgabe wahrnehmen, in uns selbst, in unserem Herzen, in unserer Umgebung. Hier und jetzt müssen wir dafür sorgen, dass die Welt geweiht wird und geweiht bleibt, bis sie ihre Vollendung findet im neuen Himmel und in der neuen Erde.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Treu im neuen Jahr

01.01.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ein neues Jahr hat begonnen. Nachdenklich und sinnend schauen wir auf den Kalender mit seinen vielen Blättern. Was wird es uns bringen? Was wird es uns nehmen? Wir wissen es nicht. Gott weiß es, aber er sagt es uns nicht. Es ist offenbar besser für uns, nicht zu wissen, was die Zukunft für uns bereithält, als es zu wissen. Eines aber sagt er uns: Sei treu in dem begonnenen neuen Jahr, treu deinem Gotte. Viele Male und auf mancherlei Weise hat Gott einst zu den Vätern geredet durch die Propheten. Zuletzt aber, in der Fülle der Zeit, hat er zu uns gesprochen durch seinen Sohn. Christus, der menschgewordene Gott, ist das Wort Gottes, das letzte, das endgültige, das nicht überholbare Wort Gottes. In ihm ist alles gesagt. „Ihn sollt ihr hören", so hat uns der Herr bei der Taufe und auf dem Berge Tabor gelehrt. Ihn sollt ihr hören. Wir hören ihn im Glauben. Der Glaube ist die Übergabe an Gott mit der ganzen Persönlichkeit und gleichzeitig das Fürwahrhalten seiner Offenbarung. Eines und das andere sind untrennbar miteinander verbunden. Der Glaube ist ein Gnadengeschenk, das Gott uns gibt; wir können es verlieren. Paulus macht seinen Schüler Timotheus darauf aufmerksam: „Kämpfe den guten Kampf gläubig und mit reinem Gewissen. Schon manche haben die Stimme ihres Gewissen missachtet und Schiffbruch am Glauben erlitten." Um im Glauben zu leben, zu wachsen und zu verharren, müssen wir ihn nähren und Gott bitten, ihn zu mehren. Wir nähren den Glauben, indem wir darüber nachdenken, indem wir den Katechismus lesen, indem wir die Heilige Schrift zur Hand nehmen, indem wir die Predigt besuchen. Bei jedem Rosenkranz bitten wir den Herrn: mehre meinen Glauben, so wie die Jünger gebet haben: Stell uns Glauben hinzu. Lassen Sie sich nicht irre machen, meine lieben Freunde, weder von den Feinden des Glaubens noch von irrlichternden Theologen. Was einmal wahr ist, bleibt immer wahr. Die Wahrheit ändert sich nicht!

Treu im Glauben, treu auch im Gebet. Gebet ist die Erhebung der Seele zu Gott. Gebet verbindet uns mit Gott. Im Gebet strömt die Gnade in unser Herz. Das Gebet schützt uns vor den Feinden des Heiles. Gebet ist lebensnotwendig. Deswegen: sich Zeit nehmen für das Gebet, ausgiebig beten, gesammelt beten, innig und innerlich beten. Die Kirche bietet den Gläubigen in regelmäßigem Takt Gebete an, die sich wiederholen, die täglichen Gebete: das Morgengebet, das Abendgebet. Ein Tag ohne Morgen- und ohne Abendgebet ist gleichsam ein gottloser Tag. Auch die Tischgebete sind wichtig. Am Anfang des 3. Jahrhunderts schreibt der Kirchenschriftsteller Tertullian: „Wir versammeln uns nicht zum Mittagessen, ohne dass wir vorher und nachher beten" – am Anfang des 3. Jahrhunderts.

Treu im Gottesdienst. Kein Sonntag ohne Messe. Die Feier des Gottesdienstes, die Feier des Sonntags hält sich an die sittliche Vorschrift, die dem Menschenherzen von Natur eingegeben ist, nämlich Gott einen sichtbaren, öffentlichen und gemeinsamen Kult zu erweisen. Der Sonntag hebt die Menschen über sich hinaus. Ich habe als Knabe die Dichtungen des Arbeiterdichters Heinrich Lersch gelesen. Heinrich Lersch war Kesselschmied, aber auch ein Dichter. Und er hat als gläubiger katholischer Christ den Sonntag gefeiert. „Wie hätten wir dieses Leben ertragen", schreibt er in einem seiner Gedichte, „wenn nicht der Sonntag die Türen aufgeschlagen. Da waren wir alle gleich an der Kommunionbank." Die Teilnahme am sonntäglichen Gottesdienst nimmt Bezug auf unsere Zugehörigkeit und Treue zu Christus. Wir bestätigen damit unsere Gemeinschaft im Glauben und in der Liebe. Wir bezeugen die Heiligkeit Gottes und unsere Hoffnung auf das Heil. Wir bestärken einander unter der

Leitung des Heiligen Geistes. In unserer Gemeinschaft nimmt die Treue zum Gottesdienst noch einen besonderen Charakter an. Wir feiern die Messe im ehrwürdigen Ritus der frühen Kirche, zuletzt geordnet durch Papst Pius V.. Dieser Gottesdienst stellt erhöhte Anforderungen an die Teilnehmer. Jeder von uns betet gemeinsam mit dem Priester, jeder verrichtet aber auch eigene, persönliche Gebete. Das ist die Eigenart dieses Ritus, dass in ihm der Einzelne zum Gebet kommt, dass Zeiten ausgespart werden, in denen er seine eigenen, persönlichen Anliegen vor Gott bringen kann. Unser Gottesdienst atmet Erhabenheit und Ehrfurcht. Der Heilige Vater, Benedikt XVI., hat die Feier der Messe Pius V. neben den Ritus Pauls VI. gestellt, in weiser Absicht. Er wollte nicht – wie manche auch auf Bischofstühlen meinen – er wollte nicht die Nostalgie, also die Sehnsucht nach dem Vergangenen, damit befriedigen. Nein, er wollte Leben für die Gegenwart schaffen. Er wusste – Benedikt XVI. wusste es wie kein anderer – er wusste, dass der neue Ritus ausgedünnt und erdbezogen ist. Und deswegen hat er den Ritus Pius V. als Korrektiv und Ergänzung neben ihn gestellt. Es gibt Menschen, die unsere Messfeier ablehnen und bekämpfen; sie möchten sie ausrotten. Ein Mainzer Pfarrer sagte: „Diese alte Messe kommt in meine Kirche nur über meine Leiche." Um diese Absicht zunichte zu machen, ist es notwendig, dass Sie, meine lieben Freunde, gewissenhaft und treu zu der Messfeier im sog. tridentinischen Ritus stehen. Bleiben Sie ihm nicht leichthin fern. Ziehen Sie ihm möglichst nichts vor. Sorgen Sie dafür, dass unser Gottesdienst nicht ausstirbt. Viele von uns haben bereits diese Erde verlassen. Sie sind unserem Herze nahe, weil wir ja in jeder heiligen Messe für sie beten. Aber es wäre wünschenswert, dass Zufluss kommt. Dass Menschen zu uns finden, weil sie die Größe und die Herrlichkeit und die Unersetzlichkeit dieses Ritus' begreifen.

Treu im Besuch der heiligen Messe, treu auch im Empfang der heiligen Sakramente. Gott hat uns diese Gnadenzeichen geschenkt. Sie sollen uns begleiten vom ersten Schrei des Neugeborenen bis zum letzten Atemzug des Sterbenden. Seien wir dankbar. Benutzen wir sie in der rechten Weise, in der erforderlichen inneren Verfassung. Ich weiß, dass kein einziger unserer Gottesdienstbesucher die heilige Beichte versäumt. Alle Menschen, die diese tridentinische Messe besuchen, sind treue, regelmäßige Beichter – Gott sei es gedankt. Das Bußsakrament ist ja das Ostergeschenk des Heilandes. Ich bin um das Heil eines Menschen nicht besorgt, wenn er in jedem Jahre fünfmal beichtet: Ostern, Pfingsten, Mariae Himmelfahrt, Allerheiligen, Weihnachten. Wer das tut, um dessen Heil sorge ich mich nicht. Das Bußsakrament ist Gewissenspflege im besten Sinne des Wortes. Es ist ein Ventil für Lebensunlust und Lebensüberdruss, für den furchtbaren Druck der Schuld. Wir katholischen Christen besitzen das eucharistische Opfersakrament. In einer fremden Gestalt wird unser Herr und Heiland gegenwärtig und schenkt sich uns mit Leib und Seele, mit Fleisch und Blut, mit Gottheit und Menschheit, wie das Konzil von Trient bleibend gültig erklärt hat. Gehen wir gut vorbereitet zur heiligen Kommunion. Nehmen wir den auf, der mit uns durch das Leben geht und der nicht von uns weicht, wenn der Tod an die Tür unserer Wohnungen klopft.

Treu dem gewaltigen Gott wollen wir sein, treu auch den Menschen, die uns anvertraut sind: den Eltern, den Gatten, den Geschwistern, den Kindern. Sie sind uns verbunden durch Abstammung oder durch Weihung. Diese Zugehörigkeit verpflichtet zur Treue in guten wie in schlimmen Tagen. Sehen wir nicht auf die Schwächen der uns Anvertrauten, sehen wir darauf, dass sie uns übergeben sind. Gott wird uns beim Gericht fragen: Wie bist du mit den Deinen umgegangen? Hast du sie angenommen im Herrn? Treu auch deinem Kameraden. Er geht und steht an unserer Seite. Wir erwarten von dem Kameraden, dass er uns beisteht. Seien wir aber auch zuverlässig, wenn es ihm notwendig ist, eine Hilfe zu suchen. Wenn er nach unserer Hand tastet, dann wollen wir ihn nicht verlassen, den Kameraden.

Treu unserem Beruf. Durch unermüdliche Arbeit, meine Freunde, zum eigenen Nutzen und zum Wohl des Nächsten sollen wir Gottes Auftrag erfüllen. Im Beruf sollen wir aushalten und uns bewähren. Die tägliche Mühe will für Gottes Ehre und zum Heil der Menschen gewissenhaft geleistet werden. Die Menschen sollen in unserer Berufserfüllung spüren, dass wir aus höchster Motivation arbeiten. Arbeit ist eine Ehre; wir werden dadurch zu Mitarbeitern Gottes. Arbeit ist das Mittel der Erlösung; es ist eine Sühne. Arbeit ist das beste Mittel der Selbstheiligung, denn es vervollkommnet uns die Arbeit. Welche Ehre, welche Freude, was für eine adelige Berufung ist es, arbeiten zu dürfen. Es ist ein Glück, sein Tagewerk verrichten zu dürfen.

Schließlich seien wir auch treu im neuen Jahre unserem Christenstande. Wir Christen sind ja für die Sünde tot, leben aber für Gott in Christus Jesus. Durch die Taufe sind wir ihm eingegliedert. Durch die Sakramente der Wiedergeburt sind wir Kinder Gottes geworden, haben, so sagt es Petrus in seinem 2. Brief, „Anteil an der göttlichen Natur". Mehr konnte Gott nicht geben, mehr wusste er nicht zu geben – Anteil an der göttlichen Natur. Im Glauben sind wir uns dieser neuen Würde bewusst, und müssen jetzt auch so leben, wie es dem Evangelium entspricht. Das Leben eines Christen unterscheidet sich eben vom Leben eines Nichtchristen. Es ist der Glaube, der in der Liebe tätig ist. Das Werk der Erlösung ist die Richtschnur für unsere Lebensführung. Mit dem Leibe wandeln wir auf Erden, mit dem Herzen wohnen wir im Himmel. Wir suchen die Größe nicht im Reden, sondern im Leben, schreibt Minucius Felix am Anfang des 3. Jahrhunderts. Wir suchen die Größe nicht im Reden, sondern im Leben. Des katholischen Christen charakteristisches Zeichen ist, nicht dass er von der Religion redet, sondern dass er sie lebt.

Am Anfang des neuen Jahres, meine lieben Freunde, wollen wir unser Vertrauen auf Gott erneuern. Gott ist treu. Seine Vorsehung waltet über uns. Er verlässt uns nicht. Wir kennen nicht die Wege, die er uns führen wird, aber wir wissen das Ziel: Er ruft uns in seine ewige Herrlichkeit.

Amen.